

Memoirenbibliothek

Erste Reihe Band 8

Fürst P. Krapotkin

Memoiren eines Revolutionärs

Erster Band



Fürst Peter Krapotkin

im Jahre 1864

11

11-E-196/1

Memoiren eines Revolutionärs

Von Fürst P. Krapotkin

Autorisierte Übersetzung von Max Pannwitz

In zwei Bänden — Erster Band



Zwölfte unveränderte Auflage

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten
Druck von U. Bong's Erben in Stuttgart

Koupl od	N
Darem od	Jan.
v	7a 188a
Inv čís:	38.676
Sign:	

ÚSTŘEDNÍ KNIHOVNA PRÁVNICKÉ FAKULTY STARÝ FOND	01430
C. inv.:	

Peter Krapotkin.*)

Die Selbstbiographie großer Geister hatte in früheren Zeiten gemeinhin einen dieser drei Typen: So sehr irrte ich vom rechten Weg ab; so wurde ich bekehrt. (St. Augustinus.) So schlecht war ich; wer aber wagte sich besser zu nennen! (Rousseau.) So formte sich langsam von innen heraus und durch die Gunst der Umstände ein Genie. (Goethe.)

Unter allen diesen Formen der Selbstdarstellung ist der Verfasser wesentlich mit sich selbst beschäftigt.

Im jetzigen Jahrhundert pflegt die Selbstbiographie hervorragender Persönlichkeiten sich nach einem der beiden folgenden Muster zu gestalten: So talentvoll und von so einnehmendem Wesen war ich, solche Anerkennung und Bewunderung fand ich. (Johanne Louise Heiberg.) Oder: So talentvoll und liebenswürdig war ich; so verkannt wurde ich, und so harte Kämpfe hatte ich zu bestehen, ehe ich die Krone der Berühmtheit errang. (H. C. Andersen.)

In diesen zwei Arten der Lebensbeschreibung befaßte der Verfasser sich vornehmlich damit, was seine Mitmenschen von ihm gedacht und gesagt haben.

Der Verfasser der vorliegenden Selbstbiographie ist

*) Wir behalten die in Deutschland eingebürgerte Schreibweise des Namens Krapotkin bei, obwohl Kropotkin der russischen Aussprache des Namens näher kommen dürfte.
D. V.

nicht von dem Gedanken an seine Gaben erfüllt, schildert auch nicht das Ringen nach deren Anerkennung, noch weniger zeigt er sich um das Urteil der Welt bekümmert. Welche Meinung andere von ihm hegten, erwähnt er auch nicht mit einem Worte.

Man begegnet hier keiner Selbstbespiegelung. Der Verfasser gehört nicht zu jenen, die gern von sich selbst reden; er tut dies widerstrebend und mit einer gewissen Schamhaftigkeit. Man findet hier keine den Schleier lüftende Beichte, keine Empfindsamkeit und keinen Cynismus. Krapotkin verweilt weder bei seinen Lastern, noch bei seinen Tugenden; er läßt sich auf keinerlei vulgäre Vertraulichkeit dem Leser gegenüber ein. Er teilt uns nicht mit, wann er verliebt gewesen ist, und berührt sein Verhältnis zu dem anderen Geschlechte so wenig, daß er nicht einmal seiner Vermählung gedenkt, und wir nur zufällig aus einer flüchtig hingeworfenen Bemerkung erfahren, daß er verheiratet ist. Daß er Vater (und ein äußerst zärtlicher) ist, findet er nur gerade Gelegenheit in all der Kürze zu berühren, mit der er die letzten sechzehn Jahre seines Lebens zusammenfaßt.

Er ist eifriger bestrebt, eine Seelenschilderung seiner Zeit, als seiner selbst zu geben. Man findet in seinem Buche eine Psychologie des offiziellen Rußland, wie des ausgebeuteten Rußland, des arbeitenden Rußland, wie des erstarrten Rußland.

Ebenso ist er sorgsamer bedacht, die Geschichte seiner Zeit wiederzugeben, als seine eigene. Seine Biographie enthält die Geschichte Rußlands, wie er sie von Kindesbeinen an mit erlebte, und die der europäischen Arbeiterbewegung innerhalb der letzten Hälfte des Jahrhunderts. Wenn er sich in seine innere Welt vertieft, sehen wir die äußere sich darin spiegeln.

Doch bietet sich uns auch hier eine Darstellung des Werdeprozesses eines bedeutenden Geistes, und die Darstellung einer inneren Wandlung, die dem entspricht, was

man von alters her eine Bekehrung nannte. Ja, diese Wandlung bildet den Wendepunkt, den Kern des Buches.

Es gibt augenblicklich zwei große Männer in Rußland, deren Denken im Dienste des russischen Volkes steht, und deren Gedanken der Menschheit zu gute kommen, Tolstoi und Krapotkin. Der erstere hat uns in dichterischer Form so manche Abschnitte seines Lebens erzählt; der andere gibt hier ohne irgend welche dichterische Umschreibung zum erstenmale eine Uebersicht des seinen.

So durch und durch verschieden diese beiden Männer sind, so läßt sich doch zwischen ihrer Lebensführung und ihren Grundanschauungen eine Parallele ziehen. Tolstoi ist Künstler, Krapotkin Mann der Wissenschaft; doch keiner der beiden vermag zu einem gegebenen Zeitpunkte seines Lebens sein Genüge in dem Berufe zu finden, für welchen die Natur ihn mit so großen Gaben ausgestattet hat. Religiöse Grübeleien treiben Tolstoi, soziale Grübeleien Krapotkin, die abgesteckte Bahn zu verlassen. Menschenliebe erfüllt sie beide; sie begegnen sich in ihrem Abscheu vor der Gleichgültigkeit, Gedankenlosigkeit, Roheit und Grausamkeit der höheren Klassen, wie darin, sich zu dem niedergetretenen und mißhandelten niederen Volke hingezogen zu fühlen. Beide haben mehr Blick für die Feigheit als für die Dummheit in der Welt. Beide sind sie Idealisten, beide geborene Reformatoren, beide friedliche Gemüter, doch Krapotkin der weitaus friedlichere, so sehr auch Tolstoi den Frieden predigen und jene verdammen mag, die zur Selbsthilfe greifen, während Krapotkin deren Vorgehen berechtigt findet und mit Terroristen in freundschaftlichem Verkehre stand. Am meisten unterscheiden sie sich durch ihr beiderseitiges Verhältnis zur Intelligenz und Wissenschaft, welche Tolstoi in seiner religiösen Leidenschaft geringschätzt und herabsetzt, während Krapotkin sie hoch in Ehren hält, ob er es auch nicht billigt, daß der Mann der Wissenschaft über seinem Fach das Volk und dessen Not vergißt.

So mancher Mann, so manche Frau haben ein großes Lebenswerk vollbracht, ohne deshalb ein großes Leben geführt zu haben. Gar manche Persönlichkeit fesselt, obgleich ihr Leben unbedeutend und alltäglich ist — Krapotkins Leben ist sowohl fesselnd als groß.

Man wird in den zwei Bänden, die seinen Lebenslauf umfassen, alle die Elemente finden, aus denen ein bewegtes Leben besteht: Idylle und Tragödie, Drama und Roman.

Da ist vor allem die Schilderung der Kindheit in Moskau und des Lebens auf dem Lande, mit zahlreichen patriarchalischen Bildern von so meisterhafter Ausführung, daß sie kein Herz ungerührt lassen.

Feine Landschaftsgemälde sind eingestreut, die noch allen Duft der russischen Landschaft atmen, Porträts von treuen, guten Dienern, die, wiewohl Leibeigene, der Kinder Freunde und Beschützer sind, und eine Bruderliebe zeichnet sich vor uns ab, von seltener Innigkeit — dies ist die Idylle selbst. Daneben gibt es jedoch leider von Kindheit auf der Klümmernisse und Schrecken die Fülle, Härte in den Familien, die grausamen Abstrafungen der Leibeigenen, die Vereinigung von großer Beschränktheit und großer Herzlosigkeit in ihrem Eingreifen in die Geschicke.

Dramatische Abwechslung, dramatischer Umschwung ist hier vorhanden: Hofleben und Gefängnisleben, ein Leben auf den Höhen der Gesellschaft, mit Kaisern und Großfürsten, ein Leben der Armut unter Proletariern, in London und der Schweiz. Es kommen hier Verkleidungen wie in einem Drama vor. An ein und demselben Tage weilt der Held im Winterpalaste in Hoftracht und hält im Bauernkittel in einer Vorstadt eine Vorlesung zum Zwecke der Verbreitung revolutionärer Ideen.

Und auch die eigentliche Romanstimmung findet sich hier. Wiewohl Krapotkin so schlicht in Ton und Stil wie wenige ist, enthält seine Erzählung, der Natur des Stoffes zufolge, Partien, welche weit spannender sind, als selbst

die aufregendsten Kapitel der Feuilletonromane, die in Spannung machen. Was könnte man mit größerer Gemütsbewegung lesen, als die Schilderung der Vorbereitungen zu seiner Flucht aus dem Spital des Peter-Paul-Gefängnisses und deren kühne, glückliche Ausführung!

Wenige Menschen haben wie Krapotkin sich in allen Schichten der Gesellschaft bewegt und sie alle gekannt. Welche Bilder: Krapotkin, als Kind im Maskenanzuge am Thronessel des Kaisers Nikolaus, als Page hinter Alexander II. herlaufend, um ihn gegen Gefahren zu schützen — nachher im Gefängnis kalt abweisend gegenüber dem Großfürsten Nikolaus oder mit Grauen, von dem wüsten Lärm einer unterirdischen Prügelscene an, erlauschend, wie der Gefangene in der Zelle unter ihm Tag für Tag mehr die Herrschaft über seinen Verstand verliert! Er war kaiserlicher Kammerpage und ein armer Skribent, er hat das Leben des Studenten, des Offiziers, des Mannes der Wissenschaft, des Entdeckungsreisenden, des Administrators, des Gefangenen und des verbannten Agitators geführt. Er hat als Flüchtling zu Zeiten von Tee und Brot leben müssen, wie ein russischer Muschik, und ist der Spionage und dem Mordattentate ausgesetzt gewesen wie ein russischer Kaiser.

Wenige Männer haben überdies ein so weites Gebiet überschaut. Gleichwie Krapotkin, in seiner Eigenschaft als Geologe, über eine vorhistorische Zeitfolge von Hunderttausenden von Jahren hinblickt, so umfaßt sein Auge die gesamte Kultur des Zeitalters. Zu der literarischen und wissenschaftlichen, in der Studierstube und an Universitäten zu erwerbenden Bildung, den Sprachkenntnissen, der Kenntnis der Schönliteratur, der Philosophie, der höheren Mathematik, gesellte sich frühzeitig eine Bildung, die man in Werkstätten gewinnt, in Laboratorien und auf freiem Felde, das Studium der Naturwissenschaften in allen ihren Verzweigungen, der Kriegswissenschaft und Befestigungskunst, des Maschinenbaues und Fabrikwesens. Nichts,

was seine Entwicklung nicht umspannt hätte. Was hat dieser feurige Geist leiden müssen, als er sich zweimal zur Untätigkeit eines mehrjährigen Kerkerlebens verurteilt sah! Welche Geduldsprobe und welche Schulung im Stoicismus! Krapotkin bemerkt irgendwo, daß die sittlich entwickelte Individualität die Grundlage jeder Organisation sein müsse. Das paßt auf ihn selbst, er ist von seinem Schicksale zu einem Eckstein für den Bau der Zukunft zubehauen worden.

In Krapotkins Leben ist eine zweifache Wandlung vor sich gegangen, die mir besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint.

An der Schwelle der Dreißig, in der Regel das entscheidende Alter im Leben des Mannes, ist er von ganzer Seele Mann der Wissenschaft und macht eine große wissenschaftliche Entdeckung. Er hat beobachtet, daß die Karten von Nordasien unrichtig seien, daß nicht nur die alte Auffassung der Geographie eine irrige sei, sondern daß auch die Anschauungsweise von Alexander von Humboldt im Widerstreit mit den Tatsachen stehe. Mehr als zwei Jahre schon ist er in mühselige Studien vertieft; da sieht er eines schönen Tages die Verhältnisse plötzlich vor sich, wie sie sind, wie sie noch niemand vor ihm gesehen hatte, sieht, daß die Hauptlinien in der Struktur Asiens nicht von Nord nach Süd oder von West nach Ost, sondern von Nordost nach Südwest gehen. Er stellt seine Entdeckung auf die Probe, wendet sie auf hundert und aber hundert besondere Einzelheiten an, und siehe da, sie hält Stich. Er kostet die Freude der Erkenntnis in ihrer höchsten, reinsten Form, wie sie beseligend das Gemüt erfüllt.

Da aber vollzieht sich der Umschlag. Denn es folgt unmittelbar die Trauer bei ihm, daß die Freude so wenigen Menschen beschieden ist. Er fragt sich, ob er das Recht habe, sie allein zu genießen. Es dünkt ihm eine höhere Pflicht, zur Ausbreitung der bereits vorhandenen Errungen-

schaften der Forschung unter dem niederen Volke beizutragen, als neue Entdeckungen zu machen.

Ich für meinen Teil sehe die Sache mit anderen Augen an als er. Würde Pasteur von Krapotkins Anschauungen ausgegangen sein, er wäre der Wohltäter der Menschheit nicht geworden, der er war. Ich meine, die hervorragende Persönlichkeit diene allen am wirksamsten, wenn sie nur so intensiv schafft, als sie vermag. Alles kommt schließlich doch der großen Masse der Bevölkerung zu gute. Allein seine Denkart kennzeichnet Krapotkin, in ihr drückt sich sein Wesen aus.

Und der Gedanke kommt nicht mehr in ihm zur Ruhe. In Finnland, wo er auf dem Sprunge steht, neue wissenschaftliche Entdeckungen zu machen, wo ihm die Erkenntnis — die dazumal eine Kezerei war — aufgeht, daß und in welcher Art in vorhistorischer Zeit Nordeuropa von Eis bedeckt war, ergreift ihn solches Mitleid mit dem Elend und dem Kampf ums Brot rings um ihn her, daß er es als seine höchste, unbedingte Pflicht empfindet, der Lehrer und Helfer der Armen und Verwahrlosten zu werden. Und eine neue Welt tut sich ihm auf, indem er von denen lernt, die er belehren will. Fünf, sechs Jahre später tritt in der Schweiz das zweite Stadium seiner Wandlung ein.

Schon weit früher, während Krapotkins ersten Schweizer Aufenthaltes, hatte er sich von der Gruppe der Staatssozialisten entfernt, aus Furcht vor ökonomischer Despotie, aus Haß gegen Zentralisation, aus Liebe zur Freiheit des einzelnen und der Kommune. Doch erst nach seiner langen Haft in Rußland, während seines zweiten Aufenthaltes unter hochbegabten Arbeitern der westlichen Schweiz, zeichnete sich ihm der neue Gesellschaftszustand, der ihm vor-schwebte, bestimmter als ein Gemeinwesen von verbündeten Associationen ab, in der Weise zusammenwirkend, wie sich heutigen Tages die Eisenbahngesellschaften und das Post-

wesen der verschiedenen Länder ohne zentrale Regierung in die Hände arbeiten.

Von da ab ist seine Grundanschauung in allem Wesentlichen dieselbe geblieben. Er weiß, daß er der Zukunft ihre Bahn nicht vorzeichnen könne, ist der Meinung, daß alles der eigenen aufbauenden und ausgestaltenden Tätigkeit der Massen entspringen müsse, und zieht zu besserem Verständnis Rechtsformen des Mittelalters, die Innungen, die von untenher geschaffen wurden, zum Vergleiche heran. In seinen Augen besteht — worin ich entschieden anderer Ansicht bin — der Gegensatz von Leitenden und Geleiteten nicht, dennoch bezeichnet er einen seiner Freunde rühmend als ‚den geborenen Führer‘.

Krapotkin nennt sich selbst einen Revolutionär. Selten ist unstreitig ein Revolutionär so human gewesen und — seines Widerwillens gegen das Bürgertum ungeachtet — so mild. Man stugt, ihn einmal an einer Stelle, wo er eines drohenden Zusammenstoßes mit der Schweizer Polizei erwähnt, sich eines kriegerischen Instinkts zeihen zu hören, indem er erklärt, nicht bestimmt sagen zu können, ob er mit einem Gefühl der Erleichterung oder der Enttäuschung den Kampf vermieden sah. Solch eine Aeußerung ist bei ihm etwas Unerhörtes. Er war nie ein Rächer, oft ein Märtyrer; er hat nie anderen, stets nur sich selbst Opfer auferlegt. Sein ganzes Leben hindurch hat er Opfer gebracht, doch solcherweise, daß man meinen sollte, sie wären ihm gar nicht schwer gefallen, so wenig Aufhebens macht er davon. Er ist bei all seiner Strenge so wenig rachsüchtig, daß er jemand, den er am schärfsten verurteilt, einen Gefängnisarzt, dessen Namen er verschweigt, einzig mit den Worten brandmarkt: „Je weniger man von ihm sagt, je besser“.

Er ist ein Revolutionär ohne Pathos und ohne Embleme, der alles theatralische Zubehör der Revolution wie Schwüre und Zeremonien und Verschwörungen verlacht. Er braucht

den Vergleich mit keinem Freiheitsmanne dieses Jahrhunderts, welchen Landes immer, zu scheuen. Keiner besaß höhere Geistesgaben, keiner tat es ihm an Uneigennützigkeit zuvor.

Kopenhagen.

Georg Brandes.

Inhalt des ersten Bandes.

Peter Krapotkin. Von Georg Brandes	Seite V
--	------------

Aus der Kindheit.

Erstes Kapitel.

Moskau. — Das Alte Marschallviertel. — Meine früheste Erinnerung. — Die Familie Krapotkin. — Mein Vater. — Meine Mutter	1
---	---

Zweites Kapitel.

Meine Stiefmutter. — Herrn Poulains Lehrmethode. — Sonntagsvergnügungen. — Geschmack am Theater. — Teilnahme an Nikolaus' I. Regierungsjubiläum. — Eintritt meines Bruders ins Kadettenhaus	16
---	----

Drittes Kapitel.

Unsere Leibeigenen. — Gesellschaftliches und Familienleben. — Russische Fasten- und Osterzeit. — Bilder aus dem Leben der Leibeigenen. — Übersiedelung aufs Land. — Aufenthalt in Nikolskoje	34
--	----

Viertes Kapitel.

Meine weitere Erziehung. — Schäden der Leibeigenschaft. — Ein trauriges Geschick. — Ausbildung begabter Leibeigenen. — Eine Geistererscheinung	61
--	----

Fünftes Kapitel.

Erinnerungen an den Krimkrieg. — Nikolaus' I. Tod. — Meine geistige Entwicklung. — Literarische Neigungen. — Journalistische Versuche	Seite 80
---	-------------

Im Pagenkorps.

Sechstes Kapitel.

Mein Eintritt in das Pagenkorps. — Der Leiter des Korps. — Der im Korps herrschende Geist. — Eine Wandlung zum Bessern	91
--	----

Siebentes Kapitel.

Der Unterricht im Pagenkorps. — Studium des Deutschen. — Russische Grammatik und Literatur. — Verhältnis zu den Lehrern im Schreiben und Zeichnen. — Eine 'Bene- figvorstellung'	107
---	-----

Achtes Kapitel.

Briefwechsel mit meinem Bruder über ästhetische, religiöse, philosophische und volkswirtschaftliche Fragen. — Heimliche Zusammenkunft mit meinem Bruder. — Eine praktische volkswirtschaftliche Studie. — Verkehr mit dem Volke	121
---	-----

Neuntes Kapitel.

Stürmische Zeiten im Pagenkorps. — Begräbnisfeier der Kaiserin Alexandra. — Studien in den oberen Klassen des Pagenkorps; physikalischer, chemischer, mathematischer Unterricht. — Beschäftigung in der freien Zeit. — Die italienische Oper in Petersburg	140
--	-----

Zehntes Kapitel.

Lagerleben in Peterhof. — Militärische Übungen in Gegenwart des Kaisers. — Praktischer Unterricht. — Ausbreitung revolutionärer Ideen. — Aufhebung der Leibeigenschaft. — Bedeutung und Folgen dieser Aufhebung	157
---	-----

Elftes Kapitel.	Seite
Das Hofleben in Petersburg. — Das Spionagesystem am Hofe. — Charakter Alexanders II. — Die Kaiserin. — Der Thronfolger. — Alexander III.	181

Zwölftes Kapitel.

Wahl eines sibirischen Kosakenregiments. — Furchtbare Feuersbrunst beim Pagenkorps. — Beginn der Reaktion. — Ich erhalte das Offizierspatent	200
--	-----

In Sibirien.

Dreizehntes Kapitel.

Sibirien. — Reformarbeiten in Transbaikalien. — Der polnische Aufstand. — Seine verderblichen Folgen für Polen und Rußland	218
--	-----

Vierzehntes Kapitel.

Annektierung und Bestiedelung der Amurprovinz. — Auf dem Amur. — Ein Typhon. — Als Kurier nach Petersburg	239
---	-----

Fünfzehntes Kapitel.

Als Händler verkleidet durch die Mandschurei. — Den Sungari hinauf bis Kirin. — Von den Goldminen nach Tschita	259
--	-----

Sechzehntes Kapitel.

Was mich der Aufenthalt in Sibirien gelehrt hat. — Polnische Verbannte in Ostsibirien. — Ihr Aufstand. — Austritt aus dem Militärdienst	280
---	-----

Aus der Kindheit.

Erstes Kapitel.

Moskau. — Das Alte Marschallviertel. — Meine früheste Erinnerung. — Die Familie Krapotkin. — Mein Vater. — Meine Mutter.

Moskau ist im Verlauf seiner Geschichte ganz allmählich gewachsen, und der besondere Charakter, welcher sich den einzelnen Stadtteilen während ihrer langsamen historischen Entwicklung aufprägte, hat sich noch bis auf den heutigen Tag merkwürdig gut erhalten.

Der jenseits der Moskwa gelegene Bezirk mit seinen langweiligen breiten Straßen und seinen gleichförmigen grauangestrichenen und niedrigen Häusern, deren Tore Tag und Nacht unter sicherem Riegelverschluß bleiben, ist immer der ausschließliche Sitz des Standes der Großkaufleute gewesen und eine Hochburg der strengen, in Formalismus erstarrten, despotischen Altgläubigen. Die Stadtburg oder der Kreml ist noch das Bollwerk für Altar und Krone, und der weite Raum davor, den Tausende von Verkaufsläden und Speichern bedecken, war seit Jahrhunderten ein

Krapotkin, Memoiren I. 1

wimmelnder Ameisenhaufen und bildet immer noch das Herz eines gewaltigen, über den ganzen Umfang des ungeheuren Reiches hin pulsierenden Binnenhandels. Die Twereskaja und die Schmiedebrücke sind Jahrhunderte lang die Hauptstätten der feineren Handelsgeschäfte gewesen, während die Handwerker Viertel, die Plustschicha und die Dorogomilowka, in ihrer Bevölkerung noch viel von den Charakterzügen behalten haben, die dieser in den Zeiten der moskowitzischen Zaren eigen waren. Jedes Stadtviertel bildet für sich eine kleine Welt, jedes hat seine eigenen Züge und lebt sein eigenes Leben. Sogar die Eisenbahnen haben sich, als sie in die alte Hauptstadt hereinbrachen, in der Peripherie der Altstadt für ihre Baulichkeiten und Maschinen, für ihre schwerbeladenen Wagen und Lokomotiven einen eigenen, abgegrenzten Kreis geschaffen.

Doch ist von allen Teilen Moskaus wohl keiner eigenartiger als das Labyrinth von sauberen, stillen, gewundenen Straßen und Gassen, das hinter dem Kreml zwischen zwei großen strahlenförmig verlaufenden Straßen, der Arbat und der Pretschistenka, liegt und das noch heute den Namen führt: Altes Marschallviertel — ‚Staraja Konjuschennaja‘.

Vor einigen fünfzig Jahren lebte hier, langsam aussterbend, der alte Moskauer Adel, dessen Namen wir auf den Blättern der russischen Geschichte vor den Zeiten Peters I. so häufig verzeichnet finden, der aber dann verschwand und den neuen ‚Männern aus allen Ständen‘ Platz machte, die der Gründer des russischen Staates zum öffentlichen Dienste heranzog. Da sie sich am Petersburger Hofe überflüssig fühlten, zogen sich diese Adligen alten Schlages ent-

weder nach Moskau in das Alte Marschallviertel oder auf ihre malerischen Landgüter unfern der Hauptstadt zurück und blickten mit einem aus Verachtung und geheimer Eifersucht gemischten Gefühl auf die etwas buntscheckige Gesellschaft, die, ‚wer weiß woher‘ stammend, in der neuen Reichshauptstadt an den Ufern der Newa die höchsten Staatsämter in Besitz hatte.

In ihren jüngeren Jahren hatten die meisten von ihnen ihr Glück im Staatsdienste, vornehmlich im Heere, versucht, doch aus einem oder dem andern Grunde waren sie bald ausgetreten, ohne es weit gebracht zu haben. Einige fanden in der Stadt ihrer Ahnen einen ruhigen Ehrenposten — zu diesen gehörte auch mein Vater, — die anderen quittierten einfach den aktiven Dienst. Aber wohin sie auch im weiten russischen Reiche ihre amtliche Laufbahn verschlagen mochte, immer war es ihr letztes Ziel, ihr Alter im eigenen Hause im Alten Marschallviertel zu verleben, im Schatten der Kirche, wo sie getauft und wo beim Begräbnis ihrer Eltern die letzten Gebete gesprochen waren.

Aus den alten Stämmen sproßten frische Reiser und Kräfte, von denen sich manche in verschiedenen Teilen Russlands rühmlich auszeichneten; andere erwarben prächtigere, modernere Häuser in einer anderen Gegend Moskaus oder in Petersburg. Aber der bodenständige Zweig, der im Alten Marschallviertel, unweit der grünen, gelben, rosa oder braunen durch die Familientradition so teuren Kirche wohnen blieb, galt als der wahre Stammhalter der Familie, ganz gleich, welche Stellung ihm eigentlich im Familienverbande zukam. Dem altväterischen Haupte dieser

Moskauer Linie traten selbst solche jüngeren Vertreter des-
selben Geschlechtes, die ihre Vaterstadt verlassen und eine
glänzendere Laufbahn in der Garde oder in Hofkreisen
angetreten hatten, mit großer — vielleicht ein wenig mit
Ironie gefärbter — Ehrerbietung entgegen. Denn in ihm
verkörperten sich das Alter und die Überlieferungen der
Familie.

In diesen stillen Straßen, die weit ab lagen vom Lärm
und Getümmel der geschäftigen Stadt, sahen sich die Häuser
sämtlich auffallend gleich. Sie waren meist von Holz und
hatten glänzende grüne Dächer aus dünnen Eisenplatten; die
Außenseiten wiesen Stuckverzierungen auf und waren mit
Säulen und Portikus geschmückt; alle aber leuchteten in leb-
haften Farben. Fast sämtliche Gebäude hatten nur ein Stock-
werk und sieben oder neun große freundlich aussehende Fenster
nach der Straße zu. Ein zweiter Stock fand sich nur über
dem hinteren Teile des Hauses. Dieser schaute auf einen
geräumigen Hof, den zahlreiche, kleinere als Küchen, Ställe,
Keller, Schuppen, sowie als Wohnungen für Tagelöhner
und Dienströten dienende Baulichkeiten einfaßten. Ein
weites Tor führte auf diesen Hof und trug gewöhnlich
ein Messingschild mit der Inschrift ‚Haus des So und So,
Leutnant oder Oberst und Ritter‘; sehr selten las man
‚Generalmajor‘ oder einen entsprechend hohen Ziviltitel.
Wo sich aber in einer dieser Straßen ein prächtiges Haus
mit schönem, vergoldeten Eisengitter und eisernem Tore
fand, da konnte man sicher sein, auf dem Messingschild zu
lesen ‚Handelskonsul‘ oder ‚Der Ehrenwerte Bürger So
und So‘. Dies waren Eindringlinge, die sich ungeladen

in diesem Viertel niedergelassen hatten und darum auch
von ihren Nachbarn ignoriert wurden.

Geschäftsläden waren in diesen vornehmen Straßen
nicht gestattet, höchstens fand sich in einem kleinen zur
Kirche gehörigen Holzhaufe ein unbedeutender Kauf- oder
Grünframladen. Dann hatte gewöhnlich ein Polizist sein
Wohn- und Wachthäuschen an der gegenüberliegenden
Ecke; tagsüber zeigte er sich, mit einer Hellebarde be-
waffnet, an der Tür und grüßte mit seiner harmlosen
Waffe die vorüberschreitenden Offiziere; wenn aber die
Dämmerung kam, zog er sich ins Innere zurück, um dort
dem Schuhflücken obzuliegen oder einen besonderen bei den
älteren Dienströten der Umgegend beliebten Schnupftabak
herzustellen.

Ruhig und friedlich verlief, wenigstens dem äußeren
Anscheine nach, das Leben in diesem Moskauer Faubourg
St. Germain. Morgens war kein Mensch auf den Straßen
zu sehen. Um Mittag erschienen die Kinder, um unter
der Obhut französischer Hauslehrer oder deutscher Kinder-
frauen auf den schneebedeckten Promenaden spazieren zu
gehen. Später am Tage ließen sich die Damen in zwei-
spännigen Schlitten sehen, die mit einem kleinen, hinter
den Läufern befestigten Brette, dem Stand des begleitenden
Diener, versehen waren; oder sie saßen ganz verborgen in
der Tiefe eines altertümlichen, ungeheuren und hohen, auf
mächtigen, geschweiften Federn ruhenden, vierspännigen Wa-
gens, mit einem Postillon auf dem ersten Sattelpferd, wäh-
rend zwei Diener hinten standen. Am Abend waren die
meisten Häuser glänzend erleuchtet, und da man die Läden

nicht niederließ, konnte man von der Straße aus in den Prunkzimmern Karten spielen oder Walzer tanzen sehen. Politische Ansichten gab es in jenen Tagen kaum, und noch fern waren die Jahre, wo in jedem dieser Häuser ein Kampf zwischen ‚Vätern und Söhnen‘ begann, ein Kampf, der gewöhnlich entweder durch eine Familientragödie oder mit einem nächtlichen Besuche der Geheimpolizei seinen Abschluß fand. Vor fünfzig Jahren dachte man an dergleichen nicht; alles war ruhig und glatt — wenigstens an der Oberfläche.

In diesem Alten Marschallviertel bin ich im Jahre 1842 geboren, und hier vergingen die ersten fünfzehn Jahre meines Lebens. Auch als unser Vater das Haus, in dem meine Mutter starb, verkauft und ein anderes erstanden hatte, und als er dieses wieder veräußerte und wir verschiedene Winter in gemieteten Häusern verlebten, bis er ein drittes, seinem Geschmacke entsprechendes fand, das keinen Steinwurf weit von der Kirche, in der er getauft war, lag, auch da blieben wir im Alten Marschallviertel, das wir nur im Sommer mit unserm Landsitze vertauschten.

Ein hohes, geräumiges Schlafzimmer, das eine Ecke des Hauses einnahm, ein weißes Bett darin, auf dem unsere Mutter ruht, dicht daneben unsere Kinderstühle und -tische und auf den sauber gedeckten Tischen Süßigkeiten und Eingemachtes in hübschem Glasgeschirr — dies alles zu einer ungewohnten Tagesstunde, in der man uns Kinder dorthin gebracht hat, — das ist die erste, unbestimmte Erinnerung meines Lebens.

Unsere Mutter lag totkrank an der Auszehrung darnieder, als sie erst fünfunddreißig Jahre zählte. Ehe sie auf immer von uns schied, wünschte sie uns noch einmal neben sich zu haben, uns zu lieblosen, sich an unserer Freude einen Augenblick selbst zu freuen, und hatte uns darum einen kleinen Schmaus neben ihrem Lager, das sie nicht mehr verlassen konnte, bereiten lassen. Noch sehe ich ihr bleiches, schmales Gesicht, ihre großen, dunkeln Augen vor mir. Sie schaute uns liebevoll an und forderte uns auf, zu essen und zu ihr aufs Bett zu klettern; dann brach sie auf einmal in Tränen aus und fing an zu husten, und man hieß uns fortgehen.

Einige Zeit danach brachte man uns Kinder, das heißt, meinen Bruder Alexander und mich, aus dem großen Haus in ein kleines Hofgebäude. Obwohl die Aprilsonne noch mit ihren Strahlen die kleinen Zimmer füllte, sagte unsere deutsche Kinderfrau, Frau Burmann, und unser russisches Kindermädchen, Aliana, wir sollten zu Bett gehen. Mit tränenüberströmten Gesichtern nähten sie uns schwarze mit breiten weißen Fransen umsäumte Kittelchen. Wir konnten nicht schlafen. Das Unbekannte erschreckte uns, und wir horchten auf die Reden, die beide Frauen in gedämpftem Tone miteinander führten. Sie sagten etwas von unserer Mutter, das wir nicht verstanden. Da sprangen wir aus unsern Betten und fragten: „Wo ist Mama? Wo ist Mama?“

Doch sie fingen nur an, herzbrechend zu seufzen, streichelten unser lockiges Haar und nannten uns ‚arme Waisen‘, bis Aliana nicht länger an sich halten konnte

und sagte: „Eure Mutter ist dorthin gegangen — in den Himmel, zu den Engeln.“

„Wie in den Himmel? Warum?“ fragte unsere kindliche Einbildungskraft, ohne eine Antwort zu erhalten.

Dies war im April 1846. Ich war erst dreieinhalb Jahre alt und mein Bruder Sascha noch nicht fünf. Wo unsere älteren Geschwister, Nikolaus und Helene, waren, weiß ich nicht; vielleicht befanden sie sich schon außer dem Hause in Schulanstalten. Nikolaus zählte zwölf und Helene elf Jahre; sie hielten zusammen, und wir kannten sie nur sehr wenig. So blieben wir, Alexander und ich, in dem kleinen Hause und in den Händen Frau Burmanns und Alianas. Die gute alte Deutsche, die heimatlos und völlig allein in der weiten Welt stand, suchte uns nach ihrer Weise die Mutter zu ersetzen. Sie zog uns auf, so gut sie konnte, kaufte uns von Zeit zu Zeit eine Kleinigkeit als Spielzeug und stopfte uns mit Gewürzküchlein voll, so oft ein anderer alter Deutscher, der mit diesen Lackerbissen handelte und der wahrscheinlich ebenso heimatlos und verlassen wie Frau Burmann selbst war, in unser Haus kam. Unsern Vater sahen wir selten, und im übrigen gingen die beiden nächsten Jahre dahin, ohne einen dauernden Eindruck in meinem Gedächtnis zu hinterlassen.

Unser Vater war auf die Herkunft seiner Familie sehr stolz und wies mit großem Selbstgefühl auf eine Pergamentrolle, die in seinem Studierzimmer an der Wand hing. Es prangte darauf unser Wappen — das Wappen des

Fürstentums Smolensk mit dem Hermelinmantel darüber und der Monomachenkrone — und die vom heraldischen Amte beglaubigte Erklärung, daß unsere Familie von einem Enkel Kostislaw Mistslawitschs des Kühnen (eines alten, auf den Blättern der russischen Geschichte vielgenannten Großfürsten von Kiew) abstammte, und daß unsere Vorfahren Großfürsten von Smolensk gewesen wären.

„Dreihundert Rubel hat mich dieses Pergament gekostet,“ pflegte unser Vater dabei zu sagen. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er mit der russischen Geschichte wenig vertraut, weshalb er den Wert der Rolle mehr nach ihrem Preise als nach ihrer historischen Bedeutung bemas.

Tatsächlich ist unsere Familie wohl von sehr altem Ursprung, sie trat aber wie die meisten Abstammlinge Ruriks, die man als Vertreter der Feudalzeit in der russischen Geschichte betrachten kann, in den Hintergrund, als jene Zeit zu Ende ging und die Romanows, in Moskau auf den Thron erhoben, den russischen Staat zusammenzuschmieden begannen. In neuerer Zeit scheint kein Krapotkin eine besondere Neigung zum Staatsdienst besessen zu haben. Unser Urgroßvater wie unser Großvater zogen sich schon als ganz junge Männer vom Kriegsdienst zurück und begaben sich schleunigst auf ihre Familienbesitzungen. Übrigens war, wie hier bemerkt werden muß, ihre Hauptbesitzung, Arusowo, die im Gouvernement Rjasan auf einem beträchtlichen Hügel an der Grenze fruchtbarer Ebenen lag, mit ihren schattigen Wäldern, ihren munteren Flüssen und ihren endlosen Wiesen wohl für jeden ver-

führerisch genug. Unser Großvater war erst Leutnant, als er aus dem Dienst trat und nach Urusowo ging, um sich ganz der Verwaltung dieses Gutes zu widmen und seinen Besitz durch den Ankauf weiterer Güter in der Umgegend zu vergrößern.

Wahrscheinlich würde unsere Generation ebenso gehandelt haben, hätte unser Großvater nicht eine Fürstin Gagarin geheiratet, deren Familie von ganz anderem Schlage war. Ihr Bruder war allgemein als leidenschaftlicher Freund der Bühne bekannt. Er hielt sich ein eigenes Theater und ließ sich von seiner Neigung so weit hinreißen, daß er, zum Argernis seiner ganzen Verwandtschaft, eine Leibeigene zur Frau nahm — die geniale Schauspielerin Semjonowa, eine der Gründerinnen der mimischen Kunst in Rußland, die zweifellos zu ihren ansprechendsten Vertreterinnen gehört. „Ganz Moskau“ schauderte, als sie auch nach ihrer Verheiratung noch auf der Bühne auftrat.

Ob unsere Großmutter denselben künstlerischen und literarischen Neigungen huldigte wie ihr Bruder, kann ich nicht sagen; soweit meine Erinnerung an ihre Person zurückreicht, war sie schon gelähmt und vermochte nur noch im Flüsterton zu sprechen. Doch so viel ist gewiß, daß literarische Neigungen in der nächsten Generation für unsere Familie charakteristisch wurden. Einer von den Söhnen der Fürstin Gagarin zählt zu den russischen Dichtern zweiten Ranges und verfaßte einen Band Gedichte, eine Tafsache, deren sich mein Vater schämte und die er immer zu verheimlichen suchte, und in unserer eigenen Generation haben sowohl mehrere von unsern Vettern wie auch mein

Bruder und ich selbst mehr oder minder zur Literatur unserer Zeit beigeuert.

Unser Vater war der Typus eines Soldaten in der Periode Nikolaus' I. Nicht als ob er von kriegerischem Geist erfüllt gewesen wäre und das Lagerleben so sehr geliebt hätte; ich bezweifle sogar, daß er nur eine einzige Nacht seines Lebens am Weiwachtfeuer verbrachte oder auch nur einmal an einer Schlacht teilnahm. Aber unter Nikolaus I. war dies ganz nebensächlich. Als echter Krieger galt der Offizier, der in seine Uniform verliebt war und auf jede andere Kleidung nur mit Verachtung blickte, dessen Soldaten auf nahezu übermenschliche Kunststücke mit ihren Beinen und ihren Gewehren eingedrillt waren — den Flintenkolben beim „Präsentieren des Gewehres“ zu zerbrechen, war eines dieser berühmten Kunststücke —, und der bei der Parade seine Soldaten in so gleichmäßigen und starren Reihen vorführen konnte, als wären sie von Blei. „Sehr gut,“ sagte der Großfürst Michael einmal von einem Regiment, nachdem er es eine ganze Stunde lang hatte das Gewehr präsentieren lassen, „sehr gut, aber sie atmen!“ Sicher war es meines Vaters Ideal, der damals herrschenden Vorstellung von einem echten Militär zu entsprechen.

Allerdings nahm er an dem türkischen Feldzuge von 1828 teil, aber es gelang ihm, während der ganzen Zeit dem Stabe des Höchstkommmandierenden zugeteilt zu bleiben; und wenn wir Kinder uns seine ausnahmsweise gute Laune zu nutze machten und ihn baten, uns etwas vom Kriege zu erzählen, so konnte er nichts zum besten geben als einen

wütenden Angriff von Hunderten von türkischen Hunden, die in einer Nacht ihn und seinen treuen Diener Frol anfielen, als sie mit Depeschen durch ein verlassenes Dorf ritten. Nur mit ihren Säbeln konnten sie sich von den hungrigen Tieren frei machen. Kämpfe mit Türkencharen würden unsere lechzende Phantasie besser gestillt haben, aber in Ermangelung von etwas Besserem waren wir auch mit den Hunden zufrieden. Wenn uns der Vater aber dann, unsern dringenden Fragen nachgebend, erzählte, wie er das *Sankt-Anna-Kreuz* ‚für Tapferkeit‘ und den goldenen Degen, den er trug, verdient habe, so waren wir, muß ich gestehen, geradezu enttäuscht. Diese Geschichte war denn doch zu profaisch. Die Generalstabsoffiziere lagen in einem türkischen Orte, als plötzlich Feuer ausbrach. In einem Augenblick standen die leichten Holzhäuser in Flammen, und in einem war ein Kind zurückgeblieben. Aus Mitleid mit der Mutter, die ein herzerreißendes Geschrei hören ließ, stürzte sich Frol, der immer in der Begleitung seines Herrn war, in die Flammen und rettete das Kind, worauf der Höchstkommandierende, der Zeuge der Tat gewesen war, meinem Vater sofort das Kreuz für Tapferkeit verlieh.

„Aber Vater,“ riefen wir, „Frol hat ja das Kind gerettet!“

„Was macht das?“ erwiderte er sehr naiv. „War er nicht mein Leibeigener? Das ist ganz gleich.“

Auch an dem Feldzuge von 1831 während des polnischen Aufstandes nahm er teil, und dabei lernte er in Warschau die jüngste Tochter des Generals Sulima, der an der Spitze eines Armeekorps stand, kennen und verliebte

sich in sie. Mit großer Pracht wurde im *Lasientki-Palast* die Hochzeit gefeiert, wobei der Statthalter, Graf *Paskiewitsch*, Trauzeuge für den Bräutigam war. „Aber eure Mutter,“ äußerte unser Vater gelegentlich, „brachte mir keine Mitgift an Grundeigentum und Leibeigenen ins Haus.“

Das war richtig. Ihr Vater, *Nikolaus Semjonowitsch Sulima*, hatte nicht die Kunst gelernt, Karriere zu machen oder ein Vermögen zu erwerben. In seinen Adern rollte wohl zu viel von dem Blute der *Dnjepr-Kosaken*, die es besser verstanden, die stattlichen, kriegerischen Polen oder *Türkenheere*, dreimal zahlreicher als sie selbst, in die Flucht zu schlagen, als den Fallstricken der Moskauer Diplomatie zu entgehen, und die nach ihrem tapferen Kampfe gegen die Polen in dem furchtbaren Aufstand von 1648, dem Anfang vom Ende der polnischen Republik, unter die Herrschaft der russischen Zaren gerieten und damit alle ihre Freiheiten verloren. Ein *Sulima* wurde von den Polen gefangen genommen und bei *Warschau* zu Tode gefoltert, aber die anderen Hauptleute aus demselben Geschlecht kämpften darum nur um so hitziger, und *Klein-Rußland* ging für Polen verloren.

Von unserm Großvater ist noch zu berichten, daß er sich während *Napoleons I.* Invasion an der Spitze seines *Kürassier-Regiments* in ein von *Bajonetten* starrendes *Karree* französischer Infanterie einhieb und, nachdem er für tot auf dem Schlachtfelde geblieben war, später von seiner tiefen Kopfschnittwunde wieder genas. Er brachte es aber niemals fertig, den Diener des Günstlings *Alexanders I.*, des allmächtigen *Arafschejew*, zu spielen, und wurde daher

gewissermaßen in ehrenvolle Verbannung geschickt und zwar zuerst als Statthalter nach Westsibirien und später nach Ostsibirien. Damals galt eine solche Stellung für gewinnbringender als eine Goldmine, aber unser Großvater kam ebenso arm von Sibirien zurück, wie er dorthin gegangen war, und hinterließ seinen drei Söhnen und drei Töchtern nur ein bescheidenes Erbe. Als ich im Jahre 1862 nach Sibirien kam, hörte ich seinen Namen oft mit Hochachtung nennen. Der in jenen Provinzen übliche Diebstahl im großen, den er auf keine Weise verhindern konnte, brachte ihn zur Verzweiflung.

Unsere Mutter war für ihre Zeit zweifellos eine sehr bemerkenswerte Frau. Viele Jahre nach ihrem Tode fand ich im Winkel eines Vorratzszimmers in unserem Landhause eine Menge von Papieren, die mit ihrer festen, aber hübschen Handschrift bedeckt waren. Es waren Tagebücher, in denen sie mit Entzücken deutsche Landschaften beschrieb, oder auch ihrem Kummer und ihrem Verlangen nach Glück Ausdruck gab, und Hefte mit Abschriften polizeilich verbotener russischer Gedichte, darunter die schönen historischen Balladen *Aylejew's*, des Dichters, den *Nikolaus I.* 1826 hängen ließ; andere Bücher enthielten Musikstücke, französische Dramen, Verse von *Lamartine* und *Byrons* Gedichte, alles von ihrer Hand kopiert; endlich fand sich dabei noch eine große Zahl von Aquarellmalereien.

Von hoher, schlanker Gestalt, im üppigen Schmucke kastanienbraunen Haares, mit ihren dunkelbraunen Augen und dem kleinen Munde steht sie uns wie leibhaftig in

einem Gemälde gegenüber, das von einem tüchtigen Künstler offenbar *con amore* gemalt wurde. Immer voll Leben und leicht sich der Sorge entschlagend, liebte sie den Tanz sehr, und die Bauernfrauen in unserm Dorfe erzählten uns, wie sie oft vom Balkon ihren Ringtänzen — den langsamen, anmutreichen russischen Volkstänzen — zuschaute, bis es sie hinunterzog und sie sich selbst in ihre Reihen mischte. Sie besaß eine Künstlernatur. — Auf einem Balle zog sie sich eine Erkältung zu, an die sich dann eine tödliche Lungenentzündung schloß.

Von allen, die sie kannten, wurde sie geliebt, und die Dienerschaft hielt ihr Andenken heilig. Um ihretwillen sorgte sich Frau *Burmann* um uns, und um ihretwillen schenkte uns die russische Kinderfrau ihre Liebe. Oft, wenn *Miana* uns kämmt oder über uns, nachdem wir zu Bett gegangen waren, das Zeichen des Kreuzes machte, sagte sie: „Und eure Mama muß nun vom Himmel auf euch niederschauen und bei eurem Anblick Tränen vergießen, arme Waisen.“ Ihr Andenken ließ auf unsere ganze Kindheit einen lichten Schein fallen. Wie oft berührte *Alexander* oder mich in einem dunklen Gange lieblosend die Hand eines Diensthofen! Oder es sagte eine Bauernfrau, die wir draußen trafen: „Werdet ihr so gut sein, wie eure Mutter war? Sie war barmherzig und hatte Mitleid mit uns. Sicher werdet ihr ihr gleich werden.“ Unter ‚uns‘ waren natürlich die Leib eigenen zu verstehen. Was hätte aus uns werden sollen, wenn wir nicht bei der leib-eigenen Dienerschaft in unserm Hause die Atmosphäre von Liebe, die Kinder um sich haben müssen, gefunden hätten?

Wir waren ihre Kinder, wir sahen ihr ähnlich, und darum schenkten uns die Leibeigenen in so reichem Maße ihre Fürsorge, und das, wie sich noch zeigen wird, manchmal in rührender Weise.

Manche Menschen verzehrt der leidenschaftliche Wunsch, nach dem Tode fortzuleben, aber oft geht ihr Leben dahin, ohne daß sie erkennen, daß das Andenken eines wahrhaft guten Menschen niemals vergeht. Es prägt sich dem nächsten Geschlecht ein und wird von ihm dem folgenden übermittelt. Ist das keine Unsterblichkeit, die unseres Strebens wert wäre?

Zweites Kapitel.

Meine Stiefmutter. — Herrn Poulains Lehrmethode. — Sonntagsvergütungen. — Geschmack am Theater. — Teilnahme an Nikolaus' I. Regierungsjubiläum. — Eintritt meines Bruders ins Kadettenhaus.

Zwei Jahre nach dem Tode unserer Mutter heiratete unser Vater zum zweitenmale. Schon hatte er seine Augen auf ein junges hübsches Fräulein aus reicher Familie geworfen, aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Eines Morgens, als er noch im Schlafrock war, stürzten die Diener wie toll in sein Zimmer und meldeten die Ankunft des Generals Timofejew, des Chefs des sechsten Armeekorps, dem mein Vater angehörte. Dieser Günstling Nikolaus' I. war ein schrecklicher Mensch. Wegen eines falschen Griffs bei der Parade ließ er einen Soldaten fast zu Tode peitschen, oder er degradierte einen Offizier und verschickte

ihn nach Sibirien, weil er sich auf der Straße mit offenem Halskragen hatte treffen lassen. Bei Nikolaus galt Timofejew's Wort alles.

Der General, der vorher unser Haus noch niemals betreten hatte, kam in der Absicht, meinem Vater eine Heirat mit der Nichte seiner Frau vorzuschlagen. Es handelte sich um Fräulein Elisabeth Karandino, eine von den Töchtern eines Admirals der russischen Flotte im Schwarzen Meere; sie hatte ein klassisches griechisches Profil und galt für sehr schön. Vater nahm an, und seine zweite Hochzeit wurde gleich der ersten mit großer Pracht gefeiert.

„Ihr Jungen versteht davon nichts,“ schloß er gewöhnlich, nachdem er mir die Geschichte mehr als einmal erzählt hatte, seine Rede mit einem Humor, den ich nicht versuchen will wiederzugeben. „Aber weißt du, was das damals zu bedeuten hatte: Chef eines Armeekorps? Nun gar, wenn dieser ‚einäugige Teufel‘, wie wir ihn zu nennen pflegten, selbst kam und einen Antrag machte? Natürlich hatte sie keine Ausstattung, nichts als einen großen mit ihrem Kleiderstand gefüllten Koffer, auf dem die Martha, ihre einzige Leibeigene, schwarz wie eine Zigeunerin, saß.“

Mir ist jede Erinnerung an dies Ereignis entschwunden. Ich besinne mich nur auf ein großes Empfangszimmer in einem reichmöblierten Hause, worin sich eine junge Dame von anziehendem, nur etwas zu sehr die Südländerin verratendem Außern befindet, die mit uns herumspringt und sagt: „Ihr seht, was für eine lustige Mama ihr haben werdet!“ Worauf Sascha und ich, sie betroffen anblickend erwiderten: „Unsere Mama ist fortgeflogen in den
Krapotkin, Memoiren I.

Himmel.“ Eine derartige Lebhaftigkeit erregte unsern Argwohn.

Der Winter kam, und ein neues Leben begann für uns. Unser Haus wurde verkauft und ein anderes gekauft und völlig neu möbliert. Was nur an unsere Mutter erinnern konnte, ihre Porträts, ihre Malereien, ihre Stickerien, alles wurde entfernt. Vergebens bat Frau Burmann flehentlich, man möchte sie im Hause behalten, und versprach, sie wolle sich der Pflege des Kindes, das meine Stiefmutter erwartete, widmen, als wäre es ihr eignes: man schickte sie fort. „Nichts von den Sulimans in meinem Hause,“ gab man ihr zur Antwort. Jede Verbindung mit unsern Oheimen, unsern Tanten und unserer Großmutter wurde abgebrochen. Aliana verheiratete man mit Frol, der Hausmeister wurde, während man ihr das Amt einer Beschließerin übertrug, und unsere Ausbildung vertraute man einem glänzend bezahlten französischen Hauslehrer, Herrn Poulain, und einem kläglich entlohnten russischen Studenten, N. P. Smirnow, an.

Vielfach wurden damals die Söhne vornehmer Moskauer von Franzosen unterrichtet, die nichts waren als Überbleibsel des großen napoleonischen Heeres. Auch Herr Poulain gehörte zu ihnen. Er hatte soeben die Erziehung des jüngsten Sohnes des Novellisten Sagosin vollendet, und sein Schüler, Serge, stand im Alten Marschallviertel in dem Rufe so vorzüglicher Ausbildung, daß unser Vater kein Bedenken trug, Herrn Poulain für das beträchtliche Jahresgehalt von 600 Rubeln anzustellen.

Herr Poulain kam also zu uns, begleitet von seinem

Jagdhündchen Tresor, seiner Kaffeemaschine Napoleon und seinen französischen Lehrbüchern, und schwang nun sein Szepter über uns und über dem zu unserm persönlichen Dienste bestimmten Leibeigenen Matwei.

Sein Lehrplan war sehr einfach. Nachdem er uns geweckt hatte, bereitete er sich seinen Kaffee, den er in seinem Zimmer zu trinken pflegte. Während wir uns auf den Unterricht vorbereiteten, widmete er sich mit größter Sorgfalt seiner Toilette; er balsamierte und kämmte sein graues Haar, um die sich bemerkbar machenden kahlen Stellen zu verdecken, zog seinen Frack an, wusch sich, besprengte sich mit kölnischem Wasser und geleitete uns dann die Treppe hinunter, um unsern Eltern den Morgenruß zu bieten. Unser Vater und die Stiefmutter saßen gewöhnlich beim Frühstück; wir näherten uns, sagten sehr förmlich unser „Bonjour, mon cher papa“ und „Bonjour, ma chère maman“ her und küßten ihnen die Hand. Herr Poulain machte eine höchst kunstgerechte und elegante Verbeugung und sprach dabei die Worte: „Bonjour, monsieur le prince“ und „Bonjour, madame la princesse.“ Damit war die Vorstellung zu Ende, wir entfernten uns ebenso feierlich, wie wir gekommen waren, und gingen wieder die Treppe hinauf. Diese Zeremonie wiederholte sich jeden Morgen.

Dann begann unsere Arbeit. Herr Poulain vertauschte seinen Frack mit einem Schlafrock, bedeckte sein Haupt mit einer Lederkappe, ließ sich in einem Armstuhl nieder und sprach: „Sagt eure Aufgaben her!“

Wir mußten auswendig hersagen, was in dem Buch

von einem Nageleindruck bis zum nächsten stand. Herr Poulain hatte an Büchern mitgebracht: die Grammatik von Noël und Chapsal, ein für verschiedene Generationen von russischen Knaben und Mädchen denkwürdiges Buch, eine Sammlung französischer Dialoge, eine Weltgeschichte in einem Bande und eine allgemeine Erdkunde, ebenfalls in einem Bande. Wir hatten die Sprachlehre, die Zwiegesprache, die Geschichte und die Erdkunde unserm Gedächtnis einzuprägen.

Die Sprachlehre mit ihren bekannten Sätzen „Was ist Sprachlehre?“ „Die Kunst, richtig zu sprechen und zu schreiben“, ging in Ordnung. Dagegen hatte das Geschichtsbuch unglücklicherweise eine Vorrede, in der alle Vorteile, die uns die Kenntnis der Geschichte gewährt, aufgezählt waren. Mit den ersten Sätzen ging es noch ziemlich glatt; wir sagten her: „Der Herrscher findet darin hochherzige Beispiele für die Regierung seiner Untertanen; der Heerführer lernt daraus die edle Kriegskunst.“ Sobald wir aber an das Juristische kamen, ging alles schief. „Der Jurisprudenzbeflissene findet darin“ — was aber der Rechtsgelehrte in der Geschichte findet, das konnten wir niemals erfassen. Das schreckliche Wort „Jurisprudenzbeflissene“ verdarb alles; sobald wir so weit gekommen waren, stockten wir. „Auf deine Knie, gros pouff“, rief Poulain (das galt mir); „auf deine Knie, grand dada!“ (das galt meinem Bruder), und da knieten wir dann tränenden Auges und unter fruchtlosem Bemühen, in unsern Kopf hineinzubringen, was das Buch vom Jurisprudenzbeflissenen mitteilte.

Ja, diese Vorrede hat uns viele Tränen gekostet!

Wir waren schon mitten in der römischen Geschichte und legten, ganz wie Brennus, unsere Stöcke in Ulianas Wagschalen, wenn sie Reis abwog; wir sprangen nach Curtius' Vorbild zur Rettung des Vaterlandes von unserm Tisch und anderen Höhen: aber Herr Poulain kam von Zeit zu Zeit immer wieder auf die Vorrede zurück, und immer wieder mußten wir um des Jurisprudenzbeflissenen willen niederknien. War es ein Wunder, daß wir beide, mein Bruder und ich, später eine entschiedene Abneigung gegen die Rechtslehre empfanden?

Wer weiß, wie es mit der Erdkunde gegangen wäre, hätte Herrn Poulains Buch eine Vorrede gehabt. Aber zu unserm Glück waren die ersten zwanzig Seiten des Buches ausgerissen (Serge Dagoſkin hat uns, wie ich vermute, diesen wertvollen Dienst erwiesen), und so setzte unser Unterricht auf der einundzwanzigsten Seite ein, die mit den Worten anfangt: „von den Flüssen, die Frankreich bewässern . . .“

Ich muß gestehen, daß es nicht immer beim Knien sein Bewenden hatte. In dem Lesezimmer fand sich auch eine Birkenrute, zu der Poulain griff, wenn es mit der Vorrede oder einem Zwiegespräch über Tugend und Anstand gar nicht mehr vorwärts wollte. Als aber einmal unsere Schwester Helene, die inzwischen das Katharinen-Fräuleinstift verlassen hatte und ein Zimmer unter dem unsrigen bewohnte, unser Schreien hörte, eilte sie, ganz in Tränen gebadet, in das Arbeitszimmer unseres Vaters und machte ihm bittere Vorwürfe, weil er uns ganz unserer Stiefmutter überantwortet hätte, die uns einem „abge-

dankten französischen Trommler' überliesse. „Natürlich,“ rief sie, „steht ihnen kein Mensch bei, aber ich kann es nicht mit ansehen, wie meine Brüder in dieser Weise von einem Trommler mißhandelt werden.“

Diesem unvermuteten Angriff konnte unser Vater nicht standhalten. Erst schalt er die Schwester, schließlich lobte er sie wegen ihrer schwesterlichen Anhänglichkeit. Fortan diente die Rute nur noch dazu, dem Jagdhunde Tresor die Regeln des Anstands beizubringen.

Kaum hatte sich aber Herr Poulain seiner schweren Lehrpflichten entledigt, so wurde er ein ganz anderer Mensch; anstatt eines grausamen Lehrers hatten wir nun einen munteren Kameraden an ihm. Nach dem zweiten Frühstück, das wir nach Beendigung des Unterrichts zu uns nahmen, machte er mit uns einen Ausgang, und dabei erzählte er uns fortwährend von allem möglichen, und wir schwatzten unaufhörlich. Obwohl wir in der Grammatik niemals über die ersten Regeln der Satzlehre hinaus kamen, so lernten wir doch bald ‚richtig sprechen‘, weil wir französisch denken lernten. Als wir aber ein Buch über Mythologie zur Hälfte nach seinem Diktat niedergeschrieben hatten, wobei er unsere Fehler an der Hand des Buches verbesserte, ohne jemals einen Versuch zur Erklärung zu machen, warum ein Wort so oder so geschrieben werden mußte, hatten wir auch ‚richtig schreiben‘ gelernt.

Nach dem Mittagessen hatten wir bei unserm russischen Lehrer Unterricht. Es war dies ein Student an der Rechtsfakultät der Moskauer Universität, der uns in allen ‚russischen‘ Fächern: Sprachlehre, Rechnen, Geschichte usw.,

zu unterrichten hatte. Doch war damals von ernstlichem Lernen noch keine Rede. Immerhin diktierte er uns täglich eine Seite aus der russischen Geschichte, und auf diese praktische Weise lernten wir bald ein fehlerloses Russisch schreiben.

Unsere beste Zeit hatten wir Sonntags, wo die ganze Familie außer uns Kindern bei der Generalin Timofejew zu Mittag speiste. Es traf sich manchmal, daß auch Herr Poulain und Herr Smirnow für den Tag Urlaub erhielten, und dann wurden wir Alianas Obhut anvertraut. Nachdem wir hastig zu Mittag gegessen hatten, eilten wir in den großen Saal, in dem sich bald die jüngere Dienerschaft einfand. Alle möglichen Spiele, Blinde-Kuh, Geier und Küchlein und dergleichen, wurden vorgenommen, bis auf einmal Tichon, das Hausfaktotum, mit seiner Violine erschien. Dann ging das Tanzen los, nicht das abgezirkelte und langweilige Tanzen unter Anleitung eines ‚auf Kautschukbeinen‘ schreitenden französischen Tanzmeisters, sondern ein freies, nicht lehrmäßiges Tanzen, wobei sich zwanzig Paare zwanglos herumdrehen. Das war aber nur die Einleitung zu dem noch lebhafteren, fast wilden Kosakentanze. Tichon reichte die Fiedel einem der älteren Männer und bewegte nun seine Beine in so wunderbarer und kunstvoller Weise, daß sich bald alle Saalfüren mit der gesamten Dienerschaft aus Küche und Stall füllten, die dem, dem russischen Herzen so teuren Tanze zuschauen wollte.

Um neun Uhr fuhr die große Kutsche ab, um die Familie heimzuholen. Tichon rutschte mit der Bürste in

der Hand auf dem Fußboden herum, um ihm seinen ursprünglichen Glanz wieder zu verleihen, und alles im Hause wurde in gehörige Ordnung gebracht. Und hätte man uns beide am nächsten Morgen dem schärfsten Kreuzverhör unterworfen, nicht ein Wort wäre uns entschlüpft über das, was am Abend vorher geschehen war. Niemals hätten wir einen von der Dienerschaft verraten und ebensowenig sie uns. Als wir, mein Bruder und ich, einmal Sonntags allein im großen Saale spielten, rannten wir gegen ein Tischchen, auf dem eine kostbare Lampe stand, und diese fiel herunter und zerbrach. Sofort hielten die Diener eine Beratung. Niemandem fiel es ein, uns zu schelten; es wurde vielmehr beschlossen, Tichon sollte früh am nächsten Morgen auf die Gefahr hin, abgefaßt und bestraft zu werden, aus dem Hause zu schleichen suchen, zur Schmiedebrücke eilen und eine neue Lampe derselben Art kaufen. Sie kostete fünfzehn Rubel, für Leibeigene eine ungeheure Summe, doch sie wurde gekauft, und niemals bekamen wir wegen des Vorfalls ein Wort des Vorwurfs zu hören.

Denke ich jetzt daran zurück, und alle jene Bilder und Szenen treten wieder vor mein geistiges Auge, so fällt es mir auf, daß wir niemals beim Spielen gemeine Worte hörten oder beim Tanzen etwas derart zu sehen bekamen, wie es jetzt bereits Kinder in schlechten ‚Theatern‘ bewundern lernen. Im Dienerhause, wenn sie nur unter sich waren, gebrauchten unsere Leute sicher rohe Ausdrücke, aber wir waren Kinder, i h r e Kinder, und das ließ sie alles Schlechte und Gemeine von uns fernhalten.

Damals wurde die Einbildungskraft der Kinder nicht

wie jetzt durch eine wahllose Fülle von Spielzeug verwirrt und gelähmt. Wir hatten fast gar keins und waren so auf unsere eigene Erfindung angewiesen. Dazu kam, daß wir beide früh am Theater Geschmack fanden. Die Possen-Theater mit ihren Spitzbuben- und Rauffschwänken machten keinen dauernden Eindruck auf uns, wir spielten selbst genug Räuber und Soldaten. Aber die große Ballettkünstlerin Fanny Elster kam nach Moskau, und wir sahen sie. Wenn Vater eine Loge im Theater nahm, so suchte er sich eine der besten aus und kargte nicht mit dem Gelde, aber dann wollte er auch, daß sie von der ganzen Familie voll ausgenutzt würde. Obwohl ich damals noch klein war, erschien mir doch Fanny Elster so anmutsvoll, so leicht und so kunstvollendet in allen ihren Bewegungen, daß ich seitdem außerstande war, auch nur den geringsten Reiz einem Tanze abzugewinnen, der mehr in das Gebiet der Gymnastik als in das der Kunst gehört.

Natürlich mußte das Ballett, das wir gesehen hatten — Gitana, die spanische Zigeunerin — zu Hause aufgeführt werden, das heißt das Stück ohne die Tänze. Die Bühne war schon fertig, da zwischen unserm Schlaf- und unserm Klassenzimmer keine Tür, sondern ein Vorhang war. Ein paar vor dem Vorhang im Halbkreis aufgestellte Stühle, darunter ein Armstuhl für Herrn Poulain — das war der Zuschauerraum und die kaiserliche Loge, und das Publikum setzte sich ohne Schwierigkeit aus dem russischen Lehrer, Aliana und einer beliebigen Anzahl von jüngeren Dienstmädchen zusammen.

Bei zwei Szenen des Ballettstücks hatten wir alle unsere

Erfindungsgabe aufzubieten; in der einen wird die kleine Gitana von den Zigeunern in einem Schubkarren in ihr Lager gefahren, und in der andern erscheint Gitana zum ersten Male auf der Bühne, wobei sie von einem Hügel herabkommt und auf einer Brücke einen Bach überschreitet, in dem sich ihr Bildnis widerspiegelt. Die Zuhörerschaft brach gerade an dieser letzten Stelle in begeistertem Beifall aus, der offenbar — so dachten wir wenigstens — durch die Widerspiegelung im Bach hervorgerufen war.

Wir fanden unsere Gitana in einem ganz jungen Mädchen aus dem Dienerhause. Ihr etwas schäbiges blaues Baumwollkleid war für uns kein Grund, warum sie nicht Fanny Elslers Rolle übernehmen sollte. Ein umgedrehter Stuhl, der mit den Füßen vorwärts geschoben wurde, konnte schon für einen Schubkarren gelten. Aber der Bach! Zwei Stühle und Andreis, des Schneiders, langes Bügelbrett bildeten die Brücke, und ein Streifen blaues Tuch stellte den Bach dar. Doch das Bildnis im Bach wollte nicht recht herauskommen, soviel wir uns auch mit Herrn Poulains kleinen Rasierspiegel abmühten. Nach vielen vergeblichen Versuchen mußten wir es aufgeben, aber wir hatten Aliana mit dringenden Bitten zugesetzt, sie möchte so tun, als sähe sie das Bild, und an dieser Stelle laut Beifall klatschen, so daß wir schließlich selbst anfangen zu glauben, man könnte doch vielleicht etwas sehen. Racines ‚Phädra‘ oder doch der letzte Akt dieses Stückes ging ebenfalls glücklich vonstatten, das heißt, Sascha deklamirte mit Pathos die klangvollen Verse:

„A peine nous sortions des portes de Trézène . . .“

während ich völlig regungslos dem ganzen langen tragischen Monologe, der mir die Kunde vom Tode meines Sohnes bringen sollte, zuhörte, bis zu der Stelle, wo ich auszurufen hatte: „O, dieux!“

Was wir aber auch immer darstellen mochten, alle unsere Vorführungen zeigten am Schluß eine Hölle. Alle Kerzen bis auf eine wurden ausgelöscht, und die letzte setzten wir, um Flammen darzustellen, hinter ein Transparent, während mein Bruder und ich, vor den Zuschauern verborgen, als Verdammte ein möglichst schreckliches Geheul ausstießen. Aliana, der jede Anspielung auf den Bösen vor dem Schlafengehen Furcht einflößte, machte ein entsetztes Gesicht; aber ich frage mich, ob nicht diese äußerst konkrete Darstellung der Hölle durch ein Licht und ein Stück durchsichtiges Papier dazu beitrug, uns Brüder schon in frühem Alter von der Furcht vor dem ewigen Feuer freizumachen. Unsere Auffassung war zu realistisch, um nicht jedem Zweifel Tür und Tor zu öffnen.

Ich muß noch sehr jung gewesen sein, als ich die großen Moskauer Schauspieler, Stschepkin, Sadowsky und Schumski, in Gogols ‚Revisor‘ und in einem andern Lustspiel sah, und doch besinne ich mich nicht nur auf die Hauptscenen in diesen beiden Stücken, sondern sogar auf die Bewegungen und die Sprechweise dieser großen Vertreter der realistischen Schule, die uns jetzt wieder in so vollendeter Weise von der Duse vor Augen geführt wird. Sie waren mir noch so gut im Gedächtnis, daß ich, als ich dieselben Stücke in Petersburg von Schauspielern, die der französischen deklamatorischen Schule angehörten, sah,

mich an ihrem Spiele nicht erfreuen konnte, da ich sie immer mit Stschepfin und Sadowsky vergleichen mußte, durch die mein Geschmack in bezug auf dramatische Darstellungskunst ein für allemal entschieden war.

Diese Erfahrung, die ich machte, bringt mich auf den Gedanken, ob nicht Eltern, die in ihren Kindern den Sinn für die Kunst entwickeln wollen, sie lieber gelegentlich zu wirklich gut gespielten gediegenen Aufführungen mitnehmen sollten, statt sie im Übermaß sogenannte ‚Puppenspiele‘ besuchen zu lassen.

Als ich im achten Lebensjahre stand, wurde in ganz unerwarteter Weise der nächste Schritt auf meiner Laufbahn getan. Genau weiß ich nicht mehr, bei welcher Veranlassung es geschah, aber wahrscheinlich war es am fünfundzwanzigsten Jahrestage der Thronbesteigung Nikolaus' I., zu dessen Feier in Moskau großartige Vorbereitungen getroffen wurden. Die kaiserliche Familie beabsichtigte nach der alten Hauptstadt zu kommen, und der Moskauer Adel wollte aus Anlaß dieses Besuches und des Jubiläums einen prachtvollen Kostümball veranstalten, bei dem auch Kinder erscheinen sollten. Man beschloß, die ganze bunte Musterkarte von Völkern, die das russische Kaiserreich aufweist, sollte auf diesem Ball vertreten sein und den Herrscher begrüßen. In unserm Hause wie in allen Nachbarhäusern rüstete man sich aufs beste zur Feier. Für meine Stiefmutter war irgend eine auffallende russische Tracht in Arbeit. Unser Vater hatte als Militär natürlich in seiner Uniform zu erscheinen, aber wer von unsern Verwandten nicht

im Heere diente, verwandte auf sein russisches, griechisches, kaukasisches oder mongolisches Kostüm nicht weniger Zeit und Interesse als die Damen selbst. Wenn der Moskauer Adel der kaiserlichen Familie einen Ball gibt, so muß etwas Außergewöhnliches geboten werden. Meinen Bruder Alexander und mich hielt man aber für zu jung, als daß wir bei einer so wichtigen Veranstaltung eine Rolle spielen könnten.

Und doch sollte ich dabei eine Rolle spielen. Unsere Mutter war eine vertraute Freundin von Frau Nasimow, der Gemahlin des Generals, der zu der Zeit, als man von der Aufhebung der Leibeigenschaft zu reden anfangte, Gouverneur von Wilna war. Frau Nasimow, eine sehr schöne Frau, wurde mit ihrem zehnjährigen Sohne zum Ball erwartet und sollte als persische Fürstin in einem überaus schönen Kostüm erscheinen; dementsprechend war für ihren Sohn als persischen Prinzen ein außerordentlich reiches, mit einem juwelenstrotzenden Gürtel geschmücktes Gewand angefertigt worden. Aber der Knabe wurde kurz vor dem Feste krank, und Frau Nasimow dachte, eines von den Kindern ihrer Busenfreundin würde der beste Ersatz für ihren Sohn sein. So wurden Alexander und ich in ihr Haus geholt, um das Prinzenkleid anzuprobieren. Es erwies sich aber für Alexander, der viel größer war als ich, als zu kurz, während es mir gerade paßte, und darum sollte ich nun den persischen Prinzen vorstellen.

Die gewaltige Halle des Moskauer Adelshauses wimmelte von Gästen. Jedes von uns Kindern erhielt eine Standarte, die an ihrer Spitze das Wappen einer der

sechzig Provinzen des russischen Reiches trug. Auf meiner schwebte ein Adler über einem blauen Meere, das Wappen des Gouvernements Astrachan am Kaspischen Meere. Zuerst stellte man uns im Hintergrunde des großen Saales auf, dann schritten wir langsam in zwei Reihen auf die erhöhte Plattform zu, auf der der Kaiser mit seiner Familie stand. Als wir dort angekommen waren, marschierten wir nach rechts und links und standen nun in einer langen Reihe vor der Plattform, worauf wir, auf ein gegebenes Zeichen, alle Standarten vor dem Kaiser senkten. Die Verhimmelung des Selbstherrschertums war so eindrucksvoll, daß Nikolaus ganz entzückt war beim Anblick aller dieser vor dem obersten Herrn sich beugenden Provinzen. Hierauf zogen wir uns wieder langsam in den Hintergrund zurück.

Aber nun trat etwas Unerwartetes ein: Kämmerlinge in ihren reich mit Gold gestickten Uniformen eilten auf uns zu, nahmen mich aus der Reihe, und mein Oheim, Fürst Gagarin, in der Tracht eines Tungusen (ich konnte mich nicht satt sehen an seinem Lederrock, seinem Bogen und seinem pfeilgespickten Köcher) hob mich auf seine Arme und setzte mich auf die kaiserliche Plattform.

Mag es sein, weil ich der Kleinste unter den Knaben war, oder weil mein rundes lockenumrahmtes Gesicht unter der hohen Astrachan-Pelzmütze, die ich trug, drollig aussah, ich weiß es nicht, aber Nikolaus wollte mich auf der Plattform haben, und da stand ich nun mitten unter den Generälen und Damen, die neugierig auf mich niederschauten. Später

erzählte man mir, daß Nikolaus I., der immer ein Freund von Kasernenwitzen war, mich am Arme nahm, zu Marie Alexandrowna, der Frau des Thronerben, die ihr drittes Kind erwartete, führte und in seiner soldatischen Art sagte: „Die Sorte von Jungen mußt du mir bringen,“ ein Witz, der sie tief erröten ließ. Aber daran erinnere ich mich gut, daß Nikolaus fragte, ob ich Zuckerzeug haben wollte, worauf ich entgegnete, ich möchte lieber von den Waffeln haben, die man zum Tee gab (wir wurden daheim etwas knapp gehalten). Da winkte der Kaiser einem Diener und leerte den Inhalt einer vollen Platte in meine hohe Mütze. „Ich will sie Sascha mitbringen,“ sagte ich zu ihm.

Doch der unteroffiziermäßige Bruder des Kaisers, Michael, der in dem Rufe stand, ein wichtiger Kopf zu sein, brachte mich zum Weinen. „Wenn du ein guter Junge bist,“ sagte er, „so macht man's mit dir so,“ und dabei fuhr er mir mit seiner großen Hand von oben nach unten übers Gesicht; „wenn du aber unartig bist, dann geht dir's so,“ und nun fuhr er mit der Hand nach oben und rieb empfindlich meine Nase, die an und für sich eine entschiedene Neigung zeigte, in dieser Richtung zu wachsen. Tränen, die ich vergeblich zu unterdrücken suchte, traten mir in die Augen. Die Damen ergriffen sofort meine Partei, und die gutherzige Marie Alexandrowna nahm mich in ihre Hut. Sie setzte mich neben sich auf einen hohen Samstuhl mit vergoldeter Lehne, und meine Eltern sagten mir nachher, ich hätte sehr bald meinen Kopf in ihren Schoß gelegt und wäre eingeschlafen. Während der ganzen Dauer des Balles verließ sie ihren Sitz nicht einmal.

Auch daran erinnere ich mich noch, daß meine Verwandten, als wir im Vorfaal auf unseren Wagen warteten, mich herzten und küßten und dabei sagten: „Petja, du bist Page geworden,“ worauf ich antwortete: „Ich bin kein Page; ich will nach Hause,“ und mich um meine Mühe mit den vielen kleinen Biskuits, die ich Sascha mitbringen wollte, ängstlich besorgt zeigte.

Ob Sascha viel von den Biskuits bekommen hat, weiß ich nicht mehr, aber das weiß ich noch, wie er mich zärtlich umarmte, als er erfuhr, daß ich mich so um die Mühe gesorgt hätte.

Es galt damals als große Gunst, die Nikolaus selten dem Moskauer Adel zuteil werden ließ, wenn ein Knabe für das Pagenkorps bestimmt wurde. Mein Vater war entzückt und träumte schon von einer glänzenden Hofkarriere für seinen Sohn. Meine Stiefmutter vergaß niemals, wenn sie die Geschichte erzählte, hinzuzusetzen: „Das kommt wohl davon, daß ich ihm, ehe er zum Ball ging, meinen Segen gab.“

Frau Masimow war gleichfalls entzückt und bestand darauf, daß sie in dem Kostüm, in dem sie so schön aussah, und mit meiner Person an ihrer Seite, gemalt wurde.

Auch meines Bruders Alexander Geschick entschied sich im nächsten Jahr. Es wurde um diese Zeit das Jubiläum des Ismaylowschen Regiments, dem mein Vater als junger Mann angehört hatte, in Petersburg gefeiert. In einer Nacht, als alles im Hause schon in tiefem Schlaf ruhte, hielt ein Dreigespann mit lautem Schellengeklänge vor unserem

Cor. Ein Mann sprang vom Wagen und schrie laut: „Öffnet, eine Ordonnanz von Seiner Majestät dem Kaiser!“

Welchen Schrecken dieser nächtliche Besuch in unserm Hause hervorrief, kann man sich leicht vorstellen. Bebennd kam mein Vater in sein Arbeitszimmer herunter. ‚Kriegsgericht‘ und ‚Degradation zum Gemeinen‘, diese Worte hallten in jener schrecklichen Periode jedem Militär im Ohre wieder. Doch Nikolaus wollte nur die Namen der Söhne von allen Offizieren wissen, die einmal dem Regiment angehört hatten, um diese Knaben, soweit es nicht schon geschehen war, militärischen Anstalten zu überweisen. Zu diesem Zwecke war ein eigener Bote von Petersburg nach Moskau gesandt worden, der nun Tag und Nacht in den Häusern der Offiziere a. D. jenes Regiments vorsprach.

Mit zitternder Hand schrieb mein Vater, sein ältester Sohn sei schon im ersten Kadettenkorps in Moskau, sein jüngster Sohn Peter habe Anwartschaft auf eine Stelle im Pagenkorps; es bleibe nur noch sein zweiter Sohn, Alexander, der noch nicht die militärische Laufbahn eingeschlagen habe. Nach ein paar Wochen kam ein Schreiben, das meinen Vater der ‚Huld des Monarchen‘ versicherte. An Alexander erging der Befehl, sich bei dem Kadettenkorps in Orel, einer kleinen Provinzialstadt, zu melden, und es kostete meinen Vater große Mühe und ein gut Stück Geld, Alexanders Zuweisung zu einem Moskauer Kadettenkorps zu erlangen. Diese neue ‚Huld‘ verdankte er überdies nur dem Umstande, daß unser älterer Bruder bereits diesem Korps angehörte.

So sollten wir denn, weil es Nikolaus I. so wollte, Krapotkin, Memoiren. I.

beide eine militärische Ausbildung erhalten, obwohl wir, noch ehe wir viele Jahre älter geworden waren, die militärische Karriere einfach verabscheuten. Aber Nikolaus wachte eifersüchtig darüber, daß sich kein Sproß des Adels einem andern Stande als dem militärischen widmete, er mußte denn körperlich zu schwach gewesen sein, und so sollten wir alle drei zur großen Genugtuung meines Vaters Offiziere werden.

Drittes Kapitel.

Unsere Leibeigenen. — Gesellschaftliches und Familienleben. — Aufrüche Fasten- und Osterzeit. — Bilder aus dem Leben der Leibeigenen. — Ueberfiedelung aufs Land. — Aufenthalt in Nikolskoje.

In jener Zeit bemaß sich der Reichtum eines Grundbesitzers nach der Zahl der ihm gehörigen ‚Seelen‘. So viele Seelen bedeutete so viele männliche Leibeigene, denn die Frauen zählten nicht mit. Mein Vater, der in drei verschiedenen Provinzen fast zwölfhundert Seelen sein eigen nannte und außer den Lehngütern seiner Leute große Strecken Landes besaß, die von diesen Leuten bestellt wurden, galt für einen reichen Mann. Dementsprechend lebten wir auch, das heißt, unser Haus übte eine fast schrankenlose Gastfreundschaft, und der Haushalt war in großem Stile eingerichtet.

Unsere Familie bestand aus acht, zeitweise aus zehn oder zwölf Personen. Aber in Moskau fünfzig Dienstmoten und auf dem Lande noch fünfundzwanzig mehr zu

halten, schien nicht zu viel. Vier Kutscher zu zwölf Pferden, drei Köche für den Herrentisch und zwei Köchinnen für die Dienerschaft, ein Duzend Aufwärter bei Tische (hinter dem Stuhle jedes Tischgenossen stand einer mit dem Teller in der Hand) und ungezählte Mädchen in der Mägdestube — war doch das mindeste, was man haben mußte.

Außerdem war es für einen Grundbesitzer Sache des Ehrgeizes, alles, was für den Haushalt nötig war, im Hause und von eigenen Leuten anfertigen zu lassen.

„Wie hübsch Ihr Klavier immer gestimmt ist! Ich denke mir, Sie lassen es von Herrn Schimmel stimmen?“ bemerkte etwa ein Besucher.

Darauf antworten zu können: „Ich habe meinen eigenen Klavierstimmer,“ gereichte dem Hausherrn zur größten Befriedigung.

„Was für ein schöner Aufsatz,“ rief vielleicht ein Gast, wenn ein Kunstgebilde aus verschiedenem Eis und feinem Backwerk gegen Ende des Mahles erschien. „Bestehen Sie, Fürst, das kommt von Tremblé?“ (dem gesuchtesten Zuckerbäcker).

„Es ist von meinem eigenen Zuckerbäcker, einem Schüler Tremblés, der heute einen Beweis seiner Kunstfertigkeit ablegen durfte,“ erschien damals als eine Antwort, die allgemeine Bewunderung hervorrief.

Stickerien, Pferdegeschirre, Möbel, kurz alles, von der Hand der eigenen Leute hergestellt zu haben, war das Ideal eines reichen und angesehenen Grundbesitzers. Sobald die Kinder der Diener das zehnte Lebensjahr erreicht hatten, wurden sie in feinen Geschäften in die Lehre ge-

geben, wo dann fünf oder sieben Jahre lang ihre Haupttätigkeit darin bestand, daß sie den Besen führten, unglaubliche Trachten Prügel erhielten und als Laufburschen in der Stadt umherliefen. Ich muß gestehen, daß es nur wenige in dem betreffenden Handwerk zur Meisterschaft brachten. Die Schneider und Schuhmacher erwiesen sich schließlich gerade geschickt genug, Kleider und Schuhe für die Dienerschaft anzufertigen, und wollte man den Mittagsgästen eine wirklich gute Corte vorsehen, so bestellte man sie bei Tremblé, während unser Zuckerbäcker in unserer Kapelle die Trommel schlug.

Diese Kapelle war ein zweiter Gegenstand des väterlichen Ehrgeizes, und fast jeder männliche Diener hatte neben seinen übrigen Verrichtungen in der Kapelle ein Instrument zu spielen, Viola, Klarinette oder sonst etwas. So war der Klavierstimmer Maçar, für gewöhnlich Gehilfe des Kellermeisters, nebenbei Flötist; der Schneider Andrei blies das französische Horn. Der Zuckerbäcker hatte erst die Trommel zu rühren, machte aber mit seinem Instrument einen so betäubenden Lärm, daß man eine kolossale Trompete für ihn kaufte, in der Hoffnung, seine Lungen würden nicht imstande sein, mit diesem Instrument ebensolchen Lärm zu machen wie vormals seine Hände. Als aber auch diese letzte Hoffnung zu schanden ging, steckte man ihn unter die Soldaten. Der ‚scheckige Tichon‘, der sich als Lampenputzer, flurwichser und Stiefelreiniger im Haushalt nützlich machte, war außerdem ebenfalls in der Kapelle tätig und zwar als Posaune, bald als Fagott und gelegentlich als zweite Violine.

Nur die beiden ersten Violinen machten eine Ausnahme, sie waren ‚Violinen‘ und weiter nichts. Mein Vater hatte sie mit ihren zahlreichen Familien für ein gut Stück Geld von seinen Schwestern gekauft (niemals kaufte er Leibeigene von Fremden oder verkaufte sie an Fremde). Wenn er abends nicht in seinem Klub war oder bei uns ein Diner oder eine Abendgesellschaft stattfand, hatte die zwölf bis fünfzehn Mann starke Kapelle aufzuspielen. Sie spielte sehr hübsch und war für Tanzgesellschaften in der Nachbarschaft stark gesucht, insbesondere während unseres Landaufenthaltes. Das war natürlich eine immer neue Quelle der Befriedigung für meinen Vater, dessen Erlaubnis man nachsuchen mußte, um die Kapelle auf einen Abend zu erhalten.

In der Tat gewährte ihm nichts größeres Vergnügen, als wenn man ihn um seinen Beistand ersuchte, sei es in der geschilderten oder sonst in irgendeiner Weise, etwa um eine Freistelle für ein Kind zu erhalten oder um sich oder eine dritte Person von der gerichtlich verhängten Strafe zu befreien. Obgleich er manchmal in Wut geraten konnte, neigte er sich doch von Natur mehr zur Nachsicht und Milde, und ging man ihn um Hilfe an, so schrieb er für seinen Schützling Dutzende von Briefen nach allen Himmelsrichtungen und an alle möglichen einflussreichen Personen. Dann vermehrte sich seine schon für gewöhnlich starke Post noch durch ein halbes Duzend Extrabriefe, die in höchst originellem, halb offiziellem, halb humoristischem Stile geschrieben waren. Natürlich war jedes Schreiben mit seinem Wappen unterfiegelt und steckte in einem großen viereckigen Umschlag,

der wegen der Menge Sandes darin — Löschblätter gab es damals noch nicht — wie eine Kinderklapper raffelte. Je schwieriger der Fall lag, desto mehr Energie wendete er auf, bis er die für seinen ihm oft nicht einmal dem Aussehen nach bekannten Schützling nachgesuchte Begünstigung erlangt hatte.

Mein Vater liebte es, viel Gäste im Hause zu haben. Um vier Uhr war unsere Mittagsstunde, und um sieben sammelte sich die Familie um den Samowar zum Tee. Wer zu unserm Kreise gehörte, konnte um diese Stunde vorsprechen, und seit meine Schwester Helene wieder bei uns war, fehlte es nicht an alten wie jungen Gästen, die sich jenes Vorrecht zunutze machten. Wenn man von der Straße die Zimmer hellerleuchtet sah, so wußten die Leute schon, daß die Familie zu Hause und Gäste willkommen waren.

Fast jeden Abend hatten wir Besuch. Dann wurden die grünen Tische im Saale für die Kartenspieler freigemacht, während die Damen und jungen Leute sich im Empfangszimmer aufhielten oder sich um Helenens Klavier sammelten. Waren die Damen wieder fort, so dauerte das Kartenspielen manchmal bis zu den frühen Morgenstunden, und beträchtliche Geldsummen wanderten aus einer Hand in die andere. Vater verlor ein wie allemal. Doch wirklich gefährlich war es für ihn nicht zu Hause, sondern im englischen Klub, wo die Einsätze weit höher waren, und ganz besonders, wenn er mit ‚sehr anständigen‘ Herren in einem der ‚anständigsten‘ Häuser des Alten Marschallviertels, wo man die ganze Nacht durchspielte, eine Partie machte. Bei

solchen Gelegenheiten waren seine Verluste ausnahmslos sehr hoch.

Nicht selten veranstaltete man ein Tänzchen, ganz abgesehen von den großen Bällen, die jeden Winter gegeben werden mußten. Vaters Grundsatz war, bei gesellschaftlichen Veranstaltungen in keiner Weise nach den Kosten zu fragen. Dabei herrschte aber für gewöhnlich in unserm Hause eine solche an Geiz grenzende Sparsamkeit, daß man mich, wollte ich davon erzählen, der Übertreibung zeihen würde. Man sagt von einer französischen Kronprätendentenfamilie, die wegen ihrer wahrhaft königlichen Jagdgesellschaften bekannt ist, es würden in ihrem Haushalte die Kerzen stückweise gezählt. Genau ebenso knickerig verfuhr man bei uns in jeder Beziehung, und die Folge davon war, daß wir Kinder des Hauses, als wir älter wurden, alles Sparen und Zählen verabscheuten. Doch im Alten Marschallviertel diente eine solche Lebensweise nur dazu, meinen Vater in der allgemeinen Achtung zu heben. „Der alte Fürst,“ hieß es, „scheint daheim mit dem Gelde zäh zu sein, aber er weiß, wie ein Edelmann auftreten muß.“

In unsern stillen und sauberen Gassen fand gerade dieses wirtschaftliche Verfahren den meisten Anklang. Einer unserer Nachbarn, General D . . . , führte ein Haus in großem Stil, und doch spielten sich jeden Morgen in seinem Hause die lächerlichsten Szenen zwischen ihm und seinem Koch etwa in folgender Weise ab. Nach dem Frühstück pflegte der General, seine Pfeife rauchend, selbst Anweisungen für das Mittagessen zu geben.

„Gut, mein Junge,“ sagte er zu dem in schneeweißem

Anzuge vor ihm erscheinenden Koch, „heute wird die Tafelrunde klein sein, nur ein paar Gäste. Du machst uns eine Suppe, du weißt, mit Frühjahrs-Delikatessen — grünen Erbsen, französischen Bohnen und dergleichen. Du hast uns noch gar keine gemacht, und die gnädige Frau, du weißt, ist gerne eine gute französische Frühjahrsuppe.“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Dann als Vorgericht, was du willst.“

„Ja, gnädiger Herr.“

„Für Spargel ist es natürlich noch etwas zu früh, aber ich habe gestern schon solche hübschen Bündel in den Läden gesehen.“

„Ja, gnädiger Herr, das Bündel acht Mark.“

„Ganz recht! Dann sind wir deine ewigen Hühner- und Putenbraten satt; du solltest was anderes geben.“

„Von Wild, gnädiger Herr?“

„Ja, ja, irgend eine Abwechslung.“

Und wenn die sechs Gänge bestimmt waren, so fragte der General: „Nun, wieviel wirst du also heute für das Mittagessen brauchen? Sechs Mark wird's tun, denke ich.“

„Zwanzig Mark, gnädiger Herr!“

„Unsinn, mein Junge! Hier sind sechs Mark; das wird ganz sicher genügen.“

„Acht Mark der Spargel, fünf Mark das Gemüse.“

„Nun, sieh her, mein lieber Junge, sei vernünftig. Ich will meinetwegen bis auf sieben und sechs gehen, und du mußt hübsch sparsam sein!“

Und so dauerte das Feilschen eine halbe Stunde lang, bis sie endlich auf vierzehn eine halbe Mark einig wurden,

mit der Bedingung, daß das nächste Mittagessen nicht mehr als drei Mark kosten dürfte. Darauf stieg der General, ganz glücklich über den guten Handel, den er gemacht zu haben glaubte, in seinen Schlitten, ließ sich zu verschiedenen feinen Läden fahren, brachte seiner Frau höchst vergnügt eine Flasche auserlesenen Parfüms mit, für die er in einem französischen Geschäft einen fabelhaften Preis bezahlt hatte, und teilte seiner Tochter mit, man würde ihr am Nachmittage einen neuen Samtmantel — etwas sehr Einfaches und sehr Kostbares — zur Ansicht zusenden.

Alle unsere Verwandten, die von väterlicher Seite sehr zahlreich waren, lebten genau in derselben Weise, und wenn sich einmal ein neuer Geist geltend machte, so äußerte er sich gewöhnlich in der Form einer religiösen Neigung. So trat ein Fürst Gagarin in den Jesuitenorden, wieder ein Skandal für ‚ganz Moskau‘; ein anderer junger Fürst ging in ein Kloster, während verschiedene ältere Damen fanatische Orthodoxe wurden.

Nur einer machte eine Ausnahme; es war dies einer unserer nächsten Verwandten — ich will ihn Fürst Mirski nennen — der als junger Mann als Gardeoffizier in Petersburg gelebt hatte. Dieser fand keinen Reiz darin, seine eigenen Schneider und Schreiner zu halten, denn sein Haus war in vornehmem Stil und modern möbliert, und die Kleider ließ er nur in den ersten Petersburger Geschäften anfertigen. Das Spiel zog ihn nicht an — er spielte nur Karten, wenn Damen in der Gesellschaft waren, — dagegen war sein schwacher Punkt seine Tafel, auf die er unglaubliche Summen verwandte.

Die größten Ausschweifungen beging er in der Fasten- und Osterzeit. Wenn die erstere anbrach und es unschicklich war, Fleisch, Rahm oder Butter zu genießen, dann nahm er die Gelegenheit wahr, seiner Erfindungsgabe auf dem Gebiete der Fischdelikatessen freien Raum zu lassen. Die ersten Handlungen beider Hauptstädte wurden für diesen Zweck geplündert, besondere Boten schickte er von seinem Gute nach der Mündung der Wolga, um mit der Post — Eisenbahnen gab es noch nicht — einen mächtigen Stör oder einen in ganz besonderer Weise gepökelten Fisch heimzubringen. Und kam dann die Osterzeit, so verfiel er auf immer neue kulinarische Genüsse.

Ostern ist für die Russen das heiligste und zugleich das heiterste von allen Jahresfesten. Es ist das Fest des Frühlings. Die ungeheuren Schneemassen, die im Winter auf den Straßen gelegen haben, schmelzen schnell, und tosende Bäche stürzen dahin. Denn nicht wie ein Dieb, der sich langsam und leise einschleicht, kommt der Lenz, frei und frank tritt er auf, jeder einzelne Tag räumt mit dem Schnee sichtbar auf und läßt vor unsern Augen die Knospen der Bäume springen; nur der Nachtfrost legt der zu eiligen Schneeschmelze Zügel an.

Die letzte Fastenwoche, die Leidenswoche, beging man in meiner Kindheit in Moskau mit äußerster Strenge. Es war eine Zeit allgemeiner Trauer, und in gewaltigen Scharen strömte das Volk zu den Kirchen, um andachtsvoll dem Vorlesen jener Stellen aus den Evangelien zu lauschen, die von den Leiden Christi berichten. Nicht nur enthielt

man sich des Fleisches, der Eier und der Butter, sondern verschmähte auch Fisch; ja, wer recht streng und peinlich war, nahm am Charfreitag überhaupt keine Nahrung zu sich. Um so größer war der Gegensatz beim Anbruch des Osterfestes.

Am Samstag besuchte jeder den Abendgottesdienst, der in seinem ersten Teil einen düsteren, trauervollen Charakter trug. Dann aber, um Mitternacht, wurde plötzlich die Auferstehungsbotschaft verkündet. Zugleich erstrahlten alle Kirchen in hellem Glanz unzähliger Lichter, und von Hunderten von Glockentürmen erklang fröhliches Geläut. Allgemeiner Jubel begann. Einer küßte den andern dreimal auf die Wange und wiederholte dabei die Auferstehungsworte, und in den nun lichtdurchströmten Kirchen konnte sich das Auge an den hellen Toiletten der Damen erfreuen. Die ärmste Frau trug ein neues Kleid; hatte sie nur einmal im Jahre einen neuen Anzug, so war es in dieser Nacht.

Zugleich war Ostern und ist noch jetzt das Signal zu einer wahren Völlerei. Ein besonderer Rahmkäse (paska) und Osterbrot (kulsitsch) werden bereitet, und jeder, und wäre es auch der Ärmste, muß wenigstens einen kleinen paska und einen kleinen kulsitsch haben, sowie zum mindesten ein rotes Ei. Diese Speisen läßt er sich in der Kirche segnen, um damit die Fasten zu brechen. Bei den meisten alten Russen fing das Essen nachts nach einer kurzen Ostermesse an, gleich nachdem die geweihten Speisen nach Hause gebracht waren. In den Häusern des Adels wurde jedoch die Zeremonie bis zum Sonntagmorgen aufgeschoben, wo

man einen Tisch mit allerlei Arten von Fleisch, Käse und Gebäck zum Brechen belud und alle Diener kamen, mit ihren Herren drei Küsse und ein rot bemaltes Ei auszutauschen. Die ganze Osterwoche hindurch stand ein Tisch voll Osterspeisen in dem großen Saale, und jeder Besucher des Hauses war zum Mahle geladen.

Bei dieser Gelegenheit übertraf Fürst Mirski sich selbst. Möchte er in Petersburg oder Moskau sein, so brachten ihm Boten von seinem Gute besonders bereiteten Rahmkäse, und sein Koch verfertigte daraus nach allen Regeln der Kunst etwas in seiner Art Vollendetes. Andere Boten eilten nach Nowgorod, um einen für die Ostertafel des Fürsten eigens zubereiteten Bärenschinken zu holen. Und während die Fürstin und ihre beiden Töchter die Klöster strengster Observanz aufsuchten, wo der nächtliche Gottesdienst drei bis vier Stunden hintereinander dauerte, die ganze Leidenswoche hindurch sich tiefer Bekümmernis hingaben und in der Zeit, da sie nicht russische, katholische oder protestantische Priester anhörten, nur ein Stück trockenes Brot zu sich nahmen, fand sich ihr Gatte und Vater jeden Morgen in den wohlbekanntesten Geschäften von Miljutin in Petersburg ein, wo die auserlesensten Delikatessen von allen Enden der Welt zu haben waren. Hier wählte er sich die ausschweifendsten Leckereien für seinen Ostertisch aus. Hunderte von Besuchern kamen in sein Haus und wurden aufgefordert, diese oder jene Seltenheit „nur einmal zu kosten“.

Das Ende davon war, daß der Fürst es fertig brachte, ein beträchtliches Vermögen im wahren Sinne des Wortes

aufzuzehren. Sein reichmöbliertes Haus, seine schönen Güter wurden verkauft, und als er und seine Frau alt geworden waren, blieb ihnen nichts mehr, nicht einmal ein eigenes Heim, und sie mußten bei ihren Kindern leben.

Kein Wunder, daß fast alle diese Familien des Alten Marschallviertels, als die Aufhebung der Leibeigenschaft kam, ruiniert waren. Doch ich darf nicht vorgreifen.

Der Unterhalt so vieler Diener, wie sie in unserm Hause gehalten wurden, wäre ein schier unerschwingliche wirtschaftliche Last gewesen, hätten alle Lebensmittel in Moskau gekauft werden müssen; aber in jener Zeit der Leibeigenschaft wußte man sich auf sehr einfache Weise zu helfen. Wenn der Winter kam, setzte sich Vater hin und schrieb folgendes:

„An meinen Gutsverwalter von Nikolskoje im Gouvernement Kaluga, im Bezirk von Meschowsk an der Sirena, vom Fürsten Alexei Petrowitsch Krapotkin, Obersten und Ritter verschiedener Orden.

„Nach Erhalt dieses und sobald genügend Schnee liegt, sollst du zu meinem Hause in Moskau fünfundzwanzig zweispännige Bauernschlitten senden, von jedem Hause ein Pferd und von jedem zweiten Hause einen Schlitten und einen Mann, und darauf sollst du laden (so viele) Viertel Hafer; (so viele) Weizen und (so viele) Roggen und dazu in gut gefrorenem Zustande alle Hühner, Gänse und Enten, die in diesem Winter geschlachtet werden sollen, in guter Verpackung und unter der Obhut eines geeigneten Wächters;“ und so ging es ein paar Seiten fort bis zum nächsten

Punkt. Dann folgte die Aufzählung der Strafen, die den Verwalter treffen sollten, kämen die Lebensmittel nicht in dem Hause, gelegen in obengenannter Straße, Nummer so und so, zu rechter Zeit und in guter Verfassung an.

Einige Zeit vor Weihnachten fuhren die fünfundzwanzig Bauernschlitten wirklich durch unser Thor und füllten den geräumigen Hof.

„Frol!“ rief mein Vater, sobald man ihm das große Ereignis gemeldet hatte. „Kirjuschka! Wegorka! Wo sind sie? Alles wird gestohlen werden! Frol, geh und nimm den Hafer in Empfang! Aliana, geh und nimm die Hühner! Kirjuschka, rufe die Fürstin!“

Das ganze Haus war in Aufruhr, wild rannten die Diener nach allen Richtungen, vom Saal in den Hof und vom Hof in den Saal und vor allem in die Mägdestube, um dort die Neuigkeiten von Nikolskoje auszukramen: „Pascha wird nach Weihnachten heiraten. Tante Anna ist entschlafen“ und so fort. Auch Briefe waren mitgekommen, und sehr bald stahl sich eine von den Mägden hinauf in mein Zimmer.

„Bist du allein? Der Lehrer ist nicht da?“

„Nein, er ist in der Universität.“

„Gut, dann sei so freundlich und lies mir diesen Brief von Müttern vor!“

Und ich las laut den naiven Brief, der immer mit den Worten begann: „Vater und Mutter senden dir ihren Segen für alle Zeit deines Lebens.“ Dann kamen die Neuigkeiten: „Tante Eupragia liegt krank, alle Knochen tun ihr weh; und deine Base ist noch nicht verheiratet,

aber sie hofft es nach Ostern zu sein, und Tante Stepanida's Kuh ist Allerheiligen Krepiert.“ Nach den Neuigkeiten kamen zwei Seiten lang die Grüße „Bruder Paul sendet dir Grüße, und die Schwestern Marie und Darja schicken Grüße, und dann schickt dir Onkel Dmitri viele Grüße“ und so weiter. Doch trotz der Eintönigkeit der Aufzählung rief jeder Name Bemerkungen hervor: „Dann lebt sie noch, die arme Seele, da sie Grüße schickt; neun Jahre liegt sie schon und kann sich nicht rühren;“ oder: „Ach, er hat mich nicht vergessen; er muß also auf Weihnachten heimgekommen sein, so ein hübscher Junge. Du schreibst mir einen Brief, nicht wahr? Und dann darf ich den Guten nicht vergessen.“ Ich versprach es natürlich und schrieb, wenn die Zeit kam, einen Brief genau in demselben Stile.

Waren die Schlitten entladen, so füllte sich das Wohnzimmer mit Bauern. Sie hatten über ihre Schafspelze ihre besten Röcke gezogen und warteten, bis Vater sie in sein Zimmer rufen würde, um mit ihnen über den Schnee und die Ausichten für die neue Ernte zu reden. Sie wagten kaum, mit ihren schweren Stiefeln auf den gewichsten Boden zu treten; nur wenige waren kühn genug, sich auf den Rand einer eichenen Bank zu setzen, und lebhaft verwahrten sie sich dagegen, auf den Stühlen Platz zu nehmen. So warteten sie stundenlang und blickten unruhig auf jeden, der Vaters Zimmer betrat oder verließ.

Nicht lange darauf, gewöhnlich am nächsten Morgen, kam verstoßen eine von den Mägden ins Klassenzimmer.

„Bist du allein?“

„Ja.“

„Dann geh schnell in das Vorzimmer. Die Bauern wollen dich sehen; etwas von deiner Amme.“

Wenn ich dann eilends hinunterging, gab mir ein Bauer ein kleines Bündel, das vielleicht ein paar Roggenfuchsen, ein halb Duzend hartgekochte Eier und Äpfel enthielt, alles in ein buntes Baumwolltuch gebunden. „Da, nimm; deine Amme Wasilisa schickt es dir. Sieh, ob die Äpfel nicht erfroren sind. Ich hoffe nicht; ich habe sie den ganzen Weg an meiner Brust gehalten. Solchen fürchterlichen Frost hatten wir.“ Und das breite, bärtige, mit Frostbeulen bedeckte Gesicht verzog sich zu strahlendem Lächeln, während zwei Reihen schöner weißer Zähne durch einen ganzen Wald von Haaren schimmerten.

„Und dies ist für deinen Bruder von seiner Amme Anna,“ sagte ein anderer Bauer, indem er mir ein ähnliches Bündel einhändigte. „Armer Junge“, sagte sie, „er kann in der Schule gar nicht genug kriegen.“

Errötend und in Verlegenheit, was ich sagen sollte, flüsterte ich endlich: „Sage Wasilisa, daß ich sie küsse, und Anna auch für meinen Bruder,“ wobei alle Gesichter noch strahlender wurden.

„Ja, ich werde, verlaß dich drauf.“

Dann flüsterte Kirila, die an Vaters Thür aufpaßte, auf einmal: „Lauf schnell hinauf; dein Vater wird im Augenblick herauskommen. Vergiß das Tuch nicht; sie müssen's wieder mitnehmen.“

Wenn ich das abgeschabte Tuch sorgfältig zusammenfaltete, fühlte ich den leidenschaftlichen Wunsch, Wasilisa

etwas zu schicken. Aber ich hatte nichts zu schicken, nicht einmal ein Spielzeug, und Taschengeld erhielten wir niemals.

Unsere beste Zeit war natürlich die auf dem Lande. Wenn erst Ostern und Pfingsten vorüber waren, bildete Nikolskoje das Ziel aller unserer Gedanken. Doch die Zeit verging — schon mußte der Flieder in Nikolskoje geblüht haben — und doch hielten unsern Vater tausend Geschäfte in der Stadt zurück. Endlich fuhren fünf oder sechs Bauernwagen in unsern Hof, die alle möglichen Gegenstände nach unserm Landhause bringen sollten. Auch die große alte Kutsche und die andern Kutschen, in denen wir die Reise zurücklegen sollten, wurden hervorgezogen, um noch einer Besichtigung unterzogen zu werden, und das Packen der Kisten fing an. Mit unserm Unterricht ging es nur langsam vorwärts, denn jeden Augenblick unterbrachen wir unsern Lehrer und fragten, ob wir dieses oder jenes Buch mitnehmen sollten, und lange vor allen andern fingen wir an, unsere Bücher, unsere Tafeln und unser selbstgemachtes Spielzeug einzupacken.

Am Ende war alles fertig, und die Bauernwagen standen im Hofe, schwer beladen mit Möbeln für das Landhaus, mit Kisten voll von Küchengeräten und mit unglaublichen Mengen von leeren Glasflaschen, die dann im Herbst, mit allem möglichen Guten gefüllt, wieder mitgenommen werden sollten. Jeden Morgen warteten die Bauern stundenlang im Saale, aber der Befehl zum Abfahren wurde nicht gegeben. Vater hatte immer noch den ganzen Morgen zu

schreiben und ging jeden Abend aus. Endlich trat unsere Stiefmutter dazwischen, nachdem ihre Kammerfrau sich zu der Mitteilung erküht hatte, die Bauern wären voller Sorge wegen ihrer baldigen Rückfahrt, da das Heuen vor der Türe sei.

Am nächsten Vormittag wurden der Hausmeister Frol und die erste Violine Michael Mejew in Vaters Zimmer gerufen. Ein Sack mit dem ‚Zehrgeld‘, das heißt nur wenige Kupfermünzen täglich für jede von den vierzig oder fünfzig Seelen, die mit dem Haushalt nach Nikolskoje übersiedeln sollten, wurde Frol samt einer Liste eingehängt. In der Liste waren alle aufgezählt: die Musikkapelle vollständig, dann die Köchinnen und Küchenmägde, die Wäscherinnen und Büglerinnen, die Unterwäscherin, die mit einer Familie von sechs Kleinigkeiten gesegnet war, die schielende Polka, Donna die Große, Donna die Kleine und die andern.

Die erste Violine erhielt eine ‚Marschordre‘. Ich kannte sie gut, weil Vater, da er sah, daß er niemals fertig würde, mich hatte kommen lassen, um sie in das Buch einzutragen, das Abschriften aller ‚nach außen gehenden Papiere‘ enthielt. Sie lautete:

„An meinen Hausdiener, Michael Mejew, vom Fürsten Mejei Petrowitsch Krapotkin, Obersten und Ritter verschleddener Orden.

„Du sollst am 29. Mai um 6 Uhr vormittags mit meinem Gepäck ausziehen von der Stadt Moskau nach meinem Landgute im Gouvernement Kaluga, Bezirk Mesfowsk, an der Sirena, das ist eine Entfernung von dreiund-

dreißig Meilen von diesem Hause; du sollst darauf sehen, daß die dir anvertrauten Leute sich gut aufführen; und falls einer von ihnen sich übler Aufführung oder Trunkenheit oder Auffässigkeit schuldig macht, so sollst du besagten Mann an den Kommandierenden der Garnisonabteilung des getrennten Korps der inneren Garnisonen mit einliegendem Schreiben abliefern und darum nachsuchen, daß er durchgepeitscht werde (die erste Violine wußte, wer gemeint war), als Beispiel für die andern.

„Du sollst ferner insbesondere für den guten Zustand der deiner Obhut befohlenen Güter Sorge tragen und den Zug in folgender Weise führen: Erster Tag, Halt bei dem Dorfe So und So zur Fütterung der Pferde; zweiter Tag, Übernachten in der Stadt Podolsk“ und so weiter für alle sieben oder acht Tage, die die Reise dauerte.

Am nächsten Tage, aber um zehn statt um sechs Uhr — Pünktlichkeit ist keine russische Tugend, und der echte Russe sagt: „Gott sei Dank, wir sind keine Deutschen“ — verließen die Wagen das Haus. Die Diensthofen mußten den Weg zu Fuß zurücklegen, nur die Kinder fanden in einer Badewanne oder einem Korbe einen Sitz hoch auf dem beladenen Wagen; und hin und wieder konnte eine und die andere von den Frauen sich auf einem leeren Plätzchen am Rande des Wagens ausruhen. Aber alle übrigen mußten die ganzen dreiunddreißig Meilen zu Fuß gehen. Solange sich der Zug noch im Moskauer Weichbild befand, wurde strenge Disziplin gehalten, und es war aufs strengste verboten, Stulpenstiefel zu tragen oder einen Gürtel über den Rock zu schnallen. Aber wenn sie auf

der Landstraße waren und wir ein paar Tage später an ihnen vorüberkamen, und besonders wenn bekannt war, daß Vater noch ein paar Tage länger in Moskau bleiben würde, dann sah die ganze Schar mehr wie eine umherziehende Zigeunerbande aus als wie das Hausgesinde eines reichen Grundbesitzers. Männer wie Frauen trugen alle denkbaren und undenkbaren Arten von Kleidern, hatten sich zum Teil mit baumwollenen Taschentüchern gegürtet und wanderten, bald von der glühenden Sonne versengt, bald unter strömendem Regen triefend, mit mächtigen dem nächsten Walde entliehenen Stöcken dahin. Ähnliche Wanderzüge unternahm damals jede Familie, und wenn wir in einer unserer Straßen eine lange Reihe von Dienern gehen sahen, so wußten wir sofort, daß die Upuchtins oder die Prjanischnikows auf dem Zuge waren.

Die Wagen waren nun wohl fort, aber die Familie rührte sich noch nicht. Wir waren sämtlich krank vom Warten, doch Vater hörte nicht auf, endlose Anweisungen an die Gutsverwalter zu verfassen, die ich dann emsig in das ‚Außenbuch‘ eintrug. Schließlich erging auch an uns der Befehl zum Aufbruch. Man rief uns hinunter, und mein Vater las laut die Marschordre an ‚die Fürstin Krapotkin, Ehefrau des Fürsten Alexei Petrowitsch Krapotkin, Obersten und Ritters‘ vor, worin die Halteplätze während der fünftägigen Reise nach Gebühr und Ordnung aufgezählt wurden. Freilich, die Ordre lautete auf den 30. Mai, und die Abreise war auf neun Uhr vormittags festgesetzt, obgleich der Mai schon vorüber war und der Aufbruch nachmittags erfolgte: damit fielen alle Berech-

nungen über den Haufen. Doch, wie meist auch in militärischen Marschordres, war dieser Umstand vorgesehen und durch folgenden Paragraphen entsprechende Vorsorge getroffen:

„Wenn jedoch zuwider aller Erwartung die Abreise Eurer Hoheit nicht an besagtem Tage und zu besagter Stunde stattfindet, so werden Sie ersucht, nach Ihrer besten Einsicht so zu handeln, daß die Reise einen guten Ausgang nimmt.“

Dann setzten sich alle Anwesenden, Herrschaft wie Dienerschaft, bekreuzten sich, und nun verabschiedeten wir uns von meinem Vater. „Ich beschwöre dich, Alexei, geh nicht in den Klub,“ sagte meine Stiefmutter leise zu ihm. Die große, vierspännige, von einem Postillon geleitete Kutsche mit ihrer kleinen das Einsteigen erleichternden Schlagleiter stand vor der Tür, und auch die andern Kutschen waren vorgefahren. Unsere Sitzplätze hatte Vater in der Marschordre genau bestimmt, aber unsere Stiefmutter mußte bereits in diesem frühen Stadium des großen Unternehmens ‚nach ihrer besten Einsicht‘ handeln, und so erfolgte denn zur hohen Befriedigung unser aller der Aufbruch.

Für uns Kinder war die Reise eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens. Wir machten nur kurze Tagesreisen, und zweimal täglich wurde gehalten, um die Pferde zu füttern. Da die Damen bei der geringsten Unebenheit des Weges aufschrieten, so wurde lieber ausgestiegen, wenn die Straße hinauf- oder hinunterging, was fortwährend der Fall war. Dies machten wir Kinder uns zunutze,

indem wir einen schnellen Ausflug in den Wald am Wege wagten oder am Ufer eines kristallinen Baches dahinliefen. Überdies bot die schöngehaltene Moskau-Marschauer Landstraße, der wir ein Stück zu folgen hatten, mannigfaltige Bilder, die unsere Neugier fesselten: Reihen von Frachtwagen, Pilgergruppen und Leute aller Art. Zweimal des Tages machten wir in großen, belebten Dörfern Halt, und nach längerem Feilschen um den Preis für Heu und Hafer wie für den Samowar stiegen wir vor der Tür eines Gasthauses ab. Der Koch Andrei erstand ein Huhn und machte die Suppe, während wir inzwischen in den nächsten Wald liefen oder den Hof des großen Gasthauses näher in Augenschein nahmen.

In Malojaroslawek, wo seinerzeit das russische Heer vergebens den Versuch machte, Napoleon auf seinem Rückzug von Moskau den Weg zu verlegen, nahmen wir gewöhnlich Nachtquartier. Herr Poulain, der im spanischen Feldzuge verwundet worden war, kannte die Schlacht bei Malojaroslawek auf das genaueste oder behauptete dies wenigstens. Er nahm uns auf das Schlachtfeld und setzte uns auseinander, wie die Russen Napoleons Vormarsch aufzuhalten versucht, und wie die große Armee sie zusammengehauen und die russischen Linien durchbrochen hätte. Er schilderte uns die Ereignisse, als wäre er selbst dabei gewesen. Hier versuchten die Kosaken eine Schwenkung, aber Davoust oder irgend ein anderer Marschall schlug sie und verfolgte sie gerade bis über diese Hügel zur Rechten. Dort vernichtete Napoleons linker Flügel die russische Infanterie, und hier griff Napoleon in eigener Person, an der Spitze der Alten

Garde, Kutusows Zentrum an und bedeckte sich und seine Garde mit unvergänglichem Ruhme.

Einmal wählten wir als Reifeweg die alte Straße nach Kaluga und rasteten in Tarutino; aber hier war Herr Poulain weit weniger beredt. Denn hier war es, wo Napoleon, der seinen Rückzug in mehr südlicher Richtung bewerkstelligen wollte, nach einer blutigen Schlacht sich genötigt sah, seinen Plan aufzugeben und die Smolensker Straße, die sein Heer auf dem Wege nach Moskau verwüstet hatte, zu verfolgen. Doch wurde Napoleon, wenigstens nach Poulains Darstellung, von seinen Marschällen getäuscht, sonst wäre er direkt nach Kiew und Odessa marschiert und hätte seine Adler über dem Schwarzen Meere flattern lassen.

Hinter Kaluga führte unser Weg fünf Meilen weit durch einen schönen Tannenwald, der in meinem Gedächtnis mit den glücklichsten Erinnerungen aus meiner Kinderzeit dauernd verknüpft ist. Der Sand in jenem Walde war so tief wie in der Sahara, und wir gingen sämtlich zu Fuß, während die Pferde, jeden Augenblick innehaltend, die Wagen langsam durch den Sand zogen. Seit ich das zehnte Lebensjahr überschritten hatte, gewährte es mir das größte Vergnügen, die übrigen Familienmitglieder hinter mir zu lassen und diese ganze Strecke allein zu durchwandern. Ungeheure, Jahrhunderte alte Rottannen strebten rings in die Höhe, und kein Laut erreichte das Ohr außer dem Rauschen und Knarren der Bäume. In einer kleinen Schlucht murmelte ein Quell, klar wie Kristall, und ein Wanderer hatte zur Benutzung für die Dürstenden, die

nach ihm dorthin kommen würden, einen aus Birkenrinde gefertigten Kegelförmigen Löffel mit einem gespaltenen Stecken als Stiel liegen lassen. Geräuschlos lief ein Eichhörnchen einen Baum hinauf, und das dichte Waldgestrüpp am Boden war nicht minder geheimnisvoll als die hohen Bäume. In diesem Walde erwachte zuerst meine Liebe zur Natur, und hier kam mir zum erstenmal eine dunkle Ahnung von ihrem nimmer rastenden Leben.

Hinter dem Walde und jenseit der Ugra, über die wir in einer Fähre setzten, verließen wir die breite Straße und fuhren auf schmalen Landwegen weiter, wo grüne Roggenähren sich zur Kutsche neigten, und die Pferde, die bei der Enge des Pfades dicht aneinander gedrängt, dahinfliehen, rechts und links ein Maulvoll Gras rupfen konnten. Endlich kamen die Weiden in Sicht, die uns die Nähe unseres Dorfes verkündeten, und da stand auch auf einmal der hellgelbe Glockenturm der Nikolskojer Kirche vor uns.

Für das stille Leben eines damaligen Grundbesitzers war Nikolskoje ganz vorzüglich geeignet. Es fehlte dort jede Pracht, wie sie in reicheren Landsitzen entfaltet wird, aber in dem Plan der Häuser und Gärten wie in der ganzen Anlage verrät sich eine künstlerische Hand. Außer dem Hauptgebäude, das mein Vater vor kurzem hatte errichten lassen, lagen um einen geräumigen sauber gehaltenen Hof verschiedene kleinere Häuser, die ihren Bewohnern eine größere Unabhängigkeit gewährten, ohne doch einen engen Familienverkehr zu unterbinden. Ein ausgedehnter, oberer Garten diente ausschließlich der Obstbaumzucht,

und durch ihn führte der Weg zur Kirche; was südlich davon bis zum Flusse lag, bildete einen einzigen großen Lustgarten mit Blumenbeeten und Alleen von Linden, Flieder und Akazien. Vom Balkon des Haupthauses hatte man einen schönen Blick auf den Fluß und eine alte Erdschanze, hinter der die Russen während des Mongolenfalls hartnäckig Widerstand geleistet hatten; weiterhin schweifte das Auge über gewaltige Fruchtfelder, die am Horizont ein dunkler Saum von Wäldern abschloß.

In den ersten Jahren, auf die ich mich besinnen kann, bewohnten wir mit Herrn Poulain ganz allein eines von den kleinen Häusern, und nachdem seine Erziehungsmethode durch das Eintreten unserer Schwester Helene etwas sanftere Formen angenommen hatte, standen wir auf dem besten Fuße miteinander. Vater nahm niemals teil an unserm Landaufenthalt, da er im Sommer regelmäßig militärische Inspektionen unternahm, und unsere Stiefmutter kümmerte sich, zumal nach der Geburt ihres eigenen Kindes Pauline, nicht viel um uns. So waren wir immer mit Herrn Poulain zusammen, der das Leben auf dem Lande gründlich genoß und es auch uns genießen ließ. Was gab es da nicht alles Entzückendes: Die Wälder, die Spaziergänge am Fluß, das Klettern über die Hügel zu der alten Schanze, die Poulain durch seine Erzählungen von der Verteidigung der Russen und der endlichen Einnahme durch die Tartaren für uns noch mehr belebte, kleine Abenteuer, wobei Poulain Alexander vorm Tode des Ertrinkens rettete, gelegentlich eine Begegnung mit einem Wolf — kurz, da war kein Ende immer neuer köstlicher Eindrücke.

Auch größere Ausflüge wurden unternommen, an denen die ganze Familie teilnahm. Manchmal ging es in den Wald zum Pilzesuchen; dann tranken wir unsern Tee mitten im Walde, wo ein hundert Jahre alter Mann allein mit seinem Enkel lebte und Bienenzucht trieb. Ein andermal fuhren wir nach einem uns gehörigen Dorfe, wo ein großer Teich gegraben worden war, in dem man schwimmende Karpfen zu Tausenden fing; zum Teil erhielt diese der Grundherr, und die übrigen wurden unter die Bauern verteilt. In diesem Dorfe lebte meine frühere Amme. Ihre Familie war eine der ärmsten; außer ihrem Mann hatte sie zu ihrer Hülfe nur einen kleinen Knaben und ein Mädchen, meine Milchschwester, die später Predigerin und ‚Jungfrau‘ in der Sekte wurde, deren Anhänger sie waren. Die Freude der Frau bei meinem Besuche war grenzenlos. Rahm, Eier, Äpfel und Honig war alles, was sie mir anbieten konnte, aber die Art, wie sie mir dies bot, auf glänzenden Holztellern, die auf einem mit feinem, schneeweißem Linnen bedeckten Tische standen (bei den russischen Sekten ist höchste Sauberkeit ein religiöses Gebot), und die freundlichen Worte, die sie an mich richtete, als wäre ich ihr eigener Sohn, erregten in meinem Herzen die wärmsten Gefühle. Das gleiche gilt von den Ammen meiner älteren Brüder, Nikolaus' und Alexanders, die hervorragende Mitglieder anderer Sekten in Nikolskoje waren. Wie wenige wissen, welcher Schatz von Güte sich in den Herzen russischer Bauern birgt, selbst nach Jahrhunderten erbarmungslosester Unterdrückung, die sie mit gerechter Erbitterung hätte erfüllen können!

An regnerischen Tagen wurde Herr Poulain nicht müde,

uns insbesondere vom spanischen Feldzuge zu erzählen.

Immer von neuem mußte er uns wiederholen, wie er in der Schlacht verwundet worden sei, und jedesmal, wenn er zu der Stelle kam, wo er fühlte, wie das warme Blut in seinen Stiefel floß, sprangen wir auf, küßten ihn und gaben ihm durch alle möglichen Kosenamen unsere Teilnahme zu erkennen.

Wie es schien, diente alles dazu, uns auf die militärische Laufbahn vorzubereiten: die Vorliebe unseres Vaters — das einzige Spielzeug, das er, soviel ich mich erinnere, für uns gekauft hat, waren eine Flinte und ein wirkliches Schilderhaus —, die Kriegsgeschichten Herrn Poulains und auch die Bücherei, die uns zur Verfügung stand. Diese Sammlung, die einst dem General Repninski, unserem Urgroßvater mütterlicherseits, einem theoretisch gebildeten Militär des achtzehnten Jahrhunderts, gehört hatte, bestand ausschließlich aus kriegswissenschaftlichen Büchern, die mit guten Kupfern geschmückt und schön in Leder gebunden waren. Es war an Regentagen unser Hauptvergnügen, uns in diesen Büchern die Kupfer anzusehen, auf denen die seit den Zeiten der Hebräer gebrauchten Kriegswaffen dargestellt waren, sowie die Pläne aller seit Alexander von Makedonien gelieferten Schlachten. Auch boten diese Bücher ausgezeichnetes Material zur Erbauung starker Festungen, die eine Zeitlang die Stöße eines Mauerwidders und die Geschosse eines Archimedischen Katapults aushalten konnten — übrigens wurde die letztere Angriffswaffe, bei der die Fenster zu sehr in Mitleidenschaft kamen, bald verboten. Trotz alledem ist weder Alexander noch bin ich

Soldat geworden. Die Literatur der sechziger Jahre wischte die Lehren und Eindrücke der Kindheit aus.

Herrn Poulains Ansichten über Revolutionen waren die der orleanistischen ‚Illustration Française‘, von der er alte Nummern erhielt, und deren Holzschnitte wir sämtlich kannten. Eine Zeitlang konnte ich mir eine Revolution nur in Gestalt des Todes vorstellen, der auf einem Pferde sitzt und in einer Hand die rote Flagge, in der andern eine Sense hält, mit der er rechts und links Menschen niedermäht. Doch glaube ich jetzt, daß sich Herrn Poulains Abneigung nur auf die Bewegung von 1848 bezog, da eine Erzählung aus seinem Munde über die Revolution von 1789 einen tiefen Eindruck auf mich gemacht hat.

Die Anrede ‚Fürst‘ wurde in unserm Hause mit und ohne Veranlassung angewendet. Herrn Poulain muß dies nicht gefallen haben, denn als er einmal von der großen Revolution sprach, erzählte er uns, wie ich mich noch genau erinnere, mit besonderer Betonung, wie Graf Mirabeau und andere Vornehmen eines Tages allen Titeln entsagt hätten, und der Graf um seine Verachtung aristokratischer Anmaßungen zu beweisen, ein Geschäft eröffnet hätte, dessen Schild die Aufschrift trug: ‚Mirabeau, Schneider‘. Ich gebe die Geschichte nach Herrn Poulains Erzählung wieder. Lange Zeit quälte ich mich darauf mit dem Gedanken, welches Handwerk ich ergreifen sollte, um schreiben zu können: ‚Krapotkin, der und der Handwerker‘. Später beeinflussten mich mein russischer Lehrer, Nikolai Pawlowitsch Smirnow, und der allgemeine republikanische Ton der russischen Literatur in derselben Richtung. Als ich daher

anfang, Novellen zu schreiben, das heißt, in meinem zwölften Jahre, unterzeichnete ich ‚P. Krapotkin‘, und dabei bin ich auch geblieben, trotz aller Vorstellungen, die mir meine Vorgesetzten, solange ich im Heeresdienst war, machten.

Viertes Kapitel.

Meine weitere Erziehung. — Schäden der Selbsteigenschaft. — Ein trauriges Geschick. — Ausbildung begabter Selbstgenen. — Eine Gelfterersehnung.

Im Herbst des Jahres 1852 kam mein Bruder Alexander ins Kadettenkorps, und von da an sahen wir uns nur noch an Feiertagen und hin und wieder Sonntags. Das Kadettenhaus war eine Meile von unserm Hause entfernt, und obwohl wir ein Dutzend Pferde hatten, traf es sich immer, daß keines frei war, wenn ein Schlitten zum Kadettenkorps geschickt werden sollte, den Bruder zu holen. Mein ältester Bruder, Nikolaus, kam sehr selten nach Hause. Die verhältnismäßige Freiheit, die Alexander in der Schule fand, insbesondere aber der Einfluß von zweien seiner Lehrer, die in Literatur Unterricht erteilten, brachten seinen Intellekt zu schneller Reife, und später werde ich oft genug Gelegenheit haben, von dem wohlthätigen Einfluß zu sprechen, den er auf meine eigene Entwicklung ausübte. Es ist ein großer Vorzug, einen liebevollen, intelligenten älteren Bruder zu haben.

Inzwischen blieb ich noch daheim; mein Eintritt in das

Pagenkorps konnte erst erfolgen, wenn die Reihe an mich kam, und dann war ich fast fünfzehn Jahre alt. Herr Poulain wurde entlassen und ein deutscher Lehrer an seiner Statt verpflichtet. Er gehörte zu jenen Idealisten, wie sie unter den Deutschen nicht selten sind, und ich habe von ihm noch am besten im Gedächtnis seinen begeisterten Vortrag Schillerscher Gedichte, den er in höchst naiver Weise durch schauspielerische Bewegungen, die mich in Entzücken versetzten, begleitete. Er blieb übrigens nur einen Winter bei uns.

Im nächsten Winter ließ man mich ein Moskauer Gymnasium besuchen, und schließlich unterrichtete mich wieder mein russischer Lehrer Smirnow. Wir wurden bald Freunde, besonders als uns mein Vater eine Reise nach seinem Njasanschen Gute machen ließ. Während dieser Reise trieben wir allerhand Poffen und erfanden lustige Erzählungen im Anschluß an die Menschen und Dinge, die uns vor Augen kamen. Andererseits gab der Anblick der anmutigen Hügellandschaft, durch die wir reisten, meiner wachsenden Liebe zur Natur neue Anregung und Nahrung. Auch fingen unter Smirnows Einfluß meine literarischen Neigungen zu keimen an, und von 1854 bis 1857 hatte ich vollauf Gelegenheit, diese Keime weiter zu entwickeln. Mein Lehrer hatte nach Beendigung seiner Studienzeit eine unbedeutende Schreiberstelle in einem Gerichtshofe erhalten und verbrachte dort den Vormittag. So war ich bis Mittag mir selbst überlassen, und wenn ich meine Aufgaben vollendet und einen Spaziergang gemacht hatte, blieb mir noch sehr viel Zeit zum Lesen und

besonders zum Schreiben übrig. Ebenso war ich im Herbst, wenn mein Lehrer wieder sein Amt in Moskau versehen mußte, während wir noch auf dem Lande blieben, viel allein, und obschon ich beständig am Familienleben teilnahm und ziemlich viel Zeit mit meiner kleinen Schwester Pauline verspielte, so war mir doch Muße genug gelassen, mich nach Herzenslust mit Lesen und Schreiben zu beschäftigen.

Damals war die Aufhebung der Leibeigenschaft nicht mehr fern. Es ist dies ein Ereignis, das der neuesten Geschichte angehört, es ist, als wäre es erst gestern geschehen, und doch begreifen jetzt selbst in Rußland wenige, was die Leibeigenschaft eigentlich zu bedeuten hatte. Man hat eine unklare Vorstellung davon, daß die von ihr geschaffenen Verhältnisse sehr üble waren, aber die volle Wirkung dieser Verhältnisse auf Körper und Geist menschlicher Wesen wird nicht genügend ermessen. Es ist in der That erstaunlich, wie bald eine Einrichtung und ihre gesellschaftlichen Folgen in Vergessenheit geraten, wenn die Einrichtung selbst nicht mehr besteht, und wie schnell die Menschen und Dinge wechseln. Ich will die Zustände zur Zeit der Leibeigenschaft vergegenwärtigen, indem ich erzähle, nicht, was ich von anderen gehört, sondern, was ich selbst gesehen habe.

Aliana, unsere Beschlieferin, steht im Gange vor meines Vater Thür und bekreuzt sich; sie wagt keinen Schritt vorwärts oder rückwärts zu tun. Endlich, nachdem sie ein Gebet gesprochen hat, tritt sie ins Zimmer und meldet mit kaum hörbarer Stimme, daß der Tee fast verbraucht sei, daß nur noch zwanzig Pfund Zucker da seien,

und daß auch die anderen Vorräte auf die Meige gehen.

„Diebe, Räuber!“ brüllte mein Vater, „und du, du bist im Bunde mit ihnen!“ Seine Stimme donnert durch das Haus. Unsere Stiefmutter will Aliana allein den Sturm bestehen lassen; aber Vater schreit: „Frol, rufe die Fürstin! Wo ist sie?“ Und wenn sie hereinkommt, empfängt er sie mit denselben Vorwürfen:

„Sie sind ebenfalls im Bunde mit dieser Brut Hams; Sie treten für sie ein,“ und so ging's weiter, eine halbe Stunde oder noch länger.

Dann fängt er an, die Rechnungen zu prüfen. Zugleich fällt ihm das Heu ein. Frol soll gehen und nachwägen, wieviel noch da ist, und meine Stiefmutter soll gehen und dem Wägen beiwohnen, während mein Vater berechnet, wieviel noch im Speicher sein sollte. Dem Anschein nach fehlt eine ganze Menge Heu, auch kann Aliana über das Verbleiben von mehreren Pfunden dieser oder jener Nahrungsmittel keine Rechenschaft geben. Vaters Stimme wird immer drohender, Aliana zittert, aber erst über den Kutscher, der eben eintritt, entlädt sich der ganze Grimm seines Herrn. Vater springt auf ihn los und schlägt ihn, doch der Kutscher wiederholt nur immer: „Eure Hoheit müssen sich geirrt haben!“

Vater macht seine Berechnung noch einmal, und diesmal kommt heraus, daß mehr Heu im Speicher ist, als dort sein sollte. Das Schelten hört darum nicht auf, denn nun wird dem Kutscher vorgeworfen, er habe den Pferden keine vollen Tagesrationen gegeben, aber der Kutscher ruft alle Heiligen als Zeugen an, er habe den Tieren ihr

volles Teil zukommen lassen, und Frol beschwört die Jungfrau, die Beteuerung des Kutschers zu bestätigen.

Doch Vater will sich nicht besänftigen lassen. Er ruft Makar, den Klavierstimmer und Unterkellermeister, herein und hält ihm seine Sünden neueren Datums vor. Vergangene Woche hat er sich betrunken, und gestern muß er wieder betrunken gewesen sein, denn er hat ein Duzend Teller zerbrochen. In der Tat war das Zerbrechen dieser Teller die wahre Ursache des ganzen Aufruhrs; unsere Stiefmutter hatte Vater am Morgen davon erzählt, und das war der Grund, warum Aliana ärger als gewöhnlich gescholten wurde, warum die Berechnung und Wägung des Heuvorrats erfolgte, und warum Vater noch immer schreit, diese ‚Brut Hams‘ verdiene jede Züchtigung auf Erden.

Auf einmal tritt eine Stille im Sturm ein. Mein Vater setzt sich an den Tisch und schreibt etwas auf ein Papier. „Nimm Makar mit diesem Schreiben zur Polizeistation und laß ihm hundert Hiebe mit dem Birkenstock aufzählen.“

Schrecken und Totenstille herrschen im Hause. Als die Glocke vier Uhr schlägt, gehen wir alle zum Mittagessen hinunter, aber niemand hat den geringsten Appetit, und die Suppe bleibt unberührt im Teller. Wir sind unser zehn zu Tisch, und hinter jedem steht ein Geiger oder ein Posaunenbläser mit einem reinen Teller in der Linken, aber Makar ist nicht darunter.

„Wo ist Makar?“ fragte unsere Stiefmutter. „Ruf ihn herein!“

Makar kommt nicht, und der Befehl wird wiederholt.

Schließlich tritt er, bleich, mit verzerrtem Gesicht und schamvoll die Augen niederschlagend, herein. Vaters Augen haften an seinem Teller, während unsere Stiefmutter uns zu der unberührten Suppe Lust machen will.

„Sindet ihr nicht, Kinder,“ sagt sie, „daß die Suppe köstlich ist?“

Tränen ersticken mich, und gleich nach dem Essen laufe ich hinaus, treffe Makar in einem dunkeln Gange und will ihm die Hand küssen. Doch er reißt sie weg und sagt — war es ein Vorwurf oder eine Frage? —: „Laß mich allein! Auch du, wirst du nicht genau ebenso sein, wenn du erwachsen bist?“

„Nein, nein, niemals!“

Dabei gehörte Vater keineswegs zu den schlimmsten Grundbesitzern; im Gegenteil, die Leibeigenen wie die Bauern hielten ihn für einen der besten. Was wir in unserm Hause sahen, geschah allenthalben und oft noch in viel erbarmungsloserer Weise. Das Auspeitschen von Leibeigenen gehörte zu den regelmäßigen Aufgaben der Polizei und Feuerwehr.

Einmal ließ ein Grundeigentümer einem andern gegenüber die Bemerkung fallen: „Warum, Euer Exzellenz, vermehrt sich auf Ihrem Besitz die Seelenzahl so langsam? Sie kümmern sich wahrscheinlich nicht um ihre Heiraten!“

Wenige Tage darauf kehrte der General auf sein Gut zurück. Er ließ sich eine Liste aller Dorfbewohner bringen und entnahm daraus die Namen aller Burschen, die das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatten, sowie die der Mädchen

über sechzehn Jahre — dies ist nach russischem Gesetz das heiratsfähige Alter. Dann schrieb er auf: „Johann soll Anna heiraten, Paul Paraschka“, und so weiter, im ganzen fünf Paare. „Die fünf Hochzeiten,“ fügte er hinzu, „müssen in zehn Tagen, am übernächsten Sonntag, stattfinden.“

Ein allgemeiner Aufschrei der Verzweiflung erhob sich im Dorfe. In jedem Hause weinten die Frauen, die jungen wie die alten. Anna hatte Gregor zu freien gehofft, Pauls Eltern hatten schon mit den Sedotows wegen ihrer bald mannbaren Tochter gesprochen. Überdies war es nun die Zeit, wo die Äcker zu bestellen waren, nicht aber Hochzeiten zu veranstalten, und wie soll man in zehn Tagen ein Hochzeitsfest vorbereiten? Zu Dutzenden kamen die Bauern zu dem Grundherrn, seine Gnade anzurufen, und Gruppen von Bauernfrauen standen am hintern Hauseingang mit auserlesenen Leinwandstücken für die Frau des Gutsbesizers, um ihre Vermittlung zu gewinnen. Alles war umsonst. Der Gebieter hatte befohlen, die Hochzeiten sollten an dem bestimmten Tage stattfinden, und darum mußte es geschehen.

Zu der festgesetzten Zeit bewegten sich die Hochzeitszüge, in diesem Falle mehr wie Trauerzüge, zur Kirche. Laut weinten die Frauen, wie sie es bei Begräbnissen zu tun pflegten. Ein Hausdiener wurde zur Kirche geschickt, um es seinem Herrn zu melden, wenn die Trauungen vorüber wären; aber bald kam er, mit der Kappe in der Hand, bleich und bekümmert, zurückgelaufen und sagte:

„Paraschka will nicht, sie weigert sich, sich Paul antrauen zu lassen. Vater“ (das heißt, der Priester) „fragte

sie: „Ist es dein Wille?“ aber sie erwiderte laut: „Nein, ich will nicht.“

Der Gutsherr wurde wütend. „Geh und sage dem langmähnigen Trunkenbold“ (damit war der Pope gemeint; die russische Priesterschaft trägt langes Haar) „wenn Paraschka nicht sofort getraut wird, so werde ich ihn beim Erzbischof als Trunkenbold anzeigen. Wie kann der schmutzige Pope es wagen, mir den Gehorsam zu verweigern? Sag' ihm, man wird ihn in ein Kloster stecken und da verfaulen lassen, und Paraschkas Familie werde ich draußen auf meinem Steppengut ansiedeln.“

Der Diener überbrachte die Botschaft. Paraschkas Verwandte und der Priester umringten das Mädchen, weinend fiel ihr die Mutter zu Füßen und beschwor sie, nicht die ganze Familie ins Verderben zu stürzen. Das Mädchen sagte zwar immer noch: „Ich will nicht,“ aber mit immer leiserer Stimme, bald nur noch flüsternd, bis sie schließlich stumm da stand. Man setzte ihr die Hochzeitskrone auf das Haupt, sie leistete keinen Widerstand mehr, und schleunigst rannte der Diener zurück mit der Meldung: „Sie sind verheiratet.“

Eine halbe Stunde später hörte man die kleinen Glocken der Hochzeitszüge am Tor des Herrenhauses. Die fünf Paare stiegen von den Wagen, schritten über den Hof und traten in den Saal. Der Grundherr empfing sie und bot ihnen Wein, während die Eltern, die hinter ihren weinenden Töchtern standen, diese aufforderten, sich vor ihrem Herrn zur Erde zu bücken.

Ehen auf Befehl waren etwas so Gewöhnliches, daß

junge Leute unserer Dienerschaft, die merkten oder dachten, man wolle sie miteinander verheiraten, obwohl sie keine gegenseitige Zuneigung empfanden, diesem Unheil dadurch vorbeugten, daß sie bei einer Kindtaufe in irgend einer Bauernfamilie zusammen Gevatter standen, was nach den Satzungen der russischen Kirche eine Verheichelung unmöglich macht. Gewöhnlich war diese Kriegslist auch erfolgreich, doch einmal fand sie einen tragischen Abschluß. Der Schneider Andrei verliebte sich in ein Mädchen, das einem unserer Nachbarn gehörte. Er hoffte, mein Vater würde ihn gegen eine bestimmte Jahreszahlung sein Handwerk als Schneider frei ausüben lassen, und es würde ihm gelingen, durch angestrengte Arbeit so viel Geld, als zum Loskauf des Mädchens nötig war, zu erübrigen. Sonst wäre sie durch Verheiratung mit einem Leibeigenen meines Vaters selbst ebenfalls meinem Vater als dem Herrn ihres Mannes leibeigen geworden. Als daher Andrei und eines unserer Hausmädchen vermuteten, es würde ihnen eine Zwangsehe vorgeschrieben werden, verabredeten sie, gemeinsam die Patenschaft bei einem Täufling zu übernehmen. Ihre Annahme erwies sich als richtig: eines Tages ließ sie der Herr kommen und gab ihnen den gefürchteten Befehl.

„Wir sind Ihrem Willen allezeit gehorsam gewesen,“ erwiderten sie, „aber vor wenigen Wochen waren wir beide Taufzeugen bei demselben Kinde.“ Auch brachte Andrei seine Wünsche und Absichten vor. Die Folge davon war, daß er zur Militär-Aushebungsstelle geschickt wurde, um Soldat zu werden.

Unter Nikolaus I. gab es noch keine allgemeine Wehr-

pflicht wie jetzt. Adel und Kaufmannschaft waren dienstfrei, und wurde eine neue Aushebung angeordnet, so hatten die Grundbesitzer so und so viel Mann nach dem Verhältnis der Anzahl ihrer Leibeigenen zu stellen.

In der Regel führten die Bauern selbst die Rekrutenlisten für die betreffenden Dorfgemeinden, dagegen waren die Hausdiener ganz und gar der Gnade ihres Herrn überlassen, und traf einen dessen Unzufriedenheit, so schickte er ihn zu der Aushebungsstelle und löste dafür eine Rekrutenquittung. Ein solches Papier stellte einen beträchtlichen Geldwert dar, da es an jeden verkauft werden konnte, der als Rekrut eingezogen werden sollte und sich freimachen wollte.

In jener Zeit war der Kriegsdienst etwas Schreckliches. Fünfundzwanzig Jahre mußte man unter der Fahne bleiben, und das Soldatenleben war äußerst mühselig. Soldat sein, das bedeutete, für immer von der Heimat losgerissen und der Willkür von Offizieren vom Schlage des bereits erwähnten Timofejew preisgegeben zu sein. Das geringste Versehen wurde von den Offizieren durch Faustschläge oder durch Auspeitschen mit Birkenruten oder Stöcken bestraft. Die Grausamkeit, mit der man dabei verfuhr, übersteigt alle Vorstellungen. Selbst im Kadettenkorps, dem nur Söhne von Edelleuten angehörten, wurden manchmal wegen einer Zigarette tausend Streiche mit Birkenruten im Angesicht des ganzen Korps verabreicht, wobei der Arzt neben dem gemarterten Knaben stand und der Züchtigung nur dann Einhalt gebot, wenn der Puls nach seiner Wahrnehmung ganz stillzustehen drohte. Das

blutige Opfer wurde bewußtlos ins Hospital getragen. Der Chef der Militärschulen, der Großfürst Michael, hätte den Direktor einer Kadettenanstalt, der nicht jährlich einen oder zwei solcher ‚Fälle‘ gehabt hätte, bald seiner Stelle enthoben. ‚Keine Mannszucht‘ würde er gesagt haben.

Viel schlimmer erging es noch den gemeinen Soldaten. Wurde einer vor ein Kriegsgericht gestellt, so erfolgte gewöhnlich ein Spruch, zu dessen Ausführung tausend Mann in zwei Reihen, mit den Gesichtern einander zugekehrt, antraten, jeder mit einem Stock von der Dicke eines kleinen Fingers — die man mit dem deutschen Wort ‚Spießruten‘ benannte — bewaffnet. Der Verurteilte wurde dreis-, vier-, fünf- oder siebenmale zwischen den beiden Reihen durchgeschleppt und erhielt dabei von jedem Soldaten einen Schlag. Unteroffiziere gingen hinterdrein, um zu sehen, daß mit aller Kraft zugeschlagen würde. Nach tausend oder zweitausend Schlägen wurde das Opfer, blutspeiend, ins Hospital gebracht und gepflegt, damit die Züchtigung, sobald die Folgen der ersten Mißhandlung nur einigermaßen verwunden wären, fortgesetzt werden könnte. Starb der Unglückliche bei der Geißelung, so wurden die fehlenden Streiche dem Leichnam versetzt! Nikolaus I. und sein Bruder Michael kannten kein Erbarmen, ein Erlaß der Strafe trat unter keinen Umständen ein. ‚Ich will dich Spießruten laufen lassen,‘ ‚Du sollst die Haut unter den Stöcken lassen‘ sind Redensarten, die damals in den Sprachschatz übergingen.

Trauer und Schrecken erfüllte unser Haus, wenn es laut wurde, daß einer von unsern Dienern Rekrut werden

solgte. Um einen Selbstmord zu verhüten, wurde der Betreffende in der Amtsstube in Ketten gelegt und bewacht. Ein Bauernwagen fuhr vor, und der Arme wurde von zwei Wächtern hinausgeführt. Die ganze Dienerschaft sammelte sich um ihn. Er verbeugte sich tief und bat jeden einzelnen um Verzeihung, wenn er ihm wissentlich oder unwissentlich Unrecht getan habe. Lebten sein Vater und seine Mutter im Orte, so kamen sie ebenfalls zum Abschied. Er beugte sich vor ihnen bis zur Erde, und seine Mutter und die übrigen weiblichen Verwandten fingen, halb singend, halb sagend, mit ihren lauten Klagen an: „Wem überlässest du uns? Wer sorget für dich in fremden Landen? Wer schützet dich vor den Händen der Grausamen?“ ganz in der Weise und auch mit den Worten, wie es bei Leichenbegängnissen üblich war.

So mußte nun Andrei fünfundzwanzig Jahre das schreckliche Los eines Soldaten tragen, und alle Pläne von Glück und Freude hatten ein gewaltsames Ende gefunden.

Noch tragischer war das Geschick einer unserer Mägde, Pauline oder, wie sie gewöhnlich hieß, Polja. Sie hatte die feine Stickerie gelernt und leistete darin Bedeutendes. In Nikolskoje stand ihr Stickerahmen in Schwester Helenens Stube, und oft nahm sie an der Unterhaltung teil, die zwischen unserer Schwester und einer Schwester unserer Stiefmutter, die sich bei Helenen aufhielt, stattfand. Kurz und gut, ihrem Benehmen und ihrer Sprache nach glich Polja mehr einem gebildeten jungen Mädchen als einer Hausmagd.

Sie beging einen Fehltritt und merkte, daß sie bald Mutter werden würde. Sie erzählte alles meiner Stiefmutter, die in heftige Vorwürfe ausbrach: „Ich will dies Geschöpf nicht länger in meinem Hause haben! Ich will solche Schande nicht länger in meinem Hause dulden! O, das schamlose Geschöpf!“ und so weiter. Helenens Tränen konnten nichts ändern. Polja wurde das Haar kurz geschnitten und sie selbst in eine Meierei verwiesen. Da sie aber gerade eine besonders feine Stickerie angefangen hatte, mußte sie diese in einer schmutzigen Hütte der Meierei an einem kleinen Fensterloch vollenden. Sie machte sie fertig und noch zahlreiche andere Stickerien, immer in der Hoffnung, sie würde Verzeihung finden. Doch die Verzeihung blieb aus.

Der Vater ihres Kindes, der Diener eines benachbarten Gutsbesitzers, bat flehentlich um die Erlaubnis, sie heiraten zu dürfen, aber da er kein Geld hatte, wies man ihn zurück. Poljas zu ‚feine Manieren‘ wurden als eine Beleidigung empfunden, und es stand ihr das bitterste Los bevor. Zu unserm Haushalt gehörte auch ein Mann, der wegen seiner Zwerggestalt als Postillon Verwendung fand; man nannte ihn allgemein ‚krummbeiniger Silka‘. Als er noch ein Knabe war, hatte ihn ein furchtbarer Hufschlag getroffen, und seitdem wuchs er nicht mehr. Seine Beine waren krumm, seine Füße einwärts gerichtet, seine Nase zerbrochen und nach einer Seite gewendet, seine Kinbacken mißgestaltet. Dieses Schreckbild sollte Polja heiraten, und man zwang sie auch gewaltsam dazu. Das Paar wurde nachher auf unserer Njäsanschen Besitzung angesiedelt.

Daß Leibeigene Gefühle haben wie andere Menschen, das wollte man nicht wahr haben, ja, das glaubte man auch nicht, und als Turgenjew seine kleine Erzählung ‚Mumu‘ veröffentlichte und Grigorowitsch seine ergreifenden Novellen herauszugeben begann, in denen er seine Leser über die Leiden von Leibeigenen Tränen vergießen ließ, war das für sehr viele Leute eine überraschende Enthüllung. „Sie lieben ganz wie wir; ist das möglich?“ riefen die empfindsamen Damen, die keine französische Novelle lesen konnten, ohne durch das traurige Schicksal des edlen Helden oder der hochgeborenen Heldin zu Tränen gerührt zu werden.

Die Ausbildung, die die Herren manchmal einem oder dem andern Leibeigenen zuteil werden ließen, war nur eine weitere Quelle von Unheil für den Betroffenen. So wurde einmal mein Vater auf einen begabten Knaben in einem seiner Bauernhäuser aufmerksam und ließ ihn zum Heilgehilfen ausbilden. Der Knabe war eifrig und hatte nach wenigen Lehrjahren eine große Fertigkeit erlangt. Als er wieder heimkam, schaffte mein Vater alles an, was zu einer gut ausgestatteten Apotheke gehört, die in einem Nebengebäude in Nikolskoje sehr hübsch eingerichtet wurde. Den Sommer über war ‚Doktor Sascha‘ — so nannten wir im Hause den jungen Mann — damit beschäftigt, allerdhand heilkräftige Pflanzen zu sammeln und zu präparieren, und in kurzem war er in der ganzen Umgegend außerordentlich beliebt und gesucht. Kranke Bauern kamen aus den Nachbaröffern, und mein Vater war stolz auf diesen

Auf seiner Apotheke. Aber dieser Zustand dauerte nicht lange. In einem Winter kam mein Vater nach Nikolskoje, blieb ein paar Tage daselbst und reiste dann wieder ab. In der Nacht darauf erschof sich Doktor Sascha — durch einen unglücklichen Zufall, hieß es, aber es lag eine unglückliche Liebe zu Grunde. Er hatte sich in ein Mädchen verliebt, das er nicht heiraten konnte, weil es die Leibeigene eines andern Grundbesitzers war.

Einem andern jungen Menschen, Gerasim Kruglow, den mein Vater die Moskauer Uckerbauschule besuchen ließ, erging es fast ebenso traurig. Er bestand die Prüfungen vorzüglich, erhielt eine goldene Medaille, und der Institutsdirektor machte die größten Anstrengungen, meinen Vater zu bewegen, daß er Gerasim die Freiheit schenkte und ihm so den Besuch der Universität ermöglichte, deren Pforten Leibeigenen verschlossen waren. „Er wird sicher ein bedeutender Mann werden,“ sagte der Direktor, „und vielleicht einmal zu den größten Gelehrten Rußlands gehören, und es wird Ihnen zur Ehre gereichen, seine Fähigkeiten erkannt und der russischen Wissenschaft eine solche Kraft gewonnen zu haben.“

„Ich brauche ihn für meine eigenen Besizungen,“ war Vaters Erwiderung auf die wiederholte Fürsprache zu Gunsten des jungen Mannes. In Wahrheit war Gerasim Kruglow bei dem primitiven Wirtschaftsbetriebe, der damals im Schwange war und auf dessen Änderung mein Vater niemals eingegangen wäre, völlig überflüssig. Er führte eine Vermessung des Gutes aus, aber als er damit fertig war, mußte er mit den andern Dienern in der Diener-

stube bleiben und wie diese mit dem Teller in der Hand beim Essen aufwarten. Natürlich empfand das Gerasim sehr übel, denn seine Träume führten ihn zur Univerſität, zu wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung. Seine Blicke verrieten ſeine Unzufriedenheit, und meiner Stiefmutter ſchien es eine beſondere Befriedigung zu gewähren, ſeine Gefühle bei jeder Gelegenheit zu verletzen. Als einmal an einem Herbſt- tage ein Windſtoß das Einfahrtſtor aufgeriſſen hatte, rief ſie ihm zu: „Garaska, geh und mache das Tor zu!“

Das brachte das volle Gefäß zum Überlaufen. Er erwiderte: „Dazu iſt ja der Türhüter da“ und ging ſeines Weges.

Hierauf eilte meine Stiefmutter in Vaters Zimmer und ſchrie mit Tränen in den Augen: „Ihre Dienſtboten be- leidigen mich in Ihrem Hauſe! Wollen Sie das erlauben?“

Sofort wurde Gerasim feſtgenommen und in Ketten gelegt, um unter die Soldaten geſteckt zu werden. Der Abſchied von ſeinen alten Eltern war eine der herzer- reißenſten Szenen, die mir je vor Augen kamen.

Doch in dieſem Falle blieb die Rache des Schickſals nicht aus. Nikolaus I. ſtarb, und der Dienſt im Heere war nicht mehr ſo unerträglich. Man wurde bald auf Gerasims Gewandtheit aufmerkſam, und nach wenigen Jahren war er einer der erſten Hilfsbeamten und eigentlich die einzige wertvolle Arbeitskraft in einer Abteilung des Kriegsminiſteriums. Nun geſchah es, daß mein Vater, der durchaus ehrlich war und zu einer Zeit, wo faſt jeder im Trüben fiſchte, ſich niemals beſtechen ließ, ſeinem Korps- chef zum Gefallen einmal von den ſtrengen Vorſchriften

des Dienſtes abwich und gegen irgendeine Unregelmäßig- keit die Augen verſchloß. Faſt hätte ihm dies die Beförderung zum Generalſrange, das einzige Ziel ſeiner fünfunddreißig- jährigen militäriſchen Laufbahn, gekoſtet. Meine Stiefmutter ging nach Petersburg, die Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, und dort ſagte man ihr, das einzige Mittel zur Erreichung ihres Zieles ſei die Gewinnung eines be- ſonderen Beamten in einer beſtimmten Abteilung des Kriegs- miniſteriums. Wenn dies auch nur ein Hilfsbeamter ſei, ſo ſei er doch in Wahrheit der Chef ſeiner Vorgeſetzten und könne alles durchſetzen. Dieſer Mann hieß — Gerasim Iwanowiſch Kruglow!

„Denke dir, unſer Garaska!“ erzählte ſie mir nach- her. „Ich wußte längſt, daß er bedeutende Fähigkeiten beſaß. Ich ſuchte ihn auf und ſprach mit ihm über die Angelegenheit, und er ſagte: „Ich habe nichts gegen den alten Fürſten und werde für ihn tun, was in meiner Macht ſteht.““

Gerasim hielt Wort; er erſtattete einen günſtigen Be- richt, und mein Vater wurde General. Endlich konnte er die langerſehnten roten Hoſen und den rotgeſtreiften Uni- formrock anlegen und den Federbuſch auf ſeinem Helme tragen.

Das habe ich alles in meiner Kindheit ſelbſt mit an- geſehen. Wollte ich aber wiedergeben, was mir damals zu Ohren kam, ſo hätte ich weit Gräßlicheres zu erzählen: Geſchichten von Männern und Frauen, die man von ihren Familien und aus ihren Heimatsdörfern fortrif und ver-

kaufte, oder beim Spiel verlor, oder gegen ein paar Jagdhunde umtauschte und dann irgendwohin in einen weit entfernten Teil Rußlands wegführte, um dort neue Güter anzulegen; von Kindern, die man ihren Eltern wegnahm und an grausame oder sittenlose Herren verkaufte; von Auspeitschungen (im Stall), die jeden Tag mit unerhörter Grausamkeit vor sich gingen; von einem Mädchen, das sich nicht anders retten konnte, als daß sie den Tod im Wasser suchte; von einem alten Manne, der im Dienste seines Herrn grau geworden war und sich schließlich unter dem Fenster seines Herrn aufhängte; von Bauernaufständen, die Nikolaus' I. Generale unterdrückten, indem sie jeden zehnten oder fünften Mann zu Tode geißeln ließen und das Dorf verheerten, dessen Bewohner nach der militärischen Exekution in den Nachbarprovinzen um Brot betteln gingen. Was endlich die Armut betrifft, die ich auf unsern Reisen in manchen Dörfern, besonders in solchen auf kaiserlichem Grundbesitz, zu sehen bekam, so reichen Worte nicht aus, dem Leser eine Vorstellung von dem Elend zu geben, wenn er es nicht selbst gesehen hat.

Frei zu werden war der beständige Traum der Leibeigenen, ein schwer zu verwirklichender Traum, da der Grundbesitzer sich nur um eine hohe Geldsumme zur Freigebung bewegen ließ.

„Weißt du?“ erzählte mir einmal mein Vater, „daß mir deine Mutter nach ihrem Tode erschienen ist? Ihr Jungen wollt an solche Dinge nicht glauben, aber es war

so. Ich saß einmal spät abends auf diesem Stuhl am Schreibtisch und war halb eingeschlummert, da sah ich sie dort hinten eintreten, ganz weiß gekleidet, ganz bleich und mit ihren glänzenden Augen. Als sie im Sterben lag, bat sie mich um das Versprechen, ihre Dienerin Mascha freizugeben, und ich versprach es ihr. Dann kam aber dies und das dazwischen, und es verging fast ein volles Jahr, ohne daß ich meine Absicht ausgeführt hätte. Da erschien sie mir und sagte mit leiser Stimme: ‚Alexis, du hast mir versprochen, Mascha die Freiheit zu geben; hast du es vergessen?‘ Ich war ganz entsetzt; ich sprang vom Stuhl empor, aber sie war verschwunden. Ich rief die Diener, aber niemand hatte sie gesehen. Am nächsten Morgen ging ich zu ihrem Grabe und ließ eine Litanei singen, auch gab ich Mascha sofort frei.“

Als mein Vater starb, kam Mascha zu seinem Begräbnis, und ich sprach mit ihr. Sie war verheiratet und führte ein glückliches Familienleben. Mein Bruder Alexander erzählte ihr in seiner scherzhaften Weise, was mein Vater gesagt hätte, und wir fragten sie, ob ihr etwas davon bekannt wäre.

„Seitdem,“ erwiderte sie, „ist eine lange Zeit vergangen, und ich kann Ihnen darum die volle Wahrheit sagen. Ich sah, daß Ihr Vater sein Versprechen ganz vergessen hatte, und so hüllte ich mich in weiße Gewänder und ahmte die Stimme Ihrer Mutter nach. Ich erinnerte ihn an das Versprechen, das er ihr gegeben hatte — Sie werden mir darum nicht zürnen, wie?“

„Natürlich nicht!“

Zehn oder zwölf Jahre waren seit den Szenen veronnen, die ich im ersten Teile dieses Kapitels beschrieben habe, und ich saß eines abends im Zimmer meines Vaters und sprach mit ihm von vergangenen Zeiten. Die Leibeigenschaft war aufgehoben, und mein Vater klagte, wenn auch nicht eben heftig, über die neuen Zustände; er hatte sie im ganzen mit ziemlichem Gleichmut hingenommen.

„Sie müssen zugeben, Vater,“ sagte ich, „daß Sie Ihre Leibeigenen oft grausam gestraft haben, auch ohne Grund.“

„Mit dem Volke,“ erwiderte er, „konnte man gar nicht anders auskommen“ und, sich in seinen Armstuhl zurücklehnd, blieb er in Gedanken versunken. „Aber was ich tat,“ fuhr er nach einer langen Pause fort, „ist nicht der Rede wert. Nimm nur den Sablew, er sieht so sanftmütig aus und hat ein so leises Stimmchen, aber gegen seine Leibeigenen war er wirklich furchtbar. Wie oft haben sie ihn ermorden wollen! Ich habe mich wenigstens nie an meinen Mägden vergriffen, aber der alte Teufel T— hat's so arg getrieben, daß die Bauernweiber ihn auf eine schreckliche Weise strafen wollten . . . Schlaf wohl.“

Fünftes Kapitel.

Erinnerungen an den Krimkrieg. — Nikolaus' I. Tod. — Meine geistige Entwicklung. — Literarische Neigungen. — Journalistische Versuche.

Auf den Krimkrieg besinne ich mich noch gut. In Moskau ließ er die Leute ziemlich kühl. Natürlich veran-

staltete man in jedem Hause Abendkränzchen, wo man sich eifrig mit der Herstellung von Wundfäden und anderem Verbandsstoff beschäftigte, aber es gelangte nicht viel davon zum russischen Heere, da das meiste unterwegs gestohlen und an die feindlichen Heere verkauft wurde. Meine Schwester Helene und andere jungen Damen sangen patriotische Lieder, aber im allgemeinen wurde das gesellschaftliche Leben nur wenig von dem gewaltigen Ringen, das im Süden vor sich ging, berührt. Dagegen schwebte über dem Lande in Folge des Krieges ein düsterer Schatten. Die Rekrutenaushebungen folgten einander in schneller Folge, und beständig hörten wir die Bauernfrauen ihre Leichengesänge anstimmen. Das russische Volk betrachtet einen Krieg als ein von der Vorsehung ihm auferlegtes Unglück, und es nahm diesen Krieg hin mit einer weihewollen, ersten Stimmung, die seltsam von der Leichtherzigkeit abstach, die ich anderswo unter ähnlichen Umständen bemerken konnte. Trotz meiner Jugend entging mir doch das Gefühl weihewoller Ergebung, das in unsern Dörfern herrschte, nicht.

Wie viele andere, wurde mein Bruder Nikolaus vom Kriegsfieber ergriffen, und noch ehe er seinen Kursus im Kadettenkorps vollendet hatte, schloß er sich der Armee im Kaukasus an. Ich habe ihn seitdem nicht wieder gesehen.

Im Herbst des Jahres 1854 vergrößerte sich der Kreis unserer Hausgenossen durch die Ankunft zweier Schwestern unserer Stiefmutter. Sie hatten ein eigenes Haus und ein paar Weinberge bei Sebastopol gehabt, waren aber nun ohne Heim und wurden in unsere Familie aufgenommen. Als die Verbündeten auf der Krim landeten, wurde den

Einwohnern von Sebastopol erklärt, sie hätten nichts zu fürchten und sollten ruhig bleiben, wo sie wären. Aber nach der Niederlage an der Alma mußten sie Hals über Kopf ihr Anwesen im Stiche lassen, da die Blockade der Stadt binnen kurzer Zeit erwartet wurde. Es herrschte großer Mangel an Beförderungsmitteln, und auf den Straßen, die von den südwärts marschierenden Truppen eingenommen wurden, konnte man unmöglich vorwärts kommen. Einen Wagen zu mieten, war fast unmöglich, und die beiden Damen, die ihre ganze Habe hatten auf der Straße im Stich lassen müssen, litten bittere Not, ehe sie Moskau erreichten.

Mit der jüngeren der beiden Schwestern war ich bald gut Freund, es war eine etwa dreißigjährige Dame, die eine Zigarette nach der andern rauchte und mir oft und gern von allen Schrecken ihrer Reise erzählte. Mit Tränen in den Augen sprach sie von den schönen Kriegsschiffen, die man am Hafeneingang von Sebastopol versenkt hatte, und sie begriff nicht, wie die Russen Sebastopol von der Landseite verteidigen könnten, da es an allen Schutzwerten fehlte.

Ich stand im dreizehnten Lebensjahre, als Nikolaus I. starb. Es war am Spätnachmittage des 18. Februar (2. März) 1855, als Polizisten in allen Häusern Moskaus ein Bulletin verteilten, das die Erkrankung des Zaren meldete und die Einwohner aufforderte, in den Kirchen für seine Genesung zu beten. Zu dieser Zeit war er aber schon tot, und die Behörden wußten es, da Moskau bereits mit

Petersburg durch den Draht verbunden war. Weil aber vorher nicht ein Wort von seiner Erkrankung verlautet hatte, so glaubte man, das Volk erst nach und nach auf die Ankündigung seines Todes vorbereiten zu müssen. Wir gingen allesamt zur Kirche, um für den Zaren zu beten.

Am nächsten Tage, einem Samstag, wiederholte sich derselbe Vorgang, und sogar noch am Sonntag ließ man morgens Bulletins über den Gesundheitszustand des Zaren ausgeben. Die Nachricht von Nikolaus' Tode wurde uns erst am Mittag von einigen Dienern zugebracht, die auf dem Markt gewesen waren. Ein wahrer Schrecken bemächtigte sich bei dieser Kunde unseres Hauses, wie der Häuser unserer Verwandten. Es hieß, die Leute auf dem Markte zeigten ein sonderbares Benehmen und führten, statt den Tod des Herrschers zu beklagen, aufrührerische Reden. Die Erwachsenen sprachen leise miteinander, und unsere Stiefmutter wiederholte immer wieder: „Redet nicht vor den Leuten!“ während die Diener untereinander flüsternten, wahrscheinlich von der kommenden Freiheit. Der Adel erwartete jeden Augenblick eine Empörung der Leibeigenen, eine Wiederholung des Pugatschowschen Aufstandes.

Dagegen geschah es in Petersburg, daß Leute der gebildeten Klassen, die einander die Nachricht mitteilten, auf offener Straße einander in die Arme fielen. Jeder fühlte, daß der Krieg und die schrecklichen Zustände, die unter dem ‚eisernen Despoten‘ geherrscht hatten, bald zu Ende seien. Man munkelte von Gift, besonders da der Körper des Zaren auffallend schnell der Auflösung verfiel, aber die Kenntnis der wahren Ursache sicherte nach

und nach durch: Nikolaus hatte eine übermäßige Dosis eines stärkenden Arzneimittels genommen.

Im Lande verfolgte man im Sommer 1855 das heldenhafte Ringen, das in Sebastopol um jeden Fußbreit Landes und jedes Stückchen der zerstörten Bollwerke vor sich ging, mit ernsthafter Spannung. Zweimal wurde wöchentlich ein reitender Bote von unserm Landhause zur Bezirksstadt nach Zeitungen geschickt, und wenn er zurückkam, wurden ihm die Blätter, noch ehe er abgestiegen war, aus der Hand genommen und durchflogen. Helene oder ich lasen sie den andern Familienmitgliedern laut vor, und die Nachrichten fanden dann sofort ihren Weg zu den Dienerstuben, von dort in die Küche, ins Amtszimmer, zum Popenhaus und zu den Bauernhäusern. Die Berichte über die letzten Tage von Sebastopol, über das fürchterliche Bombardement und über die schließliche Räumung der Stadt durch unsere Truppen wurden mit Tränen aufgenommen. In jedem Hause weit und breit beklagte man den Verlust Sebastopols mit ebensolcher Bekümmernis, wie das Hinscheiden eines nahen Verwandten, obgleich jeder einsah, daß der schreckliche Krieg nun bald sein Ende finden würde.

Im August 1857, als ich fast fünfzehn Jahre alt war, kam endlich auch an mich die Reihe, ins Pagenkorps einzutreten, und man brachte mich nach Petersburg. Als ich das Vaterhaus verließ, war ich noch ein Kind, aber der Charakter des Menschen ist gewöhnlich zu einer früheren Lebenszeit in bestimmter Richtung festgelegt, als man allgemein annimmt, und ich hege keinen Zweifel, daß damals

unter meinem kindlichen Äußeren schon viel von dem verborgen lag, was ich später sein sollte. Mein Geschmack, meine Neigungen standen bereits fest.

Der erste Anstoß zu meiner weiteren intellektuellen Entwicklung ging, wie gesagt, von meinem russischen Lehrer aus. Es ist eine vorzügliche, leider neuerdings immer weniger geübte Sitte, daß russische Familien im Hause einen Studenten haben, der den Knaben und Mädchen bei ihren Aufgaben hilft, auch wenn sie das Gymnasium besuchen. Zum Zwecke einer bessern Aneignung dessen, was sie in der Schule lernen, und einer Erweiterung ihres den Lernstoff betreffenden Vorstellungskreises ist die Hilfe ganz unschätzbar. Außerdem kommt mit dem Studenten ein intellektuelles Element in die Familie, und er wird für seine Schüler gewissermaßen ein älterer Bruder, oft sogar etwas noch Wertvolleres, weil er zugleich eine gewisse Verantwortung für den Fortschritt seiner Schüler übernimmt. Da überdies die Lehrmethoden schnell wechseln und schwerlich eine Generation überdauern, so vermag er seinen Schülern einen weit besseren Beistand zu gewähren, als selbst die höchstgebildeten Eltern.

Nikolai Pawlowitsch Smirnow hatte eine Vorliebe für die Literatur. In jener Zeit, wo unter Nikolaus I. eine ganz unglaubliche willkürliche Zensur ausgeübt wurde, durften viele völlig unanstößige Werke unserer besten Schriftsteller nicht veröffentlicht werden, andre verstümmelte man so, daß sie teilweise ganz unverständlich wurden. In Gribojedows genialem Lustspiel ‚Unglück durch Intelligenz‘, das Molières besten Stücken an die Seite gestellt

werden kann, mußte statt ‚Oberst Skalofub‘ das sinnstörende und auch in das Versmaß nicht passende ‚Herr Skalofub‘ gesetzt werden, weil es als eine Beleidigung des ganzen Heeres gegolten hätte, wenn dem Publikum ein Oberst in komischer Darstellung vorgeführt würde. Von einem so harmlosen Buche wie Gogols ‚Tote Seelen‘ durfte der zweite Teil nicht erscheinen und der erste nicht wieder aufgelegt werden, obgleich er lange vergriffen war. Zahlreiche Verse von Puschkin, Lermontow, A. K. Tolstoi, Rylejew und anderen Dichtern wurden gestrichen, ganz abgesehen von solchen Versen, die irgendeine politische Anspielung enthielten oder an den herrschenden Zuständen Kritik übten. Alle diese verbotene Ware kam handschriftlich in Umlauf, und N. P. Smirnow pflegte für sich und seine Freunde ganze Bücher von Gogol und Puschkin abzuschreiben, eine Arbeit, bei der ich ihm gelegentlich half. Als echtes Moskauer Kind hegte er auch die höchste Verehrung für diejenigen russischen Schriftsteller, die in Moskau — teilweise im Alten Marschallviertel — wohnten. Mit Ehrerbietung wies er mir das Haus der Gräfin Salias (Eugenie Tour), das nicht weit von unserm lag, während wir das Haus des berühmten Verbannten, Alexander Herzen, nicht ohne ein gewisses weihewolles Gefühl von Verehrung und Trauer anblicken konnten. Gogols Haus war für uns ein Gegenstand größter Hochachtung, und obwohl ich bei seinem Tode (1851) noch nicht neun Jahre alt war und keins von seinen Werken gelesen hatte, steht mir die Trauer, die sein Tod in Moskau hervorrief, noch gut in der Erinnerung. Turgenjew gab diesem Gefühl treffenden Ausdruck in einem Briefe, der ihm seitens

Nikolaus' I. einen Verhaftsbefehl und Verweisung auf seine Landgüter zuzog.

Puschkins großer Roman in Versen ‚Eugen Onegin‘ machte nur geringen Eindruck auf mich, und auch jetzt noch bewundere ich in dieser Dichtung mehr die großartige Einfachheit und Schönheit des Stiles als den Inhalt. Dagegen beeinflussten mich mächtig Gogols Werke, die ich im Alter von elf oder zwölf Jahren las, und in meinen ersten literarischen Versuchen wollte ich seine humoristische Manier nachahmen. Sagoskins historische Novelle ‚Jury Miloslawsky‘ aus der Zeit des großen Aufstandes von 1612, Puschkins ‚Die Hauptmannstochter‘, die Pugatschows Empörung schildert, und Dumas' ‚Königin Margarete‘ erweckten in mir ein bleibendes Interesse für die Geschichte. Weitere französische Novellen fing ich erst an zu lesen, als Daudet und Zola in den Vordergrund traten. Nekrasow war seit längerer Zeit mein Lieblingsdichter, und ich kannte viele Verse von ihm auswendig.

Nikolai Pawlowitsch Smirnow veranlaßte mich zeitig zum Schreiben, und mit seiner Hilfe verfaßte ich eine lange ‚Geschichte eines Groschens‘, für die wir uns alle möglichen Charaktere ausdachten, in deren Besitz der Groschen kam. Mein Bruder Alexander neigte sich damals mehr der Poesie zu. Er schrieb höchst romantische Geschichten und fing auch zeitig an Verse zu machen, die ihm wunderbar leicht gelangen und dabei wohlklingend und gefällig waren. Hätte er sich nicht nachher mehr zur Naturgeschichte und zu philosophischen Studien hingezogen gefühlt, so würde er zweifellos ein bedeutender Dichter geworden sein. In jenen Jahren

war sein Lieblingsplatz, wenn er sich der poetischen Inspiration überlassen wollte, ein leicht geneigtes Dach unter unserm Fenster. Dadurch wurde beständig meine Neekluft rege. „Seht, da sitzt der Poet unterm Schornstein und sucht nach Versen,“ sagte ich wohl, und das Necken endete mit einer wilden Kauferei, die unsere Schwester Helene zur Verzweiflung brachte. Aber Alexander war so wenig rachsüchtig, daß bald wieder Friede geschlossen wurde, und die schönste brüderliche Eintracht und Liebe war wieder hergestellt. Bei Knaben, scheint es, gehen Kaufen und Liebe Hand in Hand.

Ich hatte mich damals auch schon als Journalist versucht. Bereits im zwölften Jahre gab ich eine tägliche Zeitung heraus. Allerdings stand bei uns das Papier nicht nach Belieben zur Verfügung, und darum erschien mein Blatt nur in halbem Sedezformat. Vor dem Ausbruch des Krimkrieges hielt mein Vater nur die Moskauer Polizeizeitung, ich hatte daher keine große Auswahl von Mustern. Dementsprechend bestand auch mein Blatt aus kurzen Sätzen, in denen die Tagesneuigkeiten mitgeteilt wurden, wie: Gingen in den Wald; N. P. Smirnow schoß zwei Drosseln; und so weiter.

Doch das befriedigte mich nicht lange, und im Jahre 1855 gab ich eine Monatschrift heraus, die Alexanders Verse, meine Noveletten und allerlei Vermischtes brachte. Der Bestand dieser Monatschrift war fest begründet, denn sie hatte viele Abonnenten, das heißt den Herausgeber selbst und Smirnow, der regelmäßig den Abonnementspreis von so und so viel Blättern Papier, auch als er nicht mehr in

unserm Hause war, entrichtete. Dafür fertigte ich dann für meinen treuen Stammabonnenten sorgsamst eine Abschrift meines Blattes.

Als Smirnow wegging und ein Student der Medizin, N. M. Pawlow, seine Stelle einnahm, fand ich in diesem einen Helfer bei meinen redaktionellen Pflichten. Er erlangte von einem seiner Freunde ein Gedicht für meine Monatschrift und — was noch viel bedeutender war — die einleitende Vorlesung eines Moskauer Professors für physische Geographie. Selbstverständlich war diese Vorlesung noch niemals gedruckt erschienen, denn Nachdrucke hätten in meiner Monatschrift nie Aufnahme gefunden.

Daß Alexander meinem Blatte das lebhafteste Interesse zuwandte, brauche ich nicht erst zu sagen, und so wurde es bald im Kadettenkorps rühmlich bekannt. Aber einige junge, ruhm-süchtige Schriftsteller wollten ein Konkurrenzblatt veröffentlichen. Die Sache stand bedenklich: in Gedichten und Novellen konnten wir schon das Feld behaupten, aber sie hatten einen ‚Kritiker‘, und ein ‚Kritiker‘ der bei Besprechung der Charaktere einer neuen Novelle alles mögliche über die Zustände schreibt und auf tausend Fragen kommt, die sonst unerörtert bleiben würden, ist die Seele einer russischen Monatschrift. Sie hatten einen Kritiker, und wir hatten keinen! Er schrieb einen Aufsatz für die erste Nummer, und man zeigte meinem Bruder diesen Aufsatz, der ziemlich anspruchsvoll und ziemlich schwach war. Sofort schrieb Alexander eine Gegenkritik, in der er die Kritik äußerst lächerlich machte und geradezu vernichtete. Es herrschte große Bestürzung im feindlichen Lager, als

man erfuhr, diese Gegenkritik würde in unserer nächsten Nummer erscheinen; die Gegner entschlossen sich, ihr Blatt eingehen zu lassen, und ihre besten Federn traten in unsern Stab ein, so daß wir im Triumph die künftige ausschließliche Mitarbeiterchaft so vieler ausgezeichneten Schriftsteller ankündigen konnten.

Im August 1857 mußte das Blatt nach fast zweijährigem Bestande aufgegeben werden. Eine andre Umgebung und ein ganz neues Leben erwarteten mich. Mit Bedauern ging ich von Hause fort, und das um so mehr, als die ganze weite Entfernung zwischen Moskau und Petersburg mich hinfort von meinem Bruder Alexander trennen sollte; auch betrachtete ich es bereits als ein Unglück, in eine militärische Anstalt einzutreten.

Im Pagenkorps.

Sechstes Kapitel.

Mein Eintritt in das Pagenkorps. — Der Leiter des Korps. — Der im Korps herrschende Geist. — Eine Wandlung zum Bessern.

Der langgehegte Ehrgeiz meines Vaters ging in Erfüllung: Es war eine Stelle im Pagenkorps frei geworden, in die ich eintreten konnte, ehe ich das Alter, bis zu dem die Aufnahme noch zulässig war, überschritten hatte. Man brachte mich nach Petersburg, und die Schule öffnete sich mir. Nur einhundertfünfzig meist dem Hofadel angehörige Knaben empfangen ihre Ausbildung in dieser privilegierten Anstalt, die den Charakter einer mit Sonderrechten ausgestatteten Militärschule und den eines dem kaiserlichen Haushalt angeschlossenen Hofinstituts in sich vereinte. Nach vier- oder fünfjährigem Aufenthalt im Pagenkorps wurden seine Zöglinge, wenn sie die Schlußprüfungen bestanden hatten, in die Garde oder nach ihrem eigenen Wunsch in irgend ein anderes Regiment als Offiziere aufgenommen, ganz gleich, ob noch Plätze in diesen Regimentern frei waren oder nicht. Außerdem wurden die ersten sechzehn Schüler

der obersten Klasse zu ‚Kammerpagen‘ ernannt, d. h. sie wurden zum persönlichen Dienst der verschiedenen Mitglieder der kaiserlichen Familie — des Kaisers, der Kaiserin, der Großfürstinnen und der Großfürsten — bestimmt. Das galt natürlich als große Ehre, überdies wurden die Jünglinge, denen diese Ehre zuteil wurde, dem Hofe bekannt und hatten alle Aussicht, nachher zu Adjutanten des Kaisers oder eines Großfürsten ernannt zu werden, womit sich ihnen selbstverständlich eine glänzende Karriere im Staatsdienst eröffnete. Eltern mit Familie, die über Verbindungen mit dem Hofe verfügten, setzten daher alles daran, ihre Söhne in das Pagenkorps zu bringen, mochte dies auch auf Kosten anderer Anwärter geschehen, denen damit jede Möglichkeit der Aufnahme genommen wurde. Jetzt, da ich dem vornehmen Korps angehörte, konnte mein Vater seinen ehrgeizigen Träumen freies Spiel gewähren.

Das Korps war in fünf Klassen geteilt, von denen die höchste die erste und die unterste die fünfte war. Ich sollte in die vierte kommen; da es sich aber bei den Prüfungen herausstellte, daß ich im Rechnen mit Dezimalbrüchen nicht genügende Fertigkeit besaß, und da die vierte Klasse über vierzig Schüler umfaßte, während die fünfte nur zwanzig zählte, wurde ich der letzteren zugeteilt.

Diese Entscheidung war mir äußerst peinlich. Mit Widerstreben trat ich überhaupt in eine Militärschule ein, und nun sollte ich sie fünf Jahre lang statt vier Jahre besuchen! Was sollte ich in der fünften Klasse, wenn ich schon alles wußte, was in ihr gelehrt werden sollte? Tränenden Auges sprach ich darüber mit dem Inspektor,

der an der Spitze der Unterrichtsabteilung stand, doch er antwortete mir mit einem Scherz: „Sie wissen,“ sagte er, „was Cäsar erklärte: besser der erste in einem Dorfe sein, als der zweite in Rom.“ Worauf ich erregt erwiderte, ich würde lieber der letzte sein, wenn ich nur möglichst bald aus dem Pagenkorps hinauskäme. „Vielleicht gefällt Ihnen die Schule, wenn Sie erst einige Zeit hier sind,“ bemerkte er, und von dem Tage an wurde er mein Freund.

Dem Rechenlehrer, der mich ebenfalls trösten wollte, gab ich mein Ehrenwort, ich würde keinen Blick in sein Lehrbuch werfen, „und trotzdem werden Sie mir die höchsten Nummern geben müssen!“ Ich hielt Wort, aber wenn ich jetzt an die Szene zurückdenke, scheint es mir, als ob der Schüler sich nicht eben sehr willfähriger Natur erwiesen hätte.

Und doch muß ich beim Rückblick auf jene lange vergangene Zeit nur dankbar dafür sein, daß man mich in die niedrigere Klasse gesetzt hat. Da ich im ersten Jahre nur zu wiederholen hatte, was ich schon wußte, so gewöhnte ich mich daran, meine Aufgaben durch das bloße Hören dessen, was der Lehrer in der Klasse sagte, zu lernen. So hatte ich nach Beendigung des Unterrichts reichlich Zeit, nach Herzenslust für mich zu lesen und zu schreiben. Niemals bereitete ich mich für die Prüfungen vor und verwandte die dafür bestimmte Zeit darauf, ein paar Freunden Dramen von Shakespeare oder Ostrowsky vorzulesen. Außerdem war ich auf diese Weise, als ich in die höheren Spezialklassen kam, besser imstande, mir die mannigfaltigen uns dort gebotenen Lehrstoffe anzueignen.

Wie alle nicht in Petersburg einheimischen Kinder mußte ich in der ‚Hauptstadt auf den finnischen Sümpfen‘ in Gestalt mehrerer Anfälle von Cholera nostras sowie einer Erkrankung an typhösem Fieber schweren Tribut zahlen.

Als ich in das Pagenkorps trat, vollzog sich gerade in seinem innern Leben ein bedeutsamer Umschwung. Ganz Rußland erwachte damals von dem tiefen Schummer und dem schrecklichen Despotismus des Regiments Nikolaus' I. Auch unsere Schule empfand die Wirkung dieser Wiederbelebung. Und ich weiß wahrhaftig nicht, was aus mir hätte werden sollen, wäre ich ein oder zwei Jahre früher in das Pagenkorps gekommen. Entweder hätte man meinen Willen völlig gebrochen, oder man hätte mich aus der Schule ausgeschlossen, und was für Folgen das gehabt hätte, kann niemand sagen. Glücklicherweise war im Jahre 1857 der neue Geist schon im vollen Anzuge.

Der Direktor des Korps, der General Scheltuchin, war ein prächtiger alter Mann. Doch er war nur dem Namen nach das Haupt. Der wirkliche Leiter war ‚der Oberst‘, Oberst Girardot, ein Franzose in russischen Diensten. Es hieß, er sei ein Jesuit, und ich glaube, er war es auch; wenigstens entsprach sein Verfahren völlig den Lehren Loyolas, und seine Erziehungsmethode war die in den französischen Jesuitenschulen geübte.

Man denke sich einen kleinen, äußerst mageren Mann mit dunklen, stechenden und scheuen Augen, der einen kurzgehaltenen Schnurrbart trug, was seinem Aussehen etwas Katzenartiges verlieh. Er war sehr ruhig und energisch,

nicht hervorragend klug, aber außerordentlich schlau. Im Grunde seines Herzens ein Despot, haßte er aus voller Seele die Knaben, die sich seinem überwältigenden Einfluß entzogen, und gab diesem Haß nicht durch plumpe Verfolgungen, aber unablässig durch sein ganzes Benehmen Ausdruck, durch ein gelegentliches Wort, eine Handbewegung, ein Lächeln, einen Ausruf! Sein Gang war mehr ein Vorwärtsschleichen, und die forschenden Blicke, die er beständig, ohne den Kopf zu wenden, um sich warf, vollendeten das Bild. Etwas Kaltes und Trockenes lag auf seinen Lippen, wenn er wohlwollend aussehen wollte, und dieser Ausdruck wurde noch herber, wenn sich sein Mund zu einem unzufriedenen oder verächtlichen Lächeln verzog. Bei alledem trat an ihm in keiner Weise ein herrisches Wesen hervor; man hätte ihn beim ersten Blick eher etwa für einen wohlmeinenden Vater gehalten, der zu seinen Kindern wie zu erwachsenen Menschen spricht. Und doch fühlte man bald, daß jeder und jedes sich seinem Willen beugen mußte. Wehe dem Knaben, der es wagte, sich gegen die Gunst oder Ungunst des Obersten gleichgültig zu zeigen!

Die Wörter ‚der Oberst‘ waren beständig auf aller Lippen. Andere Offiziere nannte man mit ihren Spitznamen, aber Girardot wagte niemand einen Spitznamen zu geben. Eine Art geheimen Zaubers knüpfte sich an seine Person, als wäre er allwissend und allenthalben gegenwärtig. Allerdings verbrachte er den ganzen Tag und ein gut Teil der Nacht in der Schule. Selbst während wir Unterricht erhielten, strich er herum und untersuchte unsere Kommoden, die er mit eigenen Schlüsseln öffnete. In der

Nacht verwandte er viele Stunden darauf, in kleine Bücher, die eine ganze Bibliothek füllten, mit besonderen Zeichen und mit Tinte von verschiedenen Farben alle Fehler und Vorzüge jedes Schülers einzutragen.

Spiel, Lachen und Unterhaltung hörten auf, wenn wir ihn sich langsam durch unsere geräumigen Zimmer bewegen sahen, Hand in Hand mit einem seiner Günstlinge und den Körper vorwärts und rückwärts wiegend. Dem einen Knaben lächelte er zu, einem andern sah er scharf in die Augen, einen dritten streifte er mit gleichgültigem Blicke, und beim vierten verzog er die Lippen ein wenig, und daraus schloß ein jeder, daß er dem ersten Knaben gewogen war, daß er sich gegen den zweiten gleichgültig verhielt, daß er den dritten absichtlich unbeachtet ließ, und daß er dem vierten abgeneigt war. Diese Abneigung versetzte gewöhnlich seine Opfer in nicht geringen Schrecken, und um so mehr, wenn sich kein Grund dafür finden ließ. Empfängliche Knaben wurden durch diese stumme und doch unablässig geäußerte Abneigung und die argwöhnischen Blicke zur Verzweiflung gebracht; bei andern war das Ergebnis eine völlige Vernichtung des Willens, wie einer von den Tolstois — Theophil, auch ein Schüler Girardots — in einer autobiographischen Novelle, ‚Die Krankheiten des Willens‘, geschildert hat.

Das innere Leben des Korps war unter der Herrschaft des Obersten ein klägliches. In allen Kostschulen haben die Neueintretenden allerhand Verfolgungen zu erdulden. Die ‚Grünhörner‘ sollen bei dieser ‚Probe‘ zeigen,

was an ihnen ist, und daß sie keine ‚Angeber‘ sind. Zudem wollen die ‚alten Häuser‘ den Grünen damit die Überlegenheit einer geschlossenen Kameradschaft vor Augen führen. So ist es in allen Schulen, wie auch in Gefängnissen. Aber unter Girardots Herrschaft gewannen diese Neckereien ein ernsteres Aussehen, auch gingen sie nicht von den Klassen genossen aus, sondern von den Schülern der ersten Klasse, den Kammerpagen, die bereits als Offiziere galten und denen Girardot uns gegenüber eine ganz ungewöhnliche, übergeordnete Stellung zugewiesen hatte. Es war sein System, ihnen freie Hand zu lassen, sich zu stellen, als wüßte er nichts von dem, was sie trieben, und dabei durch sie eine strenge Disziplin aufrecht zu halten. Einem Kammerpagen einen Hieb zurückgeben, das hieß zur Zeit Nikolaus' I. sich in ein Bataillon von Soldatentindern stecken lassen, und irgend welcher Widerstand gegen die bloße Laune eines Kammerpagen hatte zur Folge, daß die zwanzig jungen Leute der ersten Klasse, mit ihren schweren Linealen von Eichenholz bewaffnet, sich in einem Zimmer versammelten, um den Widerspenstigen mit Girardots stillschweigendem Einverständnis für eine derartige Auffässigkeit schwer zu züchtigen.

Infolgedessen tat die erste Klasse, was sie wollte. Noch den Winter vorher war es ihr liebster Sport gewesen, die Grünhörner nachts in ihren Nachtröcken in ein Zimmer zusammenzutreiben und sie dann wie Zirkuspferde im Kreise herumlaufen zu lassen, während die Kammerpagen mit dicken Gummipeitschen in den Händen teils in der Mitte, teils außen standen und erbarmungslos auf die

Knaben loszuschlagen. Gewöhnlich endete dann der ‚Zirkus‘ nach orientalischer Art in einer scheußlichen Weise. Die moralischen Anschauungen, die damals herrschten, und die schmutzigen Reden, die in der Schule über die Ereignisse nach dem Zirkus umliefen, waren derart, daß es um so besser ist, je weniger man davon spricht.

Das alles wußte der Oberst. Er hatte ein vollkommenes System der Spionage ausgebildet, und nichts blieb ihm unbekannt. Aber solange man nicht wußte, daß er's wußte, war alles in Ordnung. Dem gegenüber, was die erste Klasse tat, die Augen zu schließen, war die Grundlage seines Systems zur Aufrechterhaltung der Disziplin.

Doch es war ein neuer Geist in der Schule erwacht, und nur wenige Monate vor meinem Eintritt war es zu einer Empörung gekommen. In diesem Jahre war die dritte Klasse von ganz anderer Art, als sie bisher gewesen war. Sie enthielt eine Anzahl junger Leute, die wirklich studierten und viel lasen: einige von ihnen wurden auch nachher bedeutende Männer. Meine erste Bekanntschaft mit einem von ihnen — ich will ihn von Schauff nennen — fand statt, als dieser Kants ‚Kritik der reinen Vernunft‘ las. Dazu hatten die Schüler der dritten Klasse zufällig in ihren Reihen einige der Stärksten aus der ganzen Schule. Der Längste des Korps gehörte jener Klasse an, wie auch ein sehr starker junger Mann, Koschtow, der mit von Schauff eng befreundet war. Diese dritte Klasse fügte sich dem Joch der Kammerpagen nicht mit derselben Nachgiebigkeit wie die früheren Jahrgänge. Die Übergriffe der Kammerpagen erregten die größte Mißstimmung, und infolge eines

Vorfalles, über den ich mich lieber nicht näher aussprechen will, kam es zum Kampfe zwischen der ersten und dritten Klasse, wobei die Kammerpagen von ihren Untergebenen tüchtig verhäuten wurden. Gerardot vertuschte die Geschichte. Aber die Autorität der ersten Klasse war erschüttert. Wohl gab es noch Gummipeitschen, aber in Gebrauch genommen wurden sie nicht wieder, und Zirkusse und dergleichen gehörten nur noch der Vergangenheit an.

So viel war erreicht, aber die unterste, die fünfte Klasse, die fast ausschließlich aus sehr jungen Knaben bestand, die eben erst in die Schule aufgenommen waren, mußten immer noch unter dem herrischen Auftreten der Kammerpagen leiden. Wir hatten einen schönen, mit alten Bäumen bestandenen Garten, aber den Schülern der fünften Klasse brachte er nur wenig Freude. Sie wurden gezwungen, ein Karussell zu treiben, während die Kammerpagen darin saßen und sich unterhielten, oder sie mußten die Kugeln zurückbefördern, während die jungen Herren Kegel schoben. Ein paar Tage nach meinem Eintritt in die Schule ging ich, da ich sah, wie die Dinge im Garten standen, nicht mehr dorthin, sondern blieb oben. Ich las ein Buch, als ein rothhaariger Kammerpage, dessen Gesicht mit Sommersprossen bedeckt war, auf mich los kam und mich sofort in den Garten gehen und das Karussell drehen hieß.

„Ich mag nicht; Sie sehen ja, ich lese,“ war meine Antwort.

Der Zorn entstellte sein so wie so nicht allzu liebliches Gesicht. Er wollte auf mich losstürzen. Ich machte mich

zur Verteidigung bereit. Er suchte mich mit seiner Kappe ins Gesicht zu schlagen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte. Dabei flog seine Kappe auf den Boden.

„Heb sie auf!“

„Heb sie selbst auf!“

Ein derartiger Ungehorsam war in der Schule unerhört. Warum er, der viel älter und stärker war als ich, mich nicht auf der Stelle unbarmherzig durchprügelte, kann ich nicht sagen.

Am nächsten wie an den folgenden Tagen erhielt ich ähnliche Aufträge, doch ich blieb hartnäckig oben. Hierauf suchte man mich durch kleine Nadelstiche bei jedem Schritt aufs bitterste zu kränken in einer Weise, die einen Knaben wohl zur Verzweiflung bringen konnte. Glücklicherweise war ich immer heiteren Gemüts und nahm die Angriffe scherzhaft auf oder achtete ihrer nicht.

Überdies dauerte es nicht lange. Es trat Regenwetter ein, und wir blieben meist drin. Im Garten legte sich die erste Klasse beim Zigarettenrauchen wenig Zwang auf, innerhalb des Gebäudes jedoch versammelte sich ein Rauchklub im ‚Turm‘. Dieser wurde möglichst bequem eingerichtet, auch brannte dort beständig ein Feuer. Während die Kammerpagen jeden andern Schüler, den sie rauchend antrafen, hart bestrafte, saßen sie beständig am warmen Ofen, schwatzten miteinander und rauchten mit Behagen ihre Zigaretten. Ihre liebste Rauchzeit war nach zehn Uhr abends, wenn alle zu Bett gegangen sein sollten.

Ihr Klub blieb bis nach halb elf beisammen, und um

vor unerwarteten Besuchen Girardots sicher zu sein, mußten wir Wache stehen. Die kleinen Burschen aus der fünften Klasse wurden je zwei auf einmal aus ihren Betten geholt und mußten sich an der Treppe herumtreiben und melden, wenn etwa der Oberst kam.

Wir beschloßen, diese Nachtwachen nicht länger auszuführen. Lange Beratungen wurden gehalten, und die höheren Klassen um ihre Meinung, wie wir es am besten anfangen sollten, befragt. Sie kamen endlich zu dem Entschluß: „Weigert euch allesamt, die Wache zu übernehmen, und wenn sie anfangen, euch zu prügeln, was sie sicher tun werden, so geht in möglichst großer Zahl zu Girardot und ruft ihn herbei! Er weiß es gut, aber dann muß er der Sache Einhalt tun.“ Die Frage, ob das kein ‚Angeben‘ wäre, wurde von Sachverständigen in dergleichen Ehrensachen verneint, die Kammerpagen benähmen sich gegen die anderen nicht wie Kameraden.

Am nächsten Abend kam die Reihe Wache zu halten an Schahowskoi, der schon länger in der Anstalt war, und an Selanow, einen neueingetretenen und so schüchternen Knaben, daß sogar seine Stimme mädchenhaft klang. Schahowskoi wurde zuerst aufgefordert, weigerte sich aber, und sie ließen ihn auch gehen. Darauf wandten sich zwei Kammerpagen zu dem schüchternen Selanow, der im Bette lag, und als er ebenfalls nicht gehorchen wollte, fingen sie an, ihn mit starken Hosenträgern auf das roheste zu schlagen. Da weckte Schahowskoi einige in der Nähe liegende Kameraden auf, und sie liefen schnell zu Girardot.

Auch ich war schon im Bett, als die beiden auf mich

zukamen und mich Wacht halten hießen. Ich weigerte mich. Hierauf ergriffen sie zwei Paar Hosenträger — wir legten unsere Sachen immer auf einer Bank neben dem Bett zu recht, die Hosenträger oben und die Krawatte quer darüber — und fingen an mich zu schlagen. Im Bette sitzend, hielt ich die Hände vor, schon hatte ich aber ein paar tüchtige Hiebe erhalten, als das Kommando ertönte: „Die erste Klasse zum Obersten.“ Die wilden Kämpfer wurden sofort zahm und brachten schleunigst meine Sachen in Ordnung.

„Sage kein Wort!“ raunten sie mir zu.

„Die Krawatte quer darüber, ordentlich!“ sagte ich zu ihnen, während mir Schultern und Hals von den Schlägen brannten.

Was Girardot zur ersten Klasse sagte, wurde uns nicht bekannt, aber als wir am nächsten Tage in Reih und Glied standen, um hinunter ins Ekzimmer zu gehen, redete er uns in einer auffallend sanften Tonart an und sagte, es wäre traurig, daß Kammerpagen über einen Knaben, der sich mit Recht geweigert hätte, hergefallen wären, und über wen? Über einen neueingetretenen und so schüchternen Knaben wie Selanow! Der ganzen Schule mißfiel diese jesuitische Rede.

Selbstverständlich war es nun aus mit dem Wachestehen und auch mit dem Peinigen der Neueingetretenen; es ist auch nie wieder aufgelebt.

Zweifellos hatte durch das Vorkommnis auch Girardots Autorität einen Stoß erlitten, was der Oberst sehr

übel empfand. Unsere Klasse und ich insbesondere waren ihm verhaßt (man hatte ihm auch die Karusselgeschichte wieder erzählt), und diese Abneigung befundete er bei jeder Gelegenheit.

Im ersten Winter war ich ein häufiger Gast im Hospital. Nach einem Anfall von typhösem Fieber, während dessen der Direktor und der Arzt sich wahrhaft väterlich um mich besorgt zeigten, hatte ich unter heftigen und immer wiederkehrenden gastrischen Anfällen zu leiden. Girardot machte täglich die Runde im Hospital, und da er mich so oft dort vorfand, sagte er jeden Morgen halb im Scherz auf französisch zu mir: „Hier ist ein junger Mann, der ist so gesund wie die neue Brücke und liegt im Hospital herum.“ Ein- oder zweimal erwiderte ich in spaßhaftem Tone; wie ich dann aber aus seiner beständigen Wiederholung die schlechte Absicht herausmerkte, verlor ich die Geduld und geriet in Zorn.

„Wie können Sie das sagen!“ rief ich. „Ich werde den Doktor bitten, Ihnen das Zimmer zu verbieten“ und so weiter.

Girardot wich zwei Schritte zurück, seine dunklen Augen bligten, und seine Lippe wurde noch länger und dünner. Schließlich sagte er: „Ich habe Sie beleidigt, wie? Gut, wir haben im Saale zwei Kanonen, wollen wir uns schlagen?“

„Ich scherze nicht, und ich sage Ihnen, ich dulde Ihre Anzüglichkeit nicht länger,“ fuhr ich fort.

Er wiederholte jene Worte nicht mehr, betrachtete mich aber fortan mit noch größerer Abneigung.

Alle sprachen von Girardots Abneigung gegen mich, aber ich achtete nicht darauf, und meine Gleichgültigkeit steigerte wahrscheinlich seine üblen Gefühle für meine Person. Achtzehn Monate lang versagte er mir die Epauletten, die gewöhnlich den Neueintretenden nach ein- oder zweimonatigem Aufenthalt in der Schule, wenn sie sich nur ein wenig mit dem militärischen Drill vertraut gemacht hatten, verliehen wurden, doch ich fühlte mich auch ohne dieses militärische Schmuckstück nicht unglücklich. Schließlich unternahm es ein Offizier — der beste Exerziermeister in der Schule, ein Mann, der in das Exerzieren einfach vernarrt war — mich einzuüben, und als ich alle Griffe und Bewegungen zu seiner vollsten Zufriedenheit beherrschte, wollte er mich selbst Girardot vorexerzieren lassen. Der Oberst lehnte es zweimal hintereinander ab, so daß sich der Offizier persönlich beleidigt fühlte, und als ihn einmal der Direktor des Korps fragte, warum ich noch keine Epauletten hätte, antwortete er geradezu: „Der Bursche ist schon recht, aber der Oberst mag ihn nicht.“ Hierauf ersuchte Girardot selbst, wahrscheinlich nach einer Bemerkung des Direktors, um eine Wiederholung der Prüfung und gab mir die Epauletten noch an demselben Tage.

Doch der Einfluß des Obersten war in schnellem Schwinden begriffen. Es änderte sich der ganze Charakter der Schule. Zwanzig Jahre lang hatte Girardot sein Ideal zu verwirklichen gesucht, das heißt, er hatte danach gestrebt, hübsch gekämmte, gelockte und mädchenhaft aussehende Jünglinge aufzuweisen und dem Hofe Pagen zuzuführen, die an Feinheit der Manieren den Höflingen Ludwigs XIV.

nicht nachstanden. Ob sie sonst etwas lernten oder nicht, danach fragte er wenig; seine Lieblinge waren die, deren Toiletten mit allen Arten von Nägelsbürsten und Parfümflaschen ausgestattet waren, deren ‚Privatuniform‘, die wir anziehen durften, wenn wir Sonntags Eltern oder Verwandte besuchten, untadelig war, und die den elegantesten Diener zu machen verstanden. Wenn Girardot früher Probevorstellungen von Hofzeremonien abgehalten hatte, wobei ein Page ein rotgestreiftes Bettuch um sich schlug, um die Kaiserin bei der Zulassung zum Handfuß darzustellen, näherten sich die Schüler der Kaiserin-Puppe fast mit religiöser Ehrerbietung, vollzogen die Zeremonie des Handfußes mit rührendem Ernste und entfernten sich wieder mit höchst eleganter Verbeugung. Doch jetzt machten sie, wenn sie auch bei Hofe noch so elegant auftraten, bei den Proben so bärenmäßige Verbeugungen, daß alle vor Lachen plagen wollten, während Girardot einfach vor Wut außer sich war. Früher hatten die jüngeren Knaben, die man zu einer Hofmatinee nahm und denen deshalb ihr Haar gekräuselt worden war, die Locken so lange zu behalten gesucht, als sie nur dauern wollten. Wenn sie jetzt aber vom Schloß zurückkamen, so war es ihr erstes, ihren Kopf unter ein Kaltwasserrohr zu bringen, um die Locken los zu werden. Ein weibisches Aussehen rief nur Gelächter hervor. Zu einer Matinee befohlen zu sein, um dort als Schaustück zu dienen, galt jetzt mehr als Plage denn als Günst. Und als die kleineren Knaben, die man gelegentlich ins Schloß kommen ließ, um dort mit den jungen Großfürsten zu spielen, einmal sahen, daß diese bei einem Spiele in ihr Taschentuch Knoten

machten und damit tüchtig loschlügen, machte es einer von den unsern ebenso und schlug den Großfürsten so, daß er zu weinen anfang. Girardot war entsetzt, während der alte von Sebastopol her bekannte Admiral, der Gouverneur des Großfürsten war, unsern Kameraden nur lobte.

Ein neuer Geist, voll von Eifer und ernstem Streben, entwickelte sich in unserm Korps wie in allen andern Schulen. In früheren Jahren, wo die Pagen sicher waren, auf eine oder die andere Weise die für eine Beförderung zum Gardeoffizier nötigen Zeugnisse zu erhalten, lernten sie in den untersten Klassen so gut wie gar nichts und fingen erst in den letzten zwei Jahren an, sich mehr oder weniger dem Studium zu widmen. Jetzt waren die unteren Klassen sehr lerneifrig. Auch der moralische Ton war ein ganz anderer geworden, als er wenige Jahre früher war. Auf orientalische Vergnügungen blickte man mit Abscheu, und ein oder zwei Versuche, die alten Ansitten wieder aufleben zu lassen, führten zu Skandalen, von denen man sogar in der Petersburger Gesellschaft sprach. Girardot wurde entlassen. Man gestattete ihm nur, seine Junggesellenwohnung im Schulgebäude zu behalten, und wir sahen ihn nachmals oft in seinen langen Soldatenmantel gehüllt daherschreiten, in Gedanken versunken, die, wie ich vermute, trauriger Natur waren, denn er konnte den neuen sich mit reißender Schnelle im Pagenkorps entwickelnden Geist nur verdammten.

Siebentes Kapitel.

Der Unterricht im Pagenkorps. — Studium des Deutschen. — Russische Grammatik und Literatur. — Verhältnis zu den Lehrern im Schreiben und Zeichnen. — Eine ‚Benefizvorstellung‘.

Ganz Rußland beschäftigte sich damals mit Unterrichtsfragen. Sobald der Friede zu Paris geschlossen war, und die Strenge der Zensur ein wenig nachgelassen hatte, trat das Interesse für Erziehung und Unterricht in den Vordergrund. Die Unwissenheit der großen Masse des Volkes, die Hindernisse, die sich bisher den Lernbegierigen in den Weg gestellt hatten, der Mangel an Schulen auf dem Lande, die veralteten Lehrmethoden und die Abhilfe aller dieser Mängel wurden beliebte Gegenstände der Erörterung in gebildeten Kreisen, in der Presse und sogar in der aristokratischen Gesellschaft. Die erste höhere Schule für Mädchen wurde 1857 nach einem vorzüglichen Plan und mit einem ausgezeichneten Stabe von Lehrkräften eröffnet. Wie durch Zauber tauchten zahlreiche Männer und Frauen auf, die nicht nur ihr Leben dem Unterricht gewidmet, sondern sich als hervorragende praktische Pädagogen bewiesen haben; in der Literatur jedes Kulturvolkes würden ihre Schriften einen Ehrenplatz einnehmen, wenn sie außerhalb Rußlands bekannt geworden wären.

Auch das Pagenkorps empfand diesen neubelebenden Hauch. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, herrschte in den drei unteren Klassen allgemein das Streben, etwas zu lernen. Das Haupt der Unterrichtsabteilung, der Inspektor Winkler, ein hochgebildeter Artillerie-Oberst, guter Mathe-

matiker und fortschrittlich gesinnter Mann, regte den Eifer noch durch einen vorzüglichen Plan an. Statt der unbedeutenden Lehrer, die bisher in den unteren Klassen zu unterrichten hatten, suchte er die besten heranzuziehen. Nach seiner Meinung war kein Professor zu gut, die jüngsten Schüler in den Anfangsgründen eines Lehrfaches zu unterrichten. So ließ er in der vierten Klasse die Elemente der Algebra von einem Mathematiker ersten Ranges und einem geborenen Pädagogen, dem Hauptmann Suchonin, lehren, und die Klasse leistete sofort Tüchtiges in Mathematik. Nebenbei bemerkt, traf es sich, daß dieser Hauptmann zum Lehrer des Thronerben (Nikolai Alexandrowitsch, der im Alter von zweiundzwanzig Jahren starb) ernannt wurde. Der vermutliche Thronerbe kam einmal wöchentlich ins Pagenkorps, um den Algebrastunden unseres Hauptmanns beizuwohnen. Die Kaiserin Marie Alexandrowna, eine gebildete Frau, dachte, die Berührung mit strebsamen Knaben würde vielleicht den Lerneifer ihres Sohnes anfachen. Er saß unter uns und hatte dieselben Fragen wie wir zu beantworten. Doch gewöhnlich beschäftigte er sich, während der Lehrer sprach, damit, Zeichnungen zu machen, die übrigens nicht übel waren, oder seinen Nachbarn allerhand Dummheiten ins Ohr zu flüstern. Er war gutmütig und sehr höflich, aber im Lernen oberflächlich und noch mehr in seinen Neigungen.

Für die fünfte Klasse gewann der Inspektor zwei bedeutende Männer. Eines Tages trat er ganz strahlend in unser Klassenzimmer und sagte, es stünde uns ein großes Glück bevor. Professor Klasowski, ein hervorragender Gelehrter und Kenner der russischen Literatur, habe einge-

willigt, den Unterricht in russischer Grammatik zu übernehmen, und zwar würden wir ihn durch alle fünf Klassen als Lehrer haben, indem er jedes Jahr eine höhere Klasse übernehmen werde. Ein anderer Universitätsprofessor, Herr Becker, Bibliothekar der kaiserlichen (nationalen) Bücherei, hatte dasselbe für die deutsche Sprache übernommen. Professor Klasowski's Gesundheit, fügte er hinzu, wäre in diesem Winter etwas angegriffen, aber er, der Inspektor, sei überzeugt, wir würden uns während des Unterrichts durchaus ruhig verhalten. Die gute Gelegenheit, einen solchen Lehrer zu haben, dürfe man nicht vorüberlassen.

Er hatte sich in uns nicht geirrt. Wir waren sehr stolz darauf, Universitätsprofessoren zu Lehrern zu haben, und obwohl aus Kamtschatka (in Rußland führen die letzten Klassenbänke den Namen jener entfernten und unkultivierten Halbinsel) Stimmen laut wurden, man müsse den ‚Wurstmacher‘ — d. h. den Deutschen — auf jede Weise herunterdrücken, so war doch die allgemeine Stimme in unserer Klasse entschieden zu Gunsten der Professoren.

Der ‚Wurstmacher‘ gewann unsere Achtung sofort. Ein hochgewachsener Mann mit einer gewaltigen Stirn und sehr freundlichen, klugen Augen, aus denen auch einiger Humor schaute, kam in unser Zimmer und erklärte uns in ganz gutem Russisch, er beabsichtige, unsere Klasse in drei Abteilungen zu zerlegen. Die erste Abteilung würde aus Deutschen bestehen, die der Sprache schon mächtig wären und an die er höhere Ansprüche stellen würde; die zweite Abteilung würde er Grammatik und später deutsche Literatur im Anschluß an den Studienplan lehren; und die dritte

Abteilung, schloß er mit einem gewinnenden Lächeln, würde die Kamtschatka sein. „Von Ihnen,“ sagte er, „werde ich nur verlangen, daß Sie in jeder Stunde vier Zeilen abschreiben, die ich für Sie aus einem Buche auswählen werde. Sind die vier Zeilen geschrieben, so können Sie tun, was Sie wollen, nur dürfen Sie die andern nicht stören. Und ich verspreche Ihnen, Sie werden in den fünf Jahren etwas von der deutschen Sprache und Literatur lernen. Nun, wer tritt der ersten Gruppe bei? Sie, Stackelberg? Sie, Lamsdorf? Vielleicht auch einer von den Russen? Und wer will zur Kamtschatka gehören?“ Fünf oder sechs, die kein Wort Deutsch konnten, ließen sich auf der Halbinsel nieder. Sie schrieben höchst gewissenhaft ihre vier Zeilen — in den höheren Klassen ein bis zwei Duzend — und Becker wählte die Stücke so gut aus und schenkte den Knaben so viel Aufmerksamkeit, daß sie nach Verlauf der fünf Jahre wirklich mit der Sprache und der Literatur etwas vertraut geworden waren.

Ich trat den Deutschen bei. Mein Bruder Alexander drang in seinen Briefen so sehr darauf, daß ich die deutsche Sprache, die eine so reiche Literatur besitze, und in die jedes wertvolle Buch übersezt sei, mir aneignen sollte, daß ich mir ihre Erlernung fleißig angelegen sein ließ. Ich übersezte und studierte aufs genaueste eine Seite einer ziemlich schwierigen poetischen Beschreibung eines Gewitters, ich lernte nach dem Rate des Professors die Konjugationen, die Adverbien und die Präpositionen auswendig und fing an zu lesen. Es ist das eine sehr gute Methode, Sprachen zu lernen. Becker riet mir außerdem, eine billige illu-

strierte Wochenschrift zu halten, und die Bilder und kurzen Geschichten lockten beständig, ein paar Zeilen oder eine Spalte zu lesen. Bald war ich der Sprache Herr.

Gegen Ende des Winters hat ich Herrn Becker, mir Goethes Faust zu leihen. Ich hatte ihn in einer russischen Übersetzung gelesen; ich kannte auch Turgenjews schöne Novelle Faust, und nun verlangte es mich, das große Werk in der Ursprache zu lesen. „Sie werden nichts davon verstehen, es ist zu philosophisch,“ sagte Becker mit freundlichem Lächeln, doch brachte er mir trotzdem ein kleines Buch in Quartformat mit vor Alter vergilbten Blättern, das das unsterbliche Drama enthielt. Er ahnte kaum die unermessliche Freude, die mir das kleine Quartbuch gewährte. Ich sog den Sinn und den Wohlklang jeder Zeile in mich gleich von den ersten Reihen der ideal schönen Zueignung an, und bald wußte ich ganze Seiten auswendig. Fausts Monolog im Walde und besonders die Worte, in denen er von seinem Verständnis der Natur spricht:

„Nicht

Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,

Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust,

Wie in den Busen eines Freunds, zu schauen“

versetzten mich einfach in einen Zustand der Begeisterung, und dieser gewaltige Eindruck ist auch jetzt noch nicht erloschen. Jede Zeile wurde nach und nach ein teurer Freund. Und dann, gibt es ein größeres ästhetisches Entzücken als Dichtungen in einer Sprache zu lesen, die man noch nicht völlig inne hat? Über dem Ganzen ruht verschleiend ein leichter Nebel, der der Poesie so wohl zu Gesichte steht.

Wörter, deren triviale Bedeutungen, wenn man die Sprache in ihrem Alltagsrocke kennt, manchmal das dichterische Bild, das sie hervorrufen sollen, stören, behalten ihren feinen, erhabenen Sinn, während die Musik der Poesie nur um so mächtiger im Ohre tönt.

Professor Klasowskis erste Stunde war eine Offenbarung für uns. Er war ein kleiner, etwa fünfzigjähriger sehr beweglicher Mann mit hellen, klugen Augen, etwas sarkastischem Gesichtsausdruck und einer hohen Dichterstimme. Als er zum erstenmal in die Klasse trat, sagte er mit leiser Stimme, er könne infolge andauernder Kränklichkeit nicht laut sprechen und ersuchte uns darum, sich näher zu ihm zu setzen. Er stellte seinen Stuhl dicht zur ersten Sitzreihe, und wir sammelten uns um ihn wie ein Bienenschwarm um die Königin.

Sein Lehrfach war russische Grammatik, aber anstatt der langweiligen Sprachlehre bekamen wir etwas ganz anderes zu hören, als wir erwartet hatten. Freilich war es Grammatik, aber bald verglich er einen altertümlichen russischen Volksausdruck mit einer Zeile von Homer oder aus dem indischen Mahabharata, deren Schönheit er uns durch Übertragung ins Russische klar machte, bald schob er eine Zeile von Schiller ein und knüpfte daran eine sarkastische Bemerkung über irgend ein Vorurteil der modernen Gesellschaft; dann kam wieder ein gediegenes Stück Grammatik, und hierauf folgte eine allgemeine poetische oder philosophische Wahrheit.

Natürlich lief da vieles mit unter, das wir nicht oder nur oberflächlich verstanden. Aber liegt nicht gerade darin

die zauberhafte Anziehungskraft aller Studien, daß sie uns beständig neue, ungeahnte und noch unverstandene Gesichtskreise eröffnen, die uns immer weiter vorwärts locken und uns reizen, das voll zu erreichen und zu durchdringen, was zuerst nur in unbestimmten Umrissen unserm geistigen Auge sich darbietet? Mit glänzenden Augen hingen wir alle an den Lippen des Lehrers, während wir dabei die verschiedensten, zum Teil absonderlichen Stellungen einnahmen: hier stand ein Paar, das sich gegenseitig die Hände auf die Schultern legte, dort lehnten sich einige quer über die Tische der ersten Reihe, andere wieder standen hinter Klasowski. Als seine Stimme gegen das Ende der Stunde schwächer wurde, lauschten wir nur um so atemloser. Der Inspektor öffnete die Tür unseres Klassenzimmers, um zu sehen, wie wir uns gegen unsern Lehrer betrugten; als er uns aber so regungslos zusammengedrängt sah, zog er sich auf den Zehen zurück. Sogar Daurow, ein unruhiger Geist, starrte Klasowski an, als wollte er sagen: „Solch ein Mann bist du!“ und selbst von Kleinau, ein hoffnungslos stumpfsinniger Tscherkesse mit deutschem Namen, saß da, ohne sich zu rühren. Bei den meisten andern wallte im Grunde ihres Herzens etwas Gutes und Edles auf, als öffnete sich vor ihren Augen die Aussicht auf eine ungeahnte Welt. Auf mich übte Klasowski einen ungeheuren Einfluß aus, der mit den Jahren nur noch wuchs. Winklers Prophezeiung, ich würde trotz allem die Schule noch lieben lernen, war in Erfüllung gegangen.

Im westlichen Europa und wohl auch in Amerika scheint dieser Lehrertypus nicht so allgemein bekannt zu sein, doch
Krapotkin, Memoiren I.

in Rußland gibt es keinen Mann und keine Frau von literarischer oder politischer Bedeutung, die nicht den ersten Anstoß zu höherem geistigen Fluge ihrem Lehrer der Literatur zu verdanken hätte. Jede Schule in der Welt sollte einen solchen Lehrer haben. Jeder Lehrer in der Schule hat seinen besonderen Lehrgegenstand, und kein Band verknüpft die verschiedenen Stoffgruppen. Nur der Lehrer der Literatur, der wohl den allgemeinen Rahmen des Lehrplans innehalten muß, aber in der Art der Behandlung freie Hand hat, kann die verschiedenen historischen und humanitären Wissenschaften miteinander verbinden, sie durch eine breite philosophische und allgemein menschliche Auffassung zusammenfassen und in Hirn und Herz der jungen Leute höhere Gedanken und Strebungen wach rufen. In Rußland fällt diese Aufgabe ganz natürlich dem Lehrer der russischen Literatur zu. Da er von der Entwicklung der Sprache zu sprechen hat, von dem Inhalt der frühesten epischen Poesie, von Volksliedern und Volksweisen und später von moderner Novellistik, von der wissenschaftlichen, politischen und philosophischen Literatur seines eigenen Landes und den verschiedenen ästhetischen, politischen und philosophischen Strömungen, die sich in ihr widerspiegeln, so fällt ihm auch die Aufgabe zu, seine Schüler zum Verständnis der allgemeinen Entwicklung des menschlichen Geistes zu führen, dessen Vermittlung außerhalb des Bereichs und Zieles der einzelnen Lehrfächer liegt.

Dasselbe gilt für die Naturwissenschaften. Es genügt nicht, Physik und Chemie, Astronomie und Meteorologie, Zoologie und Botanik zu lehren. Man muß den Schülern

und Studenten, ganz gleich, in welcher Ausdehnung in der betreffenden Schule die Naturwissenschaften getrieben werden, die Philosophie der gesamten Naturwissenschaften, eine allgemeine Anschauung der Natur als eines Ganzen — etwa dem ersten Bande von Humboldts Kosmos entsprechend — darbieten. Die Philosophie und Poesie der Natur, die Methoden aller exakten Wissenschaften und eine höhere Auffassung des Lebens der Natur gehören durchaus in den Lehrplan. Vielleicht könnte der Lehrer der Geographie vorläufig diese Aufgabe übernehmen, aber dann müßten uns ganz andere Lehrkräfte für dieses Fach und ganz andere Universitätslehrer der Geographie zu Gebote stehen. Was jetzt unter diesem Namen gelehrt wird, mag alles andere sein, nur keine Geographie.

Ein anderer Lehrer wurde unserer ziemlich auffälligen Klasse wieder auf eine ganz andere Weise Meister. Es war dies der Schreiblehrer, der Unterste im Kollegium. Wenn die ‚Heiden‘, womit die Nicht-Russen, d. h. der deutsche und französische Lehrer, gemeint waren, sich von vornherein geringen Ansehens erfreuten, so war der Schreiblehrer Ebert, ein deutscher Jude, ein wirklicher Märtyrer. Gegen ihn unverschämt zu sein, gehörte bei den Pagen zum guten Ton. Nur seine Armut kann ihn an unserer Schule festgehalten haben. Die älteren Schüler, die zwei oder drei Jahre ohne aufzurücken in der fünften Klasse sitzen geblieben waren, behandelten ihn sehr schlecht, aber irgendwie hatte er mit ihnen die Vereinbarung getroffen: ‚Jede Stunde einen Streich, aber nicht mehr‘, ein Ver-

trag, der, fürchte ich, unserseits nicht immer ehrlich gehalten wurde.

Eines Tages füllte ein Bewohner der nordostasiatischen Halbinsel den großen Tafelschwamm mit Tinte und Kreide und warf damit nach dem kalligraphischen Dulder. „Fangen Sie, Ebert!“ rief er mit albernem Lachen. Der Schwamm traf Ebert an der Schulter, und die Tinte spritzte ihm ins Gesicht und auf sein weißes Hemd.

Wir waren überzeugt, diesmal würde Ebert das Zimmer verlassen und die Sache beim Inspektor anzeigen. Aber er nahm nur sein baumwollenes Taschentuch heraus, wischte sich das Gesicht und sagte: „Meine Herren, einen Spaß und heute keinen weiter! Mein Hemd ist verdorben,“ setzte er noch mit gedämpfter Stimme hinzu und fuhr dann fort, das Heft eines Schülers durchzusehen.

Wir waren überrascht und fühlten uns beschämt. Wie, anstatt uns anzuzeigen, hatte er sofort an das Überkommen gedacht! Die Stimmung der Klasse wandte sich zu seinen Gunsten. „Das war dumm von dir,“ schalten wir unsern Kameraden. „Er ist ein armer Mann, und du hast ihm sein Hemd verdorben! Schande!“ rief einer.

Der Täter fing sogleich an, sich zu entschuldigen, worauf Ebert mit trauriger Stimme nur erwiderte: „Lernen muß man, lernen, Herr!“

Hierauf wurden alle still, und in der nächsten Stunde schrieben die meisten von uns, als hätten wir es vorher verabredet, so gut sie konnten, in ihre Hefte und legten sie Ebert zur Durchsicht vor. Er strahlte ganz; an diesem Tage fühlte er sich glücklich.

Dieses Ereignis machte einen tiefen Eindruck auf mich und schwand mir nie aus dem Gedächtnis. Bis auf diesen Tag bin ich dem merkwürdigen Manne für seine Lehre dankbar.

Mit unserm Zeichenlehrer, Namens Ganz, vermochten wir dagegen niemals auf gutem Fuße zu leben. Beständig zeigte er die an, die während seines Unterrichts spielten. Dazu hatte er aber nach unserer Meinung kein Recht, weil er nur ein Zeichenlehrer war, und besonders weil er kein ehrenhafter Lehrer war. Um die meisten von uns kümmerte er sich beim Unterricht wenig und beschäftigte sich fast ausschließlich mit den Zeichnungen derjenigen, die bei ihm Privatstunden nahmen oder ihn bezahlten, damit sie bei der Prüfung die von ihm verbesserten Zeichnungen vorweisen und ihr Gesamtzeugnis dadurch verbessern könnten. Unseren Kameraden verübelten wir das nicht. Im Gegenteil, wir hielten es für ganz recht, wenn die schlechten Mathematiker und Geographen ihre geringen Nummern in diesen Fächern dadurch wettzumachen suchten, daß sie sich von einem Zeichner eine Zeichnung oder einen topographischen Plan machen ließen, wofür sie sich „eine volle Zwölf“ holen, und so, was in anderen Gegenständen fehlte, ausgleichen konnten. Nur bei den beiden ersten Schülern der Klasse hätte es für unrecht gegolten, sich solcher Mittel zu bedienen, doch alle andern konnten es ohne Belastung ihres Gewissens tun. Dem Lehrer kam es aber nicht zu, Zeichnungen auf Bestellung anzufertigen,

und gab er sich doch dazu her, so hatte er auch die Unruhe und die Unarten seiner Schüler ohne Murren zu ertragen. Statt dessen verging keine Stunde, ohne daß er seine Klagen über uns anbrachte, und seine Anmaßung wurde jedesmal größer.

Sobald wir in die vierte Klasse aufrückten und uns in der Anstalt eingebürgert fühlten, beschloßen wir, ihm die Zügel etwas kürzer zu nehmen. „Ihr seid selbst dran schuld,“ sagten unsere älteren Kameraden, „wenn er es mit euch so macht; wir haben ihn besser unter dem Daumen gehalten.“ Wir beschloßen daher, ihn fester zu machen.

Eines Tages traten zwei vorzügliche Mitschüler mit Zigaretten im Munde auf Ganz zu und baten ihn um Feuer. Natürlich war das nur ein Spaß — nie kam es einem in den Sinn, in der Klasse zu rauchen — und nach unserer Auffassung hatte Ganz nur die beiden fortzuschicken; er schrieb sie aber in das Tagebuch, und sie wurden schwer bestraft. Das war der letzte Tropfen, und wir verabredeten, ihm eine ‚Benefizvorstellung‘ zu geben, das heißt, es sollte die ganze Klasse, mit großen Linealen versehen, die den obern Klassen entliehen wurden, durch Schlagen auf die Pulte einen entsetzlichen Lärm machen und den Lehrer aus der Klasse treiben. Doch bot die Ausführung des Planes viele Schwierigkeiten. Wir hatten in unserer Klasse eine Anzahl ‚braver‘ Mutttersöhnchen, die wohl mitmachen wollten, aber im letzten Moment ängstlich werden und versagen konnten. Dann hätte der Lehrer die andern anzeigen können. Bei solchen Unternehmungen ist Einmütigkeit das Haupterfordernis, denn jede Strafe, und wäre sie an sich sehr

schwer, ist immer leichter, wenn sie die ganze Klasse, als wenn sie wenige trifft.

Durch einen wahrhaft machiavellistischen Plan wurden jedoch die Schwierigkeiten überwunden. Auf ein gegebenes Zeichen sollten alle Ganz den Rücken zuwenden, um dann mit den auf den Pulten der nächsten Reihe zurechtgelegten Linealen den gewünschten Lärm hervorzubringen. Dann würden die braven Mutttersöhnchen nicht in Schrecken geraten, wenn Ganz' Blicke sie trafen. Aber das Zeichen? Zu pfeifen, wie in den Räubergeschichten, zu schreien oder auch nur zu schneuzen ging nicht an: Ganz hätte dann den Pfeifer oder Schneuzer als Anstifter angeben können. Das Zeichen mußte also ein lautloses sein. Einer von uns, der hübsch zeichnete, sollte mit seiner Zeichnung zu Ganz gehen und sie ihm zeigen, und der Augenblick, wo er wieder auf seinen Platz zurückgekehrt war und sich nieder setzte, sollte für uns den Moment bedeuten, in dem die Aktion zu beginnen hatte.

Alles ging wunderbar gut. Nesadow nahm seine Zeichnung, und Ganz machte an ihr einige Änderungen, aber uns erschienen die paar Minuten, die er dazu brauchte, eine Ewigkeit. Endlich ging Nesadow auf seinen Platz zurück, er hielt einen Augenblick still und sah uns an, er setzte sich nieder . . . Plötzlich drehte sich die ganze Klasse um, und die Lineale rasselten lustig auf den Pulten, während unter dem Geräusch die Rufe ertönten: „Ganz, raus! Nieder mit ihm!“ Der Lärm war betäubend, alle Klassen hörten, daß Ganz sein Benefiz erhalten hatte. Er stand da und murmelte etwas vor sich hin, dann ging er hinaus.

Ein Offizier kam herein, der Lärm dauerte fort, dann eilte der Unterinspektor herbei und bald nach ihm der Inspektor. Sofort hörte der Lärm auf. Nun ging das Schelten an.

„Der Primus sofort in Arrest!“ donnerte die Stimme des Inspektors, und ich als Klassenerster wanderte ins schwarze Loch. Dadurch blieb mir das Weitere erspart. Der Direktor kam, Ganz sollte die Rädelsführer nennen, aber er war dazu nicht imstande. „Sie wandten sich plötzlich alle um, und der Lärm ging los,“ war seine Antwort. Hierauf wurde die Klasse in den Saal hinuntergeführt, und obwohl körperliche Züchtigung in unserer Anstalt sonst nicht mehr stattfand, wurden die zwei, die angezeigt waren, weil sie um Feuer gebeten hatten, mit Birkenruten geschlagen, unter dem Vorwande, das Benefiz wäre eine Rache für die Strafe gewesen, die sie vorher erhalten hätten.

Dies erfuhr ich erst zehn Tage später, als ich wieder in die Klasse zurückkehren durfte. Meinen Namen, der auf der roten Ehrentafel eingetragen war, hatte man ausgelöscht. Das ließ mich kühl, aber ich muß gestehen, daß mir die zehn Tage, die ich im Karzer ohne Bücher zubringen mußte, recht lang vorkamen, so daß ich (in schrecklichen Versen) ein Gedicht verfaßte, in dem die Taten der vierten Klasse nach Gebühr verherrlicht wurden.

Natürlich waren wir Schüler der vierten Klasse jetzt die Helden der Schule. Wohl einen Monat lang mußten wir immer wieder das glorreiche Ereignis in allen seinen Einzelheiten erzählen und wurden beglückwünscht, daß wir

so einmütig vorgegangen waren und keiner allein sich hatte fassen lassen. Und dann kamen die Sonntage, alle Sonntage bis Weihnachten, an denen die Klasse in der Schule bleiben mußte und nicht nach Hause gehen durfte. Da wir alle beisammen waren, verbrachten wir die Tage aufs heiterste. Die zärtlichen Mamas der Muttersöhnchen brachten ihnen massenhaft Süßigkeiten; die von uns, welche Geld hatten, kauften Berge von Kuchen, so daß wir etwas Solides vor Tisch und etwas Süßes zum Nachtschinken hatten, während abends die Freunde aus den andern Klassen Unmassen von Früchten für die tapfere vierte Klasse einschmuggelten.

Ganz gab hinfort das Denunzieren auf, aber der Zeichenunterricht hatte für uns nicht den geringsten Wert mehr, niemand wollte von dem käuflichen Manne zeichnen lernen.

Achtes Kapitel.

Briefwechsel mit meinem Bruder über ästhetische, religiöse, philosophische und volkswirtschaftliche Fragen. — Heimliche Zusammenkunft mit meinem Bruder. — Eine praktische volkswirtschaftliche Studie. — Verkehr mit dem Volke.

Mein Bruder Alexander war damals in der Moskauer Kadettenschule, und wir unterhielten eine lebhafteste Korrespondenz. Solange ich noch daheim war, war dies unmöglich, weil mein Vater es als sein Vorrecht betrachtete, alle einlaufenden Briefe zu lesen, und bald jedem über das Alltägliche hinausgehenden Briefwechsel ein Ende gemacht haben würde. Jetzt konnten wir uns in unsern Briefen nach Herzenslust aussprechen. Die einzige Schwierigkeit war

für uns, das Porto zu erschwingen; wir lernten aber bald so klein zu schreiben, daß wir unglaublich viel Stoff in einen Brief zusammendrängen konnten. Alexander, der eine schöne Handschrift hatte, brachte vier gedruckte Seiten auf eine einzige Seite Briefpapier, und seine mikroskopischen Zeilen waren so gut lesbar wie der schärfste Kleindruck. Es ist bedauerlich, daß diese Briefe, die er als wertvolle Andenken aufhob, verschwunden sind. Bei einer Haus-suchung nahm die Polizei sogar diese Schätze weg.

Unsere ersten Briefe bezogen sich meist auf die rein äußerliche Schilderung meiner neuen Umgebung, aber bald wurde unsere Korrespondenz gehaltvoller. Mein Bruder brachte es nicht fertig, über Wertloses zu schreiben. Sogar in Gesellschaft wurde er nur lebhaft, wenn eine ernste Unterhaltung im Gange war, und er klagte oft, er empfinde ‚einen dumpfen Schmerz im Gehirn‘ — einen physischen Schmerz, wie er zu sagen pflegte — wenn er mit Leuten zusammenkam, die nur für ein Alltagsgeschwätz zu haben waren. Er war mir in seiner geistigen Entwicklung weit voraus, und er drängte mich vorwärts, indem er immer neue wissenschaftliche und philosophische Fragen aufwarf und mir riet, was ich lesen oder treiben sollte. Welches Glück für mich, solchen Bruder zu haben, einen Bruder, der mich noch dazu leidenschaftlich lieb hatte! Ihm verdanke ich zum besten Teil meine geistige Entwicklung.

Manchmal gab er mir den Rat, Poesie zu lesen, und schickte mir in seinen Briefen zahllose Verse und ganze Gedichte, die er aus dem Gedächtnis niederschrieb. „Lies Poesie,“ schrieb er, „Poesie macht den Menschen besser!“

Wie oft empfand ich in meinem späteren Leben die Wahrheit dieser seiner Bemerkung: Lies Poesie, sie macht die Menschen besser. Er war selbst ein Dichter und schrieb mit wunderbarer Leichtigkeit Verse voll Wohlklang; ich glaube in der Tat, es ist sehr zu bedauern, daß er sich von der Poesie abwandte. Aber die Reaktion gegen die Kunst, die im Anfang der Sechziger bei der russischen Jugend eintrat, und die Turgenjew in seinem Basarow (‚Väter und Söhne‘) verkörpert hat, ließ ihn mit Geringschätzung auf seine Verse blicken und sich kopfüber in die Naturwissenschaften stürzen. Ich muß jedoch sagen, daß mein Lieblingsdichter nicht zu denen gehörte, die mein Bruder bei seiner poetischen Begabung, seinem musikalischen Ohr und seiner philosophischen Anschauung am höchsten schätzte. Sein russischer Lieblingsdichter war Wenewitinow, der meinige Nekrasow, dessen Verse zwar oft den Wohlklang vermissen ließen, aber durch ihre Sympathie mit ‚den Zertretenen und Mißhandelten‘ am meisten zu Herzen sprachen.

„Man muß einen bestimmten Vorsatz im Leben haben,“ schrieb mir Alexander einst. „Ohne ein Ziel, ohne einen Vorsatz ist das Leben kein Leben.“ Und er riet mir, ich sollte mir ein lebenswertes Ziel setzen. Damals war ich noch zu jung, um eines zu finden, aber ein unbestimmtes unklares ‚Gutes‘ regte sich schon auf jenen Weckruf, wenn ich auch nicht sagen konnte, welcher Art das ‚Gute‘ sein würde.

Unser Vater gab uns sehr wenig Taschengeld, und ich hatte niemals so viel Mittel, mir ein einziges Buch zu kaufen! Wenn aber Alexander von einer Tante ein paar

Rubel erhielt, gab er keinen Pfennig für sein Vergnügen aus, sondern kaufte ein Buch und schickte es mir. Doch war er ein Gegner wahlloser Lektüre. „Man muß,“ schrieb er, „an das Buch, das man lesen will, eine Frage gerichtet haben.“ Doch wußte ich diese Bemerkung damals noch nicht zu schätzen und kann jetzt nicht ohne Schrecken an die unzähligen Bücher, oft von einer ganz speziellen Gattung, denken, die ich in allen Fächern, insbesondere aber auf dem Gebiete der Geschichte, gelesen habe. Es fiel mir jedoch nicht ein, meine Zeit mit dem Lesen französischer Novellen zu vergeuden, nachdem sie Alexander schon vor Jahren mit einem einzigen derben Ausdruck als ‚dumm und schmutzig‘ gekennzeichnet hatte.

Die großen Fragen von der Auffassung, die wir uns vom Universum zu bilden hatten, von unserer ‚Weltanschauung‘, bildeten erklärlicherweise den Hauptgegenstand unseres Briefwechsels. In unserer Kindheit waren wir nie religiös gewesen. Man führte uns in die Kirche; aber in einer russischen Kirche, zumal in einem kleinem Dorfe, ist die weihervolle Haltung des Volkes viel eindrucksvoller als die Messe selbst. Von allem, was ich je in der Kirche hörte, hatte nur zweierlei einen Eindruck auf mich gemacht: die zwölf Stücke aus den Evangelien, die von Christi Leiden handeln und die in Rußland beim Abendgottesdienst vor dem Charfreitag vorgelesen werden, und das kurze Gebet gegen den Geist der Herrschsucht, das während der Großen Fasten gelesen wird und wegen seiner einfachen, anspruchslosen Worte und Empfindungen wirklich schön ist. Puschkin hat es in russische Verse gebracht.

In Petersburg ging ich später mehrmals in eine römisch-katholische Kirche, aber der theatralische Charakter des Gottesdienstes und der Mangel wahren Gefühles verletzten mich und das um so mehr, wenn ich sah, mit welcher einfachen Gläubigkeit ein alter polnischer Soldat oder eine Bauernfrau in einer abgelegenen Ecke beteten. Ich ging auch in eine protestantische Kirche, aber wie ich sie verließ, murmelte ich unwillkürlich Goethes Worte vor mich hin:

„Doch werdet ihr nie Herz zu Herzen schaffen,

Wenn es euch nicht von Herzen geht.“

Inzwischen hatte sich Alexander mit seiner gewöhnlichen Leidenschaftlichkeit dem lutherischen Glauben zugewandt. Er hatte Michelets Buch über Servetus gelesen und sich selbst eine Religion in den Bahnen jenes kraftvollen Streiters ausgearbeitet. Mit Begeisterung studierte er das Augsburger Bekenntnis, das er abschrieb und mir zusandte, und unsere Briefe füllten sich nun mit Erörterungen über die Gnade und Terge aus Paulus und Jakobus. Ich folgte dem Anstoß des Bruders, doch theologische Erörterungen konnten mich nicht sehr interessieren. Seit ich von meinem Anfall typhösen Fiebers genesen war, fesselte mich eine ganz andere Lektüre.

Unsere Schwester Helene, die jetzt verheiratet war, befand sich in Petersburg, und jeden Samstag ging ich abends zu ihr. Ihr Mann hatte eine gute Bücherei, in der die französischen Philosophen des letzten Jahrhunderts und die modernen französischen Historiker gut vertreten waren, und ich stürzte mich mit Feuereifer auf sie. Diese Bücher waren in Rußland verboten, und ich konnte sie

offenbar nicht mit in die Schule nehmen. Ich verwandte daher jeden Samstag den größten Teil der Nacht auf die Lektüre der Enzyklopädisten, des philosophischen Wörterbuchs von Voltaire, der Schriften der Stoiker, insbesondere Marc Aurels, und ähnlicher Werke. Die Grenzenlosigkeit und Unermesslichkeit des Weltalls, die Großartigkeit der Natur, ihre Poesie, ihr rastlos pulsierendes Leben machten einen immer gewaltigeren Eindruck auf mich, und dieses nimmer rastende Leben und seine Harmonien erfüllten mich mit der überschäumenden Bewunderung, nach der junge Seelen dürsten, während meine Lieblingsdichter mir mit ihren schwungvollen treffenden Worten gewissermaßen das Gefäß boten, worein sich jene erwachende Liebe zur Menschheit und der Glaube an ihren Fortschritt, die das beste Teil der Jugend ausmachen und für das ganze Leben nachhaltig wirken, ergießen konnten.

Inzwischen war Alexander bis zum Kantischen Agnostizismus fortgeschritten, und die ‚Relativität der Begriffe‘, ‚Begriffe in Zeit und Raum und Zeit allein‘ und dergleichen füllten Seite auf Seite in unsern Briefen, deren Schrift mit der Wichtigkeit der erörterten Gegenstände immer mikroskopischer wurde. Aber weder damals noch später, wenn wir Stunden und Stunden lang über Kants Philosophie diskutierten, konnte mich mein Bruder dazu befehlen, ein Schüler des Königsberger Philosophen zu werden.

Naturwissenschaften, d. h. Mathematik, Physik und Astronomie, waren meine vornehmsten Studien. Im Jahre 1858, bevor Darwin sein unsterbliches Werk herausgegeben hatte, veröffentlichte ein Professor der Zoologie an der

Moskauer Universität, Roulier, drei Vorlesungen über Transformismus, und mein Bruder griff sofort seine Ideen über die Veränderlichkeit der Arten auf. Doch befriedigten ihn Wahrscheinlichkeitsbeweise nicht, und er fing sofort an, verschiedene Monographien über Vererbung und dergleichen zu lesen; in seinen Briefen machte er mich dann mit den wichtigsten Tatsachen sowie mit seinen Gedanken und Zweifeln bekannt. Die ‚Entstehung der Arten‘ löste seine Zweifel in verschiedenen Spezialfragen nicht und regte ihn nur zu weiteren Studien an. Wir diskutierten in der Folge und zwar viele Jahre hindurch verschiedene auf die Abänderungen der Arten, ihre Vererbungs- und Ausbildungsfähigkeit bezügliche Fragen, die ja auch ganz neuerdings durch die Weismann-Spencersche Kontroverse, durch Galtons Forschungen und durch den Neu-Lamarckianismus wieder in den Vordergrund getreten sind. Mit seinem philosophischen und kritischen Geiste hatte Alexander sofort die fundamentale Bedeutung dieser Fragen für die Lehre von der Veränderlichkeit der Arten begriffen, obwohl sie damals von vielen Naturforschern übersehen wurden.

Ich muß auch einer gelegentlichen Exkursion auf das Gebiet der Volkswirtschaft Erwähnung tun. In den Jahren 1858 und 1859 redete in Rußland jedermann von Volkswirtschaft. Vorlesungen über Freihandel und Schutz Zoll waren außerordentlich besucht. Auch mein Bruder, der damals noch nicht in der Frage von der Veränderlichkeit der Arten aufging, interessierte sich lebhaft, wenn auch nur vorübergehend, für volkswirtschaftliche Probleme und schickte mir zum Lesen Jean Baptiste Sais ‚Politische Ökonomie‘.

Ich las nur einige Kapitel; Tarife und Bankgeschäfte hatten für mich nicht den geringsten Reiz, aber Alexander beschäftigte sich so leidenschaftlich damit, daß er sogar in seinen Briefen an unsere Stiefmutter diese in das Labyrinth der Zollfragen einzuführen versuchte. Als wir später in Sibirien einige Briefe aus jener Zeit wieder vorsuchten und durchlasen, lachten wir wie Kinder, als wir einen Brief fanden, in dem er sich über die Gleichgültigkeit unserer Stiefmutter beklagte, die nicht einmal für so brennende Fragen Sinn hätte, und seiner Wut gegen einen Gemüsehändler Ausdruck gab, den er auf der Straße angehalten hatte und der, „kannst du es glauben“ (schrieb er mit Ausrufungszeichen), obgleich er ein Händler war, sich starköpfig anstellte, als gingen ihn Steuerfragen nichts an.

Jeden Sommer bezog etwa die Hälfte der Pagen ein Lager bei Peterhof. Doch waren die unteren Klassen hiervon befreit, und so verbrachte ich die ersten zwei Sommer in Nikolskoje. Aus der Schule hinauszukommen, den Zug nach Moskau zu nehmen und dort Alexander zu treffen, war eine so schöne Aussicht für mich, daß ich die Tage zu zählen pflegte, die noch bis zum Eintritt des großen Ereignisses fehlten. Doch erwartete mich einmal in Moskau eine arge Enttäuschung. Alexander hatte seine Prüfung nicht bestanden und mußte noch ein Jahr in derselben Klasse bleiben. Er war in der Tat zu jung für die Klasse gewesen, aber mein Vater war trotzdem sehr aufgebracht gegen ihn und erlaubte uns nicht, einander zu sehen. Das betrückte mich sehr, denn wir waren keine Kinder mehr und hatten

uns so viel zu sagen. Ich bat um die Erlaubnis, zu unserer Tante Sulima zu gehen, in deren Hause ich vielleicht Alexander hätte treffen können, aber meine Bitte wurde mir rundweg abgeschlagen. Nach Vaters Wiederverheiratung durften wir die Verwandten unserer Mutter nie wieder besuchen.

In jenem Sommer war unser Moskauer Haus voll von Gästen. Jeden Abend waren die Empfangszimmer von Licht durchflutet, die Kapelle spielte, der Zuckerbäcker hatte mit Eis und Torten sein Bestes getan, und im großen Saal dauerte das Kartenspielen bis zu weit vorgrückter Stunde. Zielloos trieb ich mich in den glänzend erleuchteten Zimmern umher und fühlte mich unglücklich.

Eines Abends nach zehn Uhr winkte mir ein Diener und sagte mir, ich sollte ins Vorzimmer kommen. Ich ging. „Komm ins Kutscherhaus,“ flüsterte mir der alte Hausmeister Frol zu. „Alexander Alexejewitsch ist da.“

Ich flog durch den Hof, die zum Kutscherhause führenden Stufen hinauf und in einen großen halbdunkeln Raum, wo ich an dem riesigen Dienereßtisch Alexander bemerkte.

„Sascha, Teurer, wo kommst du her?“ Und im Augenblick lagen wir uns in den Armen, einander zärtlich küssend und vor Erregung außerstande, zu sprechen.

„Pst, pst! Man könnt' euch hören,“ sagte die Dienereßchin Praskowia, indem sie mit der Schürze ihre Tränen abwischte. „Arme Waisen! Wenn nur eure Mutter noch lebte —“

Der alte Frol stand mit tief gebeugtem Kopfe da, und auch seine Augen wurden feucht.

„Sieh hier, Petja, zu niemand ein Wort, zu niemand!“ sagte er, während Praskowia eine irdene Schüssel voll Brei vor Alexander stellte.

Dieser, von Gesundheit strahlend und in schmucker Kadettenuniform, hatte schon über alles mögliche zu reden angefangen, während er dabei die Breischüssel emsig leerte. Kaum konnte ich von ihm erfahren, wie er zu so später Stunde hergekommen war. Wir wohnten damals unweit des Smolenskiſchen Boulevards, keinen Steinwurf von dem Hause, in dem unsere Mutter gestorben war, und die Kadettenschule lag in entgegengesetzter Richtung vor den Toren der Stadt, eine volle Meile von uns entfernt.

Alexander hatte aus Bettüchern ein Puppe gemacht und sie ins Bett unter die Decken gelegt, dann ging er in den Turm, stieg aus einem Fenster, kam unbemerkt hinaus und legte hierauf die ganze Strecke zu Fuß zurück.

„Hast du dich nicht so spät in der menschenleeren Gegend um eure Anstalt gefürchtet?“ fragte ich.

„Wovor sollte ich mich fürchten? Nur Haufen von Hunden waren hinter mir, und die hatte ich selbst geneckt. Morgen nehme ich meinen Degen mit.“

Die Kutscher und anderen Diener gingen ein und aus; sie seufzten, wenn sie auf uns schauten, setzten sich entfernt von uns an den Wänden nieder und tauschten ihre Reden, um uns nicht zu stören, nur in gedämpftem Tone. Wir zwei aber saßen, uns umschlungen haltend, bis Mitternacht und sprachen über Nebelflecke und Laplaces Theorie, über

die Zusammensetzung der Materie, über den Kampf des Papsttums unter Bonifazius VIII. mit der königlichen Gewalt Philipps des Schönen von Frankreich und anderes.

Von Zeit zu Zeit kam eilig ein Diener hereingelaufen und sagte: „Petinka, geh und zeig' dich im Saale; sie sind aufgestanden und fragen vielleicht nach dir.“

Ich bat Sascha dringend, am nächsten Abend nicht zu kommen, er kam aber doch. Mit fieberhafter Hast leistete ich Folge, als man mich noch etwas früher als am Tage vorher wieder ins Kutscherhaus rief. Alexander war ein Stück des Weges in der Droschke gefahren. Am Abend vorher hatte ihm einer von den Dienern das Trinkgeld gebracht, das er von den Kartenspielern erhalten hatte, und ihn gebeten, es anzunehmen. Mein Bruder nahm eine Kleinigkeit, um eine Droschke bezahlen zu können, und so kam er diesmal früher als beim ersten Besuch.

Er wollte auch den nächsten Abend kommen, aber es wäre aus einem bestimmten Grunde für die Diener gefährlich gewesen, und wir beschloßen daher, uns bis zum Herbst nicht wiederzusehen. Eine kurze ‚offizielle‘ Mitteilung ließ mich am nächsten Tage erfahren, daß seine nächtlichen Entweichungen unbemerkt geblieben waren. Wie schrecklich wäre bei Entdeckung seine Strafe gewesen! Es ist furchtbar, nur daran zu denken: Auspeitschung vor dem Korps, bis er bewußtlos auf einer Decke weggetragen wurde, und sodann Strafverweisung in ein Bataillon von Soldatenkindern — alles war in jener Zeit möglich.

Was unsere Diener zu leiden gehabt hätten, wenn meinem Vater zu Ohren kam, daß sie unsere geheimen

Zusammenkünfte ermöglicht hatten, wäre nicht minder schrecklich gewesen; doch sie verstanden, den Mund zu halten; und keiner verriet den andern. Jeder einzelne wußte von Alexanders Besuchen, doch nicht einer ließ einem Mitgliede der Familie gegenüber nur ein Wort verlauten. Sie und ich waren die einzigen im Hause, die je etwas davon erfuhren.

In demselben Jahre machte ich auch den ersten Versuch, das Leben des Volkes kennen zu lernen; er brachte mich unsern Bauern einen Schritt näher, indem er sie mich unter einem ganz neuen Lichte sehen ließ, und war mir auch später in Sibirien von großem Nutzen.

Jedes Jahr wurde im Juli, am Tage der heiligen Jungfrau von Kasan, dem Festtage unserer Kirche, in Nikolskoje eine ziemlich große Messe gehalten. Händler kamen aus allen Nachbarstädten, und viele Tausende von Bauern strömten von sechs Meilen in der Runde in unser Dorf, das ein paar Tage lang einen äußerst lebhaften Anblick bot. Es war in jenem Jahre eine beachtenswerte Schilderung südrussischer Dorfmessen von dem Panslawisten Altsakow erschienen, und mein Bruder, dessen volkswirtschaftliche Begeisterung damals ihren Höhepunkt erreicht hatte, gab mir den Rat, eine statistische Übersicht unserer Messe aufzusetzen und die Mengen und Werte der zu Markte gebrachten und der verkauften Waren zu bestimmen. Ich folgte seinem Rate und war zu meiner eigenen großen Verwunderung wirklich erfolgreich, denn mein statistischer Übersichtsbericht war, soviel ich jetzt beurteilen kann, nicht unzuver-

lässiger als viele ähnlichen Zahlenangaben in statistischen Büchern.

Unsere Messe dauerte nur wenig länger als vierundzwanzig Stunden. Am Abend vor dem Feste war der große freie Platz, auf dem der Markt stattfinden sollte, voll Leben und Bewegung. In langen Reihen wurden in größter Eile Buden aufgeschlagen, in denen billige Kleiderstoffe, Bänder und alles, was zum Putz einer Bauernfrau gehört, feilgeboten werden sollten. Das Wirtshaus, ein solider Steinbau, wurde mit Tischen, Stühlen und Bänken ausgestattet, und sein Boden mit glänzendem, gelbem Sand bestreut. An drei Stellen wurde ein Weinausschank errichtet, und frisch geschnittene Birkenreisler ragten, an hohen Pfählen befestigt, hoch in die Luft, um die Bauern von weither anzuziehen. Reihen über Reihen von kleineren Verkaufsständen für Porzellanwaren, Schuhwerk, irdenes Geschirr, Lebkuchen und tausenderlei anderen Kram wuchsen wie hervorgezaubert aus dem Boden, während man in einer besonderen Ecke des Marktplatzes Löcher zur Aufnahme gewaltiger Kessel gegraben hatte, in denen ganze Scheffel von Hirse und ganze Schafe gekocht wurden, um die Tausende von Besuchern mit heißem Schtschi und Kascha (Suppe und Brei) erquicken zu können. Nachmittags waren die vier zum Messplatz führenden Straßen mit Hunderten von Bauernwagen vollgepfropft, und Haufen von Töpferwaren, Säffer voll Teer und Getreide, sowie Vieh wurden auf beiden Seiten der Straße ausgebaut.

Der Gottesdienst am Vorabend der Messe fand in unserer Kirche mit großer Feierlichkeit statt. Ein halbes

Duzend Priester und Diakone aus den Nachbardörfern nahmen daran teil, und ihre Vorsänger ließen, verstärkt durch junge sangeskundige Händler, so kunstvolle Litaneien hören, wie sie gewöhnlich nur beim bischöflichen Gottesdienst in Kaluga gesungen wurden. Die Kirche war gedrängt voll, und alle beteten inbrünstig. Die Verkäufer wetteiferten miteinander in der Zahl und Größe der Wachslichte, die sie zum Zwecke eines gewinnreichen Handels als Opfer für die Ortsheiligen vor den Bildern anzündeten. Da das Gedränge zu groß war, als daß die Spätkommenden den Altar erreichen konnten, so wanderten Lichter von allen Größen — dicke und dünne, weiße und gelbe, je nach des Gebers Vermögen, — von Hand zu Hand aus dem Hintergrunde durch die Menge, und dabei ging es leise von Mund zu Mund: „Für die heilige Jungfrau von Kasan, unsere Schützerin,“ „für Nikolaus, den Liebling,“ „für Irol und Ior“ (die Pferde-Heiligen — natürlich von denen, die Pferde zu verkaufen hatten), oder einfach „Für die Heiligen“ ohne nähere Bezeichnung.

Sofort nach dem Schluß des Gottesdienstes fing die ‚Vormesse‘ an, und ich mußte mich nun Kopfüber in meine Arbeit stürzen, indem ich Hunderte von Leuten fragte, welches der Wert der von ihnen angefahrenen Waren sei. Zu meinem großen Erstaunen ging die Sache wunderbar gut. Natürlich richtete man die Gegenfragen an mich: „Was wollen Sie damit? Ist das für den alten Fürsten, der die Marktgebühren erhöhen will?“ Doch die Versicherung, der ‚alte Fürst‘ wüßte nichts davon und würde nichts davon erfahren (er würde es für eine unwürdige

Beschäftigung gehalten haben), schlug sofort alle Bedenken nieder. Bald hatte ich die richtige Art und Weise der Fragestellung heraus, und nachdem ich mit einigen Händlern im Meszwirtshaus ein halbes Duzend Tassen Tee getrunken hatte — entsetzlich, wenn mein Vater das erfahren hätte! — machte sich alles vorzüglich. Wasili Iwanow, der Älteste von Nikolskoje, ein schöner junger Bauer mit anziehendem, intelligentem Gesicht und seidenweichem hübschem Bart, interessierte sich für meine Arbeit. „Gut, wenn du es nur zu deiner eigenen Ausbildung haben willst, so mach' nur zu; du wirst uns nachher sagen, was du ausgefunden hast,“ sagte er schließlich und erzählte den Leuten, die Sache wäre in Ordnung.

Kurz, die Einfuhr ließ sich sehr hübsch feststellen. Dagegen boten die Verkäufe am nächsten Tage gewisse Schwierigkeiten, besonders bei den Kurzwarenhändlern, die selbst noch nicht wußten, wieviel sie verkauft hatten. Am Festtage stürmten die jungen Bauernweiber einfach die Stände; jede hatte mehr oder weniger selbstgespinnene Leinwand verkauft und erhandelte nun ein Stück bedruckten Kattun und ein helles Tuch für sich, ein buntes Taschentuch für ihren Mann, vielleicht ein Stückchen Spitze, ein, zwei Bänder und ein paar Kleinigkeiten für Großmutter, Großvater und die Kinder, die zu Hause geblieben waren. Diejenigen Bauern, die irdenes Geschirr oder Lebfuchen oder Vieh oder Hanf feil hatten, konnten sofort den Betrag ihrer Verkäufe angeben, insbesondere die alten Frauen. „Gute Geschäfte, Großmutter?“ fragte ich. „Kann nicht klagen, mein Sohn. Gott würd' mir's als Sünde anrechnen! 's ist

fast alles weg!“ Und ihre kleinen Posten summierten sich in meinem Notizbuch zu Zehntausenden von Rubeln. Nur in einer Beziehung konnte ich schwer zur Klarheit kommen. Es war ein ziemlich großer Raum vielen Hunderten von Bauernfrauen überlassen, die dort, in der brennenden Sonne stehend, selbstgesponnene manchmal auserlesene feine Leinwand feilboten, und Dutzende von Händlern mit Zigeunergesichtern und Gaunerblicken bewegten sich feilschend und kaufend zwischen ihnen. Hier war nur eine grobe Schätzung des Betrages der Verkäufe möglich.

Zu jener Zeit dachte ich nicht weiter über diese neue Erfahrung, die ich gemacht hatte, nach; ich freute mich nur über das Gelingen meines Unternehmens. Aber der gediegene Menschenverstand und gesunde Sinn der russischen Bauern, die mir in diesen Tagen entgegentraten, machten einen bleibenden Eindruck auf mich. Wenn wir in späterer Zeit sozialistische Lehren unter den Bauern zu verbreiten suchten, konnte ich mich nicht genug darüber wundern, daß manche von meinen Freunden, die anscheinend eine weit demokratischere Erziehung als ich gehabt hatten, nicht wußten, wie sie zu den Bauern oder den ländlichen Fabrikarbeitern reden sollten. Sie versuchten, die ‚Bauernsprache‘ nachzuahmen, indem sie eine Unmasse sogenannter ‚Volksausdrücke‘ zur Anwendung brachten, machten sich aber dadurch nur um so unverständlicher.

Nichts dergleichen ist notwendig, mag man zu Bauern reden oder für sie schreiben. Der großrussische Bauer versteht die Rede eines Gebildeten durchaus, vorausgesetzt, daß sie nicht mit Fremdwörtern gespickt ist. Unverständlich

sind für den Bauern nur abstrakte Begriffe, die nicht durch konkrete Beispiele erläutert werden. Aber meine Erfahrung hat mich gelehrt, daß es in der gesamten Welt der sozialen wie der Naturwissenschaften keine allgemeine Wahrheit gibt, die man, vorausgesetzt der Redner hat sie selbst gründlich erfaßt, dem Durchschnittsverstände nicht faßlich machen könnte, wenn man nur einfach spricht und von konkreten Tatsachen ausgeht, und dies gilt für den russischen Bauern so gut wie für die ländliche Bevölkerung aller Kulturstaaten. Der Hauptunterschied zwischen dem Gebildeten und Ungebildeten besteht in dieser Beziehung, scheint mir, darin, daß der letztere nicht imstande ist, einer Kettenreihe von Schlüssen zu folgen. Er versteht den ersten, vielleicht auch noch den zweiten, aber er ermüdet beim dritten, wenn er nicht einsieht, auf welches Ziel es losgeht. Doch wie oft stoßen wir selbst bei Gebildeten auf dieselbe Schwierigkeit!

Eine zweite Wahrnehmung, die ich bei jenem statistischen Versuche machte, aber erst später klar formulierte, wird wohl manchem meiner Leser überraschend vorkommen. Es ist dies der Geist der Gleichheit, der unter der russischen Bauernschaft in hohem Maße entwickelt ist und sich tatsächlich bei den Landleuten überhaupt findet. Wohl zeigt der russische Bauer eine gute Portion knechtischen Gehorsams gegenüber dem Grundherrschaft und dem Polizisten, wohl beugt er sich unterwürfig vor ihrem Willen, aber er sieht sie nicht als Höherstehende an. Wenn derselbe Grundherr oder Beamte im nächsten Augenblick mit demselben Bauern über Heu oder Viehzucht redet, so wird ihm der letztere erwidern,

wie wenn er mit seinesgleichen spräche. Niemals bemerkte ich an einem russischen Bauern die gleichsam zur zweiten Natur gewordene Servilität, mit der ein kleiner Beamter zu seinem hohen Vorgesetzten spricht oder ein Diener zu seinem Herrn. Der Bauer unterwirft sich wohl zu leicht der Macht, aber er liegt nicht vor ihr im Staube.

In jenem Sommer führte ich meine Heimreise in einer ganz neuen Weise aus. Da es noch keine Eisenbahnverbindung zwischen Kaluga und Moskau gab, so ließ ein Mann, Namens Buch, regelmäßig Wagen zwischen den beiden Städten verkehren. Meine Eltern dachten nie daran, sich dieser Fahrgelegenheit zu bedienen, da sie ihre eigenen Pferde und Wagen hatten; als mir aber mein Vater, um meiner Stiefmutter eine doppelte Reise zu ersparen, halb im Scherz die Rückreise in einem Buchschen Wagen vorschlug, nahm ich dies Anerbieten voller Freuden an.

Eine alte, sehr dicke Händlerin und meine Person auf dem Rücksitz und ein Händler oder Handwerker vorn, waren die einzigen Insassen des Wagens. Mir bereitete die Reise viel Vergnügen, vor allem, weil ich zum erstenmal allein reiste (ich war noch nicht sechzehn Jahre alt) und sodann, weil meine bejahrte Begleiterin, die für die drei Reisetage einen mächtigen Korb voll Lebensmittel mitgenommen hatte, mich mit allen möglichen selbstbereiteten Leckerbissen bedachte. Entzückend erschien mir alles, was ich auf der Reise zu sehen bekam. Besonders ein Abend steht mir noch lebhaft vor Augen. Wir kamen in ein großes Dorf und hielten vor einem Gasthaus. Die Händlerin bestellte

sich einen Samowar, während ich weiter in die Straßen ging und mir alles ansah. Eine kleine, weiße Wirtschaft, wo es Verköstigung, aber keine geistigen Getränke gab, zog mich an, und ich trat ein. Um kleine, mit weißen Tüchern bedeckte Tische saßen zahlreiche Bauern und ließen sich ihren Tee schmecken. Ich folgte ihrem Beispiel.

Alles war da neu für mich. Es war ein Dorf von ‚Kronbauern‘, das heißt, Bauern, die keine Leibeigenen waren und sich, wahrscheinlich infolge der als Hausindustrie betriebenen Leinweberei, einer verhältnismäßigen Wohlhabenheit erfreuten. Langsam und ernst, nur hier und da von Gelächter unterbrochen, ging an den Tischen die Unterhaltung vor sich, und nach den gewöhnlichen ein Gespräch einleitenden Fragen, war ich bald mit einem Duzend Bauern in einem Meinungsaustrausch über die Ernte in unserer Gegend begriffen und mußte auf alle möglichen Fragen Antwort geben. Sie konnten nicht genug von Petersburg hören und vor allem von den Gerüchten, die über die geplante Aufhebung der Leibeigenschaft in Umlauf waren. Ein Gefühl der Einfachheit und natürlichen Gleichheit wie des herzlichen Wohlwollens, wie ich es später stets empfunden habe, wenn ich unter Bauern oder in ihren Häusern war, durchdrang mich an jenem Abend. Eigentlich begab sich damals gar nichts Besonderes, so daß ich mich sogar frage, ob dieser Aufenthalt in dem Dorfe überhaupt der Erwähnung wert sei; und doch, der warme Abend in jenem Ort, die kleine Wirtschaft, das Gespräch mit den Bauern und das lebhafteste Interesse, das sie für hunderterlei weit außerhalb ihres gewöhnlichen Lebenskreises liegende Dinge zeigten,



dies alles ließ mir seitdem eine ärmliche ‚weiße Wirtschaft‘ allezeit reizvoller und anziehender erscheinen, als das beste Restaurant in der Welt.

Neuntes Kapitel.

Stürmische Zeiten im Pagenkorps. — Begräbnisfeier der Kaiserin Alexandra. — Studien in den oberen Klassen des Pagenkorps; physikalischer, chemischer, mathematischer Unterricht. — Beschäftigung in der freien Zeit. — Die italienische Oper in Petersburg.

Es kamen nun stürmische Zeiten für unser Korps. Nach Girardots Entlassung trat an seine Stelle einer unserer Offiziere, Hauptmann B. Dieser war eher gutmütig als das Gegenteil, aber es hatte sich bei ihm die Meinung festgesetzt, er werde von uns nicht mit der ihm in seiner jetzigen hohen Stellung gebührenden Ehrerbietung behandelt, und er versuchte uns daher mit allen Mitteln eine größere Hochachtung und Scheu vor seiner Person beizubringen. Zuerst stellte er sich mit den oberen Klassen wegen aller möglichen Kleinlichen Geschichten auf schlechten Fuß, sodann machte er — was noch schlimmer war — den Versuch, unsere ‚Freiheiten‘ zu vernichten, Freiheiten, deren Ursprung sich im Dunkel der Zeiten verlor, und die, an sich unbedeutend, uns vielleicht gerade darum um so teurer waren.

Die Folge davon war, daß in der Schule ein paar Tage lang offener Aufruhr herrschte, der schließlich zur Bestrafung des ganzen Korps und zur Ausschließung von zweien unserer beliebtesten Kameraden führte.

Dann fing derselbe Hauptmann an, sich in den Klassenzimmern zu zeigen, wo wir uns morgens vor dem Beginn der Schule eine Stunde lang für den Unterricht vorzubereiten pflegten. Dort standen wir unserer Meinung nach unter der Obhut unserer wissenschaftlichen Lehrer, und es hatten, was uns sehr angenehm war, unsere militärischen Vorgesetzten da nichts zu suchen. Wir empfanden seine Anmaßung sehr übel, und ich gab eines Tages unserer Unzufriedenheit lauten Ausdruck, indem ich ihm erklärte, hier hätte der Klasseninspektor die Aufsicht zu führen, nicht er. Wochenlang mußte ich für diese Kühnheit im Karzer sitzen, und man würde mich vielleicht aus der Schule entfernt haben, hätten der Klasseninspektor, sein Assistent und auch unser alter Direktor nicht gefunden, daß ich schließlich nur dem lauten Ausdruck verlieden habe, was sich jeder von ihnen schon öfters selbst gesagt hatte.

Kaum war diese Quelle der Störung verstopft, als der Tod der Kaiserin-Witwe, der Witwe Nikolaus' I., aufs neue unsere Arbeit unterbrach.

Bei Begräbnissen gekrönter Häupter pflegt man die Absicht zu verfolgen, einen tiefen Eindruck auf die Menge hervorzubringen, und man muß gestehen, daß dieses Ziel auch erreicht wird. Von Jarzskoje Selo, wo sie gestorben war, wurde der Leichnam der Kaiserin nach Petersburg übergeführt. Hier brachte man ihn unter dem Geleite der kaiserlichen Familie, aller hohen Staatswürdenträger, Zehntausender von Beamten und Vertretern von Körperschaften und unter dem Vortritt von Hunderten von Priestern und Chören von der Eisenbahnstation in langem Zuge durch

die Hauptstraßen der Stadt zur Festung, wo er mehrere Wochen prunkvoll aufgebahrt blieb. Ein Heer von hunderttausend Gardesoldaten bildete dabei auf den Straßen Spalier, und Tausende von Menschen, angetan mit den kostbarsten Uniformen, schritten in feierlichem Zuge vor, neben und hinter dem Sarge einher. An jeder bedeutenderen Straßenkreuzung ertönten Litaneien, und dann einten sich der Klang der Glocken von den Kirchtürmen, die Stimmen der gewaltigen Chöre und die Musik der Militärkapellen in der eindrucksvollsten Weise, so daß bei den Leuten der Glaube erweckt werden konnte, die ungeheure Menge trauere wirklich um das Hinscheiden der Kaiserin.

Solange der Leichnam, stattlich aufgebahrt, in der Kathedrale der Festung lag, hatten außer anderen auch die Pagen Tag und Nacht daneben Wache zu halten. Drei Kammerpagen und drei Ehrenfräulein standen stets dicht bei dem auf hohem Unterbau ruhenden Sarge, während etliche zwanzig Pagen auf der Plattform Stellung nahmen, wo in Gegenwart des Kaisers und seiner ganzen Familie täglich zweimal Litaneien ertönten. So wurde jede Woche abwechselnd fast das halbe Korps in die Festung geführt und dort einquartiert. Alle zwei Stunden erfolgte Ablösung. Tagsüber war unser Dienst nicht schwer; wenn wir aber nachts aufstehen, unsere Hofuniform anziehen und dann beim Klange des Trauergeläutes der Festungsglocken durch die dunklen und düsteren Innenhöfe der Festung zur Kathedrale gehen mußten, dann überlief mich ein kalter Schauer beim Gedanken an die Gefangenen, die irgendwo in dieser russischen Bastille eingemauert waren. „Wer weiß,“ dachte ich,

„ob ich nicht auch einmal, früher oder später, zu ihnen gehören werde?“

Während der Begräbnisfeierlichkeiten trug sich ein Zwischenfall zu, der ernste Folgen hätte haben können. Über dem Sarge erhob sich unter der Kuppel des Doms ein mächtiger Baldachin, und über demselben prangte eine vergoldete Riesenkrone, von der ein kolossaler mit Hermelin gefütterter Purpurmantel nach den vier starken, die Kuppel tragenden Säulen zu herunterhing. Der Eindruck war gewaltig, aber wir Knaben hatten bald heraus, daß die Krone aus vergoldeter Pappe und Holz bestand, daß der Mantel nur unten von Samt und weiter oben von rotem Tuche, und daß das Hermelinfutter nichts als Baumwolle oder Barchent war, woran man schwarze Eichhornschwänzchen genäht hatte, während das mit Krepp umflorte russische Wappen bloß aus Pappe bestand. Doch die Menge, die zu gewissen Stunden abends beim Sarge vorübergehen und in aller Hast den darüber gebreiteten Goldbrokat küssen durfte, hatte sicher keine Zeit, den baumwollenen Hermelin oder das Wappen aus Pappe einer genauen Prüfung zu unterziehen, und der gewünschte Bühneneffekt war mit den billigsten Mitteln erreicht.

Wird in Rußland eine Litanei gesungen, so halten alle Anwesenden in der Hand brennende Wachslichte, die nach dem Lesen gewisser Gebete ausgelöscht werden. Auch die Mitglieder der kaiserlichen Familie hielten solche Kerzen, und der junge Sohn des Großfürsten Konstantin löschte, wie er es die andern tun sah, seine Kerze aus, indem er sie nach unten umdrehte. Hierbei fing die schwarze Gaze,

die hinter ihm von einem Wappen herabhing, Feuer, und in einer Sekunde stand das Wappen und der Baumwollensstoff in Brand. Eine ungeheure Flamme züngelte an den schweren Falten des vermeintlichen Hermelinmantels empor.

Der Gottesdienst wurde unterbrochen, und erschreckt wandten sich alle Blicke nach der Feuerzunge, die sich immer höher hinaufschlängelte, der Pappkrone und dem Holzwerk zu, das dem ganzen Aufbau als Stütze diente. Schon fielen hier und da brennende Stückchen Stoff herunter und drohten, die schwarzen Gazeschleier der Damen in Brand zu setzen.

Alexander II. verlor seine Geistesgegenwart nur ein paar Sekunden, dann sammelte er sich sofort und sagte mit gelassener Stimme: „Der Sarg muß weg!“ Die Kammerpagen bedeckten ihn sofort mit dem dicken Goldbrokat, und wir traten alle herzu, den schweren Sarg aufzuheben. Doch inzwischen hatte sich die große Feuerzunge in mehrere kleinere geteilt, die nun langsam nur die haarige Außenfläche des Stoffes verzehrten und nach und nach unter der Einwirkung des Staubes und Rufes, der oben schwebte, in den Falten erstarben.

Ich kann nicht sagen, was meine Blicke mehr anzog: das emporkriechende Feuer oder die stattlichen, schlanken Gestalten der neben dem Sarge stehenden drei Damen, deren lange schwarze Schleppen auf den zur oberen Plattform führenden Stufen lagen, während schwarze Spitzenschleier von ihren Schultern niederhingen. Keine von ihnen hatte die geringste Bewegung gemacht, sie standen da wie drei schöne in Stein gehauene Bildsäulen. Nur in den dunklen Augen der einen, des Fräulein Gamaleja, glitzerten

Tränen gleich Perlen. Sie war eine Tochter Südrusslands und die einzige wirkliche Schönheit unter den Hofdamen.

Während dieser Zeit ging im Korps alles drunter und drüber. Unterricht fand nicht statt; die von uns, welche aus der Festung zurückkamen, wurden, wie es kam, in diesem oder jenem Raume untergebracht, und da wir nichts zu tun hatten, verfielen wir auf jeden möglichen Zeitvertreib. In einem Zimmer, das man uns angewiesen hatte, gelang es uns, einen Schrank zu öffnen, der eine prächtige Sammlung von Modellen aller Tierarten für den naturgeschichtlichen Unterricht enthielt. Das war die offizielle Bestimmung der Sammlung, aber man hatte sie uns nicht einmal gezeigt, und nachdem sie nun in unsere Hände gefallen war, machten wir davon in unserer eigenen Weise Gebrauch. Den Menschenschädel, den wir da vorfanden, benutzten wir zur Herstellung einer gespenstischen Erscheinung, mit der wir nachts andere Kameraden und die Offiziere in Schrecken versetzten. Die Tiere dagegen brachten wir in möglichst lächerliche Stellungen und Gruppen: Affen ritten auf Löwen, Schafe spielten mit Leoparden, die Giraffe tanzte mit dem Elefanten und so weiter. Das schlimmste war, daß ein paar Tage später ein preussischer Prinz, der zur Begräbnisfeierlichkeit erschienen war (es war, meine ich, der spätere Kaiser Friedrich), unsere Schule besuchte, wobei man ihm die Lehr-einrichtungen und Lehrmittel zeigte. Unser Direktor verfehlte nicht, mit Stolz auf die ausgezeichneten Unterrichtsmittel der Anstalt hinzuweisen, und führte ihn zu jenem unglückseligen Schranke Als der deutsche Fürst einen Blick auf unsere zoologische Klassifizierung geworfen hatte, verzog

sich sein Gesicht, und er wandte sich schleunigst ab. Unser alter Direktor schaute ganz entsetzt drein; er hatte die Sprache verloren und wies nur wiederholt mit der Hand auf ein paar Seesterne, die in Glaskästen neben dem Schrank an der Wand hingen. Die Herren des Gefolges suchten sich den Anschein zu geben, als hätten sie nichts bemerkt, und schielten nur hin und wieder nach der Ursache der ganzen Störung, während wir lose Burschen alle möglichen Gesichter schnitten, um nicht herauszuplätzen.

Der Unterschied zwischen den Schuljahren eines russischen Knaben und denen eines westeuropäischen Schülers ist so groß, daß ich näher auf mein Schulleben eingehen muß. In der Regel interessieren sich russische Gymnasiasten oder Kadetten schon in hohem Maße für soziale, politische und philosophische Fragen. Allerdings bot das Pagenkorps von allen Schulen den am wenigsten geeigneten Nährboden für eine solche Entwicklung, doch in jenen Jahren der allgemeinen geistigen Wiedergeburt gewannen freiere Anschauungen selbst in unserer Mitte Raum und ergriffen einige von uns, ohne daß wir deshalb Sinn und Neigung für allerhand übermütige Streiche verloren hätten.

Als Schüler der vierten Klasse erfaßte mich ein lebhaftes Interesse für Geschichte. Indem ich mir beim Unterricht Notizen machte — ich wußte, daß die Studenten dies zu tun pflegten — und mit Hilfe privater Lektüre schrieb ich mir zu eigenem Gebrauche einen ganzen Kursus der Geschichte des frühen Mittelalters nieder. Im nächsten Jahre übte der Kampf zwischen dem Papst Bonifazius VIII. und

der königlichen Gewalt Philipps IV. eine besondere Anziehungskraft auf mich aus, und in ehrgeiziger Wißbegier strebte ich nun danach, Zutritt zur kaiserlichen Bibliothek zu erlangen, um mich recht in das Studium jenes gewaltigen Ringens vertiefen zu können. Nach den Vorschriften war Zöglingen von Mittelschulen die Benutzung der Bibliothek nicht gestattet, doch unser guter Herr Bekker ebnete mir den Weg, und so durfte ich eines Tages das Heiligtum betreten und vor einem der kleinen Lesetische und auf einem der roten Plüschsofas, mit denen das Lesezimmer ausgestattet war, Platz nehmen.

Von verschiedenen Lehrbüchern und einigen Büchern aus unserer eigenen Büchersammlung kam ich bald auf die Quellen. Wenn ich auch kein Latein verstand, so entdeckte ich doch eine Fülle von Originalquellen in altdeutscher und altfranzösischer Sprache, auch gewährte mir der eigentümliche Bau und das Ausdrucksvolle der letzteren, wie es mir beim Lesen der Chroniken entgegentrat, einen außerordentlichen Genuß. Ein ganz neuer gesellschaftlicher Organismus, eine ganze Welt der verwickeltesten gegenseitigen Beziehungen tat sich vor mir auf, und von der Zeit an lernte ich geschichtliche Originalquellen weit höher schätzen als Werke, welche den Stoff modernisieren und verallgemeinern und in denen die Vorurteile politischer Tagesmeinungen oder gar bloße landläufige Formeln an Stelle des wirklichen Lebens der betreffenden Zeitepoche treten. Nichts fördert die intellektuelle Entwicklung mehr als selbständiges Forschen in irgend einer Art, und jene meine Studien waren mir später von allergrößtem Nutzen.

Leider konnte ich sie, als wir in die zweite, die vorletzte Klasse eintraten, nicht fortsetzen. Die Pagen mußten in den letzten zwei Jahren fast alles bewältigen, was in andern militärischen Anstalten in drei Klassen gelehrt wurde; wir hatten daher außerordentlich viel für die Schule zu tun. Naturwissenschaften, Mathematik und militärwissenschaftliche Fächer ließen die Geschichte notwendigerweise mehr in den Hintergrund treten.

In der zweiten Klasse begann ein ernstliches Studium der Physik. Wir hatten einen ausgezeichneten Lehrer, einen sehr intelligenten, sarkastisch beanlagten Mann, der vom Auswendiglernen nichts hielt und uns anstatt des bloßen Erlernens von Tatsachen zum Denken brachte. Er war ein guter Mathematiker; auch die Physik lehrte er uns auf mathematischer Grundlage und erklärte uns dabei in wunderbarer Weise die Grundideen physikalischer Forschung und physikalischer Apparate. Seine Fragen und seine Erklärungen waren zum Teil so originell und so vorzüglich, daß sie sich meinem Gedächtnis unvergeßlich eingepägt haben.

Unser physikalisches Lehrbuch war recht gut, wie die meisten in militärischen Anstalten gebrauchten Lehrbücher von den damaligen ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaft verfaßt waren, aber es war ziemlich alt, und unser Lehrer, der beim Unterricht nach seinem eigenen System verfuhr, hatte die Absicht, zum Gebrauch für unsere Klasse eine kurze Übersicht des von ihm Gelehrten, eine Art Leitfaden, zu schreiben. Doch nach ein paar Wochen traf es sich, daß die Aufgabe, diese Übersicht zu schreiben, mir zufiel, und als echter Pädagoge überließ mir unser Lehrer

die Aufgabe ganz und las nur die Abzüge. Als wir zur Lehre von der Wärme, der Elektrizität und dem Magnetismus kamen, mußten die betreffenden Kapitel ganz neu geschrieben werden, was ich ebenfalls tat, und so hatte ich ein fast ganz neues Lehrbuch der Physik zu schreiben, das für den Gebrauch in der Schule lithographiert wurde.

Auch das Studium der Chemie begann in der zweiten Klasse, und auch in diesem Fache hatten wir einen vorzüglichen Lehrer, der die Chemie mit Leidenschaft betrieb und sich durch wertvolle Forschungen ausgezeichnet hatte. Die Jahre 1859 bis 1861 bezeichnen einen bedeutenden Fortschritt auf dem Gebiete der exakten Wissenschaften: Grove, Clausius, Joule und Seguin wiesen nach, daß Wärme und alle physikalischen Kräfte nur verschiedene Arten von Bewegung sind, Helmholtz begann damals seine bahnbrechenden Forschungen über den Ton, und Tyndall ließ einen in seinen populären Vorträgen sozusagen die Atome und Moleküle selbst greifen. Gerhardt und Avogadro führten die Substitutionsmethode ein, und Mendelejew, Lothar Meyer und Newlands entdeckten das periodische Gesetz der Elemente. Darwin revolutionierte mit seiner ‚Entstehung der Arten‘ alle biologischen Wissenschaften, während Karl Vogt und Moleschott, Claude Bernards Bahnen folgend, den Grund legten für ihre wahrhaft psychologische Physiologie. Es war eine große Zeit wissenschaftlicher Wiedergeburt, und unwiderstehlich riß der Strom die Geister zur Beschäftigung mit den Naturwissenschaften hin. In großer Zahl erschienen damals vorzügliche Bücher in russischen Übersetzungen, und bald erkannte ich, daß ohne Rücksicht auf die Art der späteren

Studien eine genaue Kenntnis der Naturwissenschaften und Vertrautheit mit ihren Methoden die Grundlage bilden muß.

Fünf oder sechs von uns wollten sich eine Art eigenen Laboratoriums einrichten. In dem kleinen Schlafzimmer zweier Kameraden von uns, der Brüder Safetsky, machten wir uns daran, mit einfachen Apparaten, wie sie Stöckhardt in seinem ausgezeichneten Lehrbuche für Anfänger angibt, zu experimentieren. Der alte Safetsky, ein Admiral a. D., sah mit großer Freude, daß seine Söhne sich so nützlich beschäftigten, und hatte nichts dagegen, wenn wir an Sonntagen und während der Feiertage in einer Schlafstube neben seinem eigenen Studierzimmer zusammenkamen. Nach Stöckhardts Anleitung machten wir systematisch alle Experimente. Ich muß gestehen, daß wir einmal beinahe das Haus in Brand gesetzt hätten, und daß wir mehr als einmal alle Zimmer mit Chlor und andern übelriechenden Dämpfen anfüllten. Doch der alte Admiral nahm die Sache, als wir ihm bei Tische unser Abenteuer berichteten, in der besten Weise auf, indem er uns erzählte, wie er und seine Kameraden einmal beinahe ein Haus bei der weit weniger löblichen Beschäftigung des Punschbrauens in Brand gesetzt hätten. Die Mutter aber sagte nur, während sie vor Husten fast erstickte: „Natürlich, wenn es sein muß, daß ihr euch bei euren Studien mit so scheußlich riechenden Stoffen befaßt, dann läßt sich nichts weiter machen!“

Nach Tische setzte sie sich gewöhnlich ans Klavier, und wir sangen dann bis spät abends Duette, Trios und Chöre aus Opern. Wir nahmen wohl auch die Partitur irgend

einer italienischen oder russischen Oper vor und gingen sie mit Rezitativen und allem von Anfang bis Ende durch, wobei sie und ihre Tochter die Rollen der Primadonnen übernahmen, während wir mit mehr oder weniger Geschick uns mit allen übrigen Rollen abfanden. So gingen Chemie und Musik Hand in Hand.

Auch die höhere Mathematik nahm viel Zeit in Anspruch. Mit einigen andern Kameraden hatte ich mich schon entschlossen, nicht in ein Garderegiment einzutreten, wo unsere Zeit nur durch den Gamaschendienst und durch Paraden ausgefüllt worden wäre, sondern wir wollten, wenn wir Offiziere wären, zur Artillerie- oder Genie-Kriegsschule. Hierzu bedurfte es aber einer Vorbereitung in höherer Geometrie, in der Differentialrechnung und in den Anfängen der Integralrechnung, und wir nahmen zu diesem Zwecke Privatstunden. Zugleich vertiefte ich mich aus Anlaß des Unterrichts in den Elementen der Astronomie, die uns als mathematische Geographie gelehrt wurden, in die Lektüre astronomischer Werke und zwar vornehmlich während meines letzten Schuljahres. Das nimmer ruhende Leben des Weltalls, das ich als wirkliches Leben und Evolution auffaßte, wurde für mich eine unerschöpfliche Quelle einer poetischen Anschauung im höheren Sinne, und schrittweise wurde das Gefühl der Einheit des Menschen mit der belebten wie unbelebten Natur — die Poesie der Natur — meine Lebensphilosophie.

Hätte sich unser Schulunterricht nur auf die erwähnten Gegenstände beschränkt, so wäre unsere Zeit schon recht hübsch ausgefüllt gewesen. Aber unsere Studien erstreckten

sich auch auf das Gebiet der humanitären Wissenschaften, Geschichte, Gesezeskunde, d. h. die Grundzüge des russischen Gesezbuches, und Volkswirtschaft in ihren wichtigsten Leitfäden, verbunden mit einem Kursus der vergleichenden Statistik. Dazu hatten wir selbstverständlich noch einen stattlichen Kursus in den Kriegswissenschaften durchzumachen: Taktik, Kriegsgeschichte (die Feldzüge von 1812 und 1813 in allen ihren Einzelheiten), Artillerie- und Befestigungslehre. Blicke ich jetzt auf diese Ausbildung zurück, so scheint es mir, von den kriegswissenschaftlichen Fächern abgesehen, die man besser durch eingehendere Beschäftigung mit den exakten Wissenschaften ersetzt hätte, als ob die Mannigfaltigkeit der uns gelehrtten Gegenstände nicht über die Fassungskraft eines Durchschnittschülers hinausging. Dank den ziemlich guten Kenntnissen in der elementaren Mathematik und Physik, die wir uns in den unteren Klassen erworben hatten, konnten fast alle von uns auch in den obengenannten Studien Schritt halten. Einige Fächer wurden allerdings von den meisten vernachlässigt, insbesondere Gesezeskunde und auch neue Geschichte, in der uns leider ein altes Wrack von einem Schulmeister unterrichtete, der nur, um seine volle Alterspension erhalten zu können, noch seinen Posten einnehmen durfte. Überdies war uns auch in der Wahl der uns am meisten anziehenden Fächer einiger Spielraum gelassen, und während wir in diesen erwählten Gegenständen scharfe Prüfungen zu bestehen hatten, nahm man es im übrigen nicht so genau. Die Hauptursache für den verhältnismäßigen Erfolg unseres Schulunterrichts lag darin, daß er möglichst konkret und praktisch erteilt wurde. Sobald wir

in der elementaren Geometrie einige Sätze theoretisch kennen gelernt hatten, rekapitulierten wir sie draußen auf dem Felde mit Stangen und Messkette und sodann mit dem Astrolabium, dem Kompaß und dem Meßtisch. Nach solchem anschaulichen Vorunterricht bot die elementare Astronomie keine Schwierigkeiten mehr, während die Vermessungen an sich eine endlose Quelle des Vergnügens bildeten.

Das gleiche System praktischen Unterrichtens kam auch bei der Befestigungslehre zur Anwendung. Im Winter hatten wir unter anderem die folgende Aufgabe zu lösen: „Mit tausend Mann und vierzehn Tagen Zeit baut eine möglichst starke Befestigung zum Schutze jener Brücke, die eine Armee bei ihrem Rückzuge benützen soll!“ und mit brennendem Eifer besprachen wir unsere Pläne mit dem Lehrer, wenn er sie kritisierte. Im Sommer verwerteten wir dann unsere Kenntnis auf dem Übungsfeld. Diesen praktischen, konkreten Übungen schreibe ich es allein zu, wenn die meisten von uns ohne Schwierigkeit im Alter von siebzehn und achtzehn Jahren so mannigfaltige Fächer beherrschen lernten.

Bei alledem blieb uns übergenußig Zeit für jede Art von Vergnügungen übrig. Am besten hatten wir es nach den Prüfungen, wo wir über drei oder vier ganz freie Wochen verfügten, ehe wir ins Lager gingen, und nach der Rückkehr vom Lager, wo wir wieder drei freie Wochen hatten, bis der Unterricht begann. Es pflegten dann nur wenige in der Anstalt zu bleiben, und diese durften nach Belieben ausgehen, während sie doch im Korps stets Tisch und Lager bereit fanden. Ich arbeitete dann in der Biblio-

thet, oder ich besuchte die Bildergalerien der Hermitage und vertiefte mich dort eingehend in die Betrachtung jedes einzelnen von den besten Gemälden jeder Schule. Oder ich ging in die verschiedenen kaiserlichen Fabriken, in denen Spielkarten, Tuch, Eisen, Porzellan oder Glas hergestellt wurden, soweit ihr Besuch erlaubt war. Ein andermal gingen wir auf der Newa rudern und verbrachten die ganze Nacht auf dem Flusse, manchmal auch im finnischen Meerbusen in Gesellschaft von Fischern — eine von jenen nordischen so melancholischen Nächten, in denen die letzten Spuren der untergegangenen Sonne sich mit der ersten Morgendämmerung vermischen und man mittenachts im Freien ein Buch lesen kann. Zu alledem fanden wir Zeit genug.

Von diesen Fabrikbesuchen datiert meine Freude an einer starken und vollkommenen Maschinerie. Die darin ruhende Poesie ging mir auf, wenn ich sah, wie eine Riesentage aus einem Schuppen herauskommt, einen in der Newa schwimmenden Stamm packt, ihn hereinzieht und unter die Sägen legt, die ihn in Bretter zerschneiden, oder wie eine mächtige rotglühende Eisenstange zwischen zwei Zylindern hindurchgeführt und in eine Schiene umgewandelt wird. In unsern Fabriken bedeutet der Maschinenbetrieb für den Arbeiter den Ruin, weil er sein Leben lang der Sklave einer bestimmten Maschine wird und gar nichts weiter. Aber das liegt an der schlechten Organisation und hat mit der Maschine selbst nichts zu tun. Zu großes Maß und lebenslange Einförmigkeit der Arbeit sind gleich sehr von Übel, mag man mit der Hand, mit einfachen Werkzeugen oder mit der Maschine arbeiten. Aber davon

abgesehen, begreife ich durchaus das Vergnügen, das einem das Bewußtsein von der Macht der Maschine, die Zweckmäßigkeit ihrer Arbeit, die Anmut ihrer Bewegungen und ihre Korrektheit im Arbeiten bereiten kann. Wenn William Morris die Maschinen haßte, so beweist das wohl nur, daß seinem großen dichterischen Genius doch die Auffassung von der Macht und Anmut der Maschine versagt blieb.

Auch die Musik spielte in meiner Entwicklung eine große Rolle; ja, sie ließ mir noch größere Freuden und noch höhere Begeisterung als die Poesie. Eine russische Oper gab es damals kaum, dafür erfreute sich die italienische Oper, die eine ganze Reihe erster Sterne zählte, in den weitesten Kreisen Petersburgs großer Beliebtheit. Als die Primadonna Bosio krank wurde, standen Tausende von Menschen, besonders junge Leute, bis spät nachts vor der Tür ihres Hauses, um etwas über ihren Zustand zu erfahren. Sie war nicht schön, aber ihr Gesang wirkte so hinreißend, daß Hunderte von jungen Männern ganz toll in sie verliebt waren, und als sie starb, hatte sie ein Begräbnis, wie noch nie jemand vorher in Petersburg.

„Ganz Petersburg“ teilte sich damals in zwei Lager, in die Bewunderer der italienischen Oper und in die Anhänger der französischen Bühne, die schon damals im Quell den schmutzigen Offenbachschen Strom aufwies, der ein paar Jahre später seine trüben Fluten über ganz Europa ergoß. Auch unsere Klasse war geteilt und folgte zur Hälfte dieser, zur Hälfte jener Strömung; ich schloß mich der ersteren an. Ins Parterre oder in die Balkone durften wir nicht gehen,

die Logen in der italienischen Oper waren aber immer schon Monate vorher belegt, ja, ihre Benutzung vererbte sich sogar in manchen Familien von einer Generation auf die folgende. Doch erlangten wir Samstags abends Zutritt in die Gänge der obersten Galerie, wo wir in der Atmosphäre eines türkischen Bades während der ganzen Aufführung stehen mußten. Dazu pflegten wir, um unsere glänzenden Uniformen nicht sehen zu lassen, in dieser tropischen Schwüle unsere schwarzen wattierten und mit enganschließendem Pelzfragen versehenen Überröcke zu tragen. Es ist ein Wunder, daß sich keiner von uns dabei die Lungenentzündung holte, besonders wenn wir, erhitzt von den Huldigungen, die wir unsern Lieblingsfängerinnen darzubringen pflegten, hinaus kamen und nachher an der Künstlerpforte standen, um noch einen Blick unsers Lieblings zu erhaschen und ihm zuzujubeln. Merkwürdigerweise stand damals die italienische Oper irgendwie in inniger Beziehung zu der radikalen Bewegung, und die revolutionären Rezitative in ‚Wilhelm Tell‘ und ‚Die Puritaner‘ fanden stets lauten, stürmischen Beifall, der den Kaiser Alexander II. direkt ins Herz traf, während in den Galerien des sechsten Ranges, im Rauchzimmer des Opernhauses und an der Künstlerpforte die besten Elemente der Petersburger Jugend zu gemeinsamer idealer Huldigung einer edlen Kunst zusammeströmten. Vielleicht erscheint dies alles etwas kindisch, doch mancher bessere Gedanke und manches reine Streben entzündete sich in uns durch diese Verehrung unserer Lieblingskünstler.

Zehntes Kapitel.

Lagerleben in Peterhof. — Militärische Übungen in Gegenwart des Kaisers. — Praktischer Unterricht. — Ausbreitung revolutionärer Ideen. — Aufhebung der Keibeigenschaft. — Bedeutung und Folgen dieser Aufhebung.

Jeden Sommer bezogen wir, zusammen mit den übrigen Militärschulen des Petersburger Bezirkes, bei Peterhof ein Feldlager. Im ganzen führten wir dort ein recht angenehmes Leben, und auf alle Fälle war es für unsere Gesundheit sehr zuträglich. Wir schliefen in geräumigen Zelten, badeten uns im Meere und verbrachten unsere Zeit während der sechs Wochen zum großen Teil mit Übungen in freier Luft.

Der Hauptzweck des Lagerlebens bestand offenbar in dem militärischen Drill, der uns allen sehr zuwider war, dessen Ode aber hin und wieder durch unsere Teilnahme an Manövern gemildert wurde. Eines Abends, als wir gerade zur Ruhe gehen wollten, ließ Alexander II. Alarm blasen, was natürlich das ganze Lager in Aufregung brachte. In wenigen Minuten war alles auf den Beinen, ein paar tausend Knaben sammelten sich um ihre Fahnen, und die Kanonen der Artillerieschule donnerten durch die Stille der Nacht. Was von Offizieren in Peterhof war, kam nach dem Lager geritten, nur der Kaiser blieb infolge eines Mißverständnisses zu Fuß. Ordonnanzen sprengten nach allen Richtungen, ein Pferd für ihn herbeizuschaffen, fanden aber keins, und da er kein guter Reiter war, wollte er auch kein anderes als eins von seinen Pferden reiten. Er war sehr ärgerlich und machte seiner Stimmung rücksichtslos Luft. „Dummkopf, hab' ich denn nur ein Pferd?“

hörte ich ihn einer Ordonnanz zurufen, die ihm meldete, sein Pferd wäre in einem andern Lager.

Durch das Dunkel der Nacht, das Dröhnen der Kanonen und das Rasseln der Kavallerie wuchs die Aufregung bei uns Knaben immer mehr, und als Alexander einen Angriff befahl, marschierte unsere Kolonne gerade auf ihn los. Dicht gedrängt in Reih und Glied mit gefälltem Bajonett vorgehend, müssen wir einen gefährlichen Anblick gewährt haben, und ich sah, wie der Kaiser, der immer noch nicht beritten war, mit drei mächtigen Säen der Kolonne Platz machte. Da wurde mir klar, was es heißen will, wenn eine Kolonne in gedrängten Reihen unter der aufregenden Wirkung der Musik und des Marsches selbst vorwärts rückt. Dort stand vor uns der Kaiser, unser Kommandierender, den wir alle verehrten; aber ich hatte das Gefühl, daß in dieser in Bewegung befindlichen Masse nicht ein Page oder Kadett um seinetwillen einen Zoll beiseite gewichen wäre oder Halt gemacht hätte. Wir waren die vorwärts marschierende Kolonne, er war nur ein Hindernis, und die Kolonne wäre darüber hinwegmarschiert. „Warum stand er uns im Wege?“ sagten die Pagen nachher. In solchen Fällen sind Knaben mit dem Gewehr in der Hand noch furchtbarer als alte Soldaten.

Als wir im folgenden Jahre an den großen Manövern der Petersburger Garnison teilnahmen, konnte ich ein wenig hinter die Kulissen des Kriegsführens blicken. Zwei Tage hintereinander war unsere einzige Beschäftigung, auf einem Raume von vier Meilen hin und her zu marschieren, ohne die geringste Ahnung davon zu haben, was um uns her

vorging, oder zu welchem Zwecke wir diesen oder jenen Marsch machten. Bald donnerten die Kanonen nahe bei uns, bald in weiter Ferne; irgendwo auf den Höhen oder im Walde knatterte scharfes Gewehrfeuer; Ordonnanzten sprangen ab und zu und brachten bald den Befehl zum Vorrücken und bald wieder zum Rückzug; und wir marschierten, marschierten wieder, marschierten unaufhörlich und konnten in all diesen Bewegungen und Gegenbewegungen keinen Sinn sehen. Kavalleriemassen hatten sich auf derselben Straße bewegt, so daß sie ein tiefes, loses Sandbett darstellte, und dieses mußten wir mehrmals vorwärts und wieder rückwärts durchwaten, bis am Ende unser Zug jede Fessel der Disziplin durchbrach und mehr einer zusammenhanglosen Menge von Wanderern gleich als einer militärischen Einheit. Nur die Fahngarde blieb auf dem Wege, alle übrigen schlichen langsam neben dem Wege im Gehölz dahin. Alles Befehlen und Bitten der Offiziere war umsonst.

Plötzlich erscholl von hinten der Ruf: „Der Kaiser kommt! Der Kaiser!“ Die Offiziere rannten hin und her und baten uns, die Reihen zu schließen; niemand hörte auf sie.

Der Kaiser kam und gab aufs neue den Befehl zu einem Rückzug.

„Marsch!“ erging das Kommando. „Der Kaiser ist hinter uns, wenden Sie, bitte, um,“ riefen uns die Offiziere leise zu, aber das Bataillon achtete kaum auf den Befehl und verhielt sich gegen die Anwesenheit des Kaisers völlig gleichgültig. Glücklicherweise war Alexander II. kein fanatischer Soldat, und nachdem er uns ein paar aufmunternde

Worte zugerufen und baldiges Ausruhen versprochen hatte, galoppierte er fort.

Da begriff ich, wieviel im Kriege von der Stimmung der Truppen abhängt, und wie wenig es mit der Disziplin allein getan ist, wenn den Soldaten eine außerordentliche Leistung zugemutet wird. Was vermag die Disziplin, wenn ermüdete Truppen eine letzte, äußerste Anstrengung machen sollen, um das Schlachtfeld zu bestimmter Stunde zu erreichen! Sie ist völlig ohnmächtig; Begeisterung und Vertrauen allein sind in solchen Momenten imstande, die Soldaten zur Leistung des ‚Unmöglichen‘ zu vermögen, und eben nur durch beständige Ausführung des scheinbar Unmöglichen kann der Erfolg gesichert werden. Wie oft kam mir diese praktische Erfahrung in den Sinn, als es später auf unseren wissenschaftlichen Expeditionen in Sibirien gleichfalls galt, das ‚Unmögliche‘ zu vollbringen.

Immerhin widmeten wir unsere Zeit während unseres Aufenthalts im Lager nur zu einem verhältnismäßig geringen Teile dem militärischen Drill und den Manövern. Zum guten Teil verwandten wir sie auf praktische Übungen im Feldmessen und im Errichten von Befestigungen. Nach einigen vorbereitenden Übungen erhielt einer von uns einen Spiegelkompaß mit der Weisung: „Gehen Sie und machen einen Plan (z. B.) von diesem See oder von jenen Straßen oder von jenem Park; die Winkel sind mit dem Kompaß zu messen und die Entfernungen abzuschreiten.“ Früh am Morgen steckte sich der betreffende Page oder Kadett nach einem hastigen Frühstück ein tüchtiges Stück

Roggenbrot in seine weiten Taschen, ging vier oder fünf Stunden weit weg in die Parkanlagen und nahm dabei mittels des Kompasses und durch Abschreiten die schönen schattigen Wege, die Bäche und die Seen auf. Nachher wurde seine Arbeit mit genauen Plänen verglichen und ihm bei guter Leistung nach seiner Wahl ein optisches oder geometrisches Instrument als Preis verliehen. Für mich waren diese Aufnahmen eine Quelle großen Vergnügens. Die Selbständigkeit des Arbeitens, das Alleinsein unter den Jahrhunderte alten Bäumen, der ungestörte, genügsame Aufenthalt im Walde, wie das Interesse an der Arbeit selbst regten mich mächtig an und hinterließen einen tiefen Eindruck. Als ich dann ein sibirischer Forscher wurde und verschiedene von meinen Kameraden Forschungsreisen in Zentralasien unternahmen, zeigte es sich, daß diese Feldmessungen eine vorzügliche Vorbereitung gewesen waren.

Als wir schließlich in der letzten Klasse waren, wurden wir in Abteilungen von vier Schülern jeden zweiten Tag in verschiedene vom Lager weitab liegende Dörfer geführt, wo wir mit Hilfe des Nivellirapparates und des Teleskops detaillierte Aufnahmen von größeren Landstrecken zu machen hatten. Von Zeit zu Zeit ließen sich Generalstabsoffiziere sehen, die an unserer Arbeit Verbesserungen vornahmen und uns Anweisungen gaben. Das Leben unter der Dorfbewölkerung übte den besten Einfluß auf unsere geistige und sittliche Entwicklung aus.

Außerdem hatten wir uns auch in der Konstruktion von Befestigungsprofilen in natürlicher Größe praktisch zu üben. Unter Leitung eines Offiziers mußten wir auf freiem

felde eine Bastion im Querschnitt herstellen oder auch einen komplizierten Brückenkopf, wobei wir Latten und Pfähle zusammennagelten, genau wie es die Ingenieure beim Trassieren einer Eisenbahn machen. Wenn es dann an die Stückpforten und Geschützbänke ging, gab es viel zu berechnen, um die Neigungen der verschiedenen Ebenen richtig herauszubekommen, und nach solchen Übungen bereitete die Flächengeometrie unserm Verständnis keine Schwierigkeiten mehr.

Derartige Arbeiten gewährten uns das größte Vergnügen, und als wir einmal in der Stadt in unserem Garten einen Haufen Lehm und Kies fanden, fingen wir an, eine wirkliche Befestigung in verkleinertem Maßstabe zu bauen mit richtig berechneten geraden und geneigten Stückpforten und Geschützbänken. Alles war hübsch ausgeführt, und unser eifrigstes Bestreben ging nun dahin, Bretter zu Plattformen für die Kanonen zu bekommen und die Kanonenmodelle aus unsern Klassenzimmern daraufzustellen. Aber entsetzlich! Unsere Hosen sahen nun nichts weniger als parademäßig aus! „Was treiben Sie da?“ schrie unser Hauptmann. „Sehen Sie sich mal an! Sie sehen aus wie Erdarbeiter“ (darauf waren wir ja gerade stolz). „Wenn der Großfürst kommt und Sie in solchem Zustande sieht!“

„Wir wollen ihm unsere Befestigung zeigen und um Gerätschaften und Bretter zur Herstellung der Plattformen bitten.“

Alle Proteste waren umsonst. Ein Duzend Arbeiter mußten am nächsten Tage unsern schönen Bau wegkarren, als wenn es ein bloßer Schmutzhaufen wäre!

Ich erwähne dies, um zu zeigen, wie sehr es Kinder und junge Leute nach praktischer Anwendung des in der Schule erworbenen abstrakten Wissens verlangt, und wie törricht die Jugendbildner sind, die nicht einzusehen vermögen, welch mächtiges Hilfsmittel ihnen nach dieser Richtung zu Gebote steht, um ihren Schülern das wahre Verständnis des Gelehrten beizubringen. In unserer Schule zielte alles darauf ab, uns zur Kriegsführung tüchtig zu machen; wir würden aber mit derselben Begeisterung an das Trassieren einer Eisenbahn, das Erbauen eines Blockhauses oder das Bestellen eines Feldes oder Gartens gegangen sein. Aber all dieser Drang unserer Jugend nach wirklicher Arbeit ist umsonst und das nur, weil sich unsere Auffassung von der Aufgabe und der Methode der Schule noch immer nicht von den mittelalterlichen Anschauungen der Scholastik und des Klosters freigemacht hat.

Der Zeitraum von 1857 bis 1861 war für Rußland eine Periode reicher Entwicklung der geistigen Kräfte. Alles, was im letzten Jahrzehnt die in der russischen Literatur durch Turgenjew, Tolstoi, Herzen, Bakunin, Ogarjow, Kawelin, Dostojewski, Grigorowitsch, Ostrowski und Nekrasow vertretene Generation nur heimlich im vertrauten Freundeskreise hatte laut werden lassen, fing nun an, allmählich in die Presse zu dringen. Noch wurde die Zensur rücksichtslos geübt, aber was sich nicht offen in politischen Artikeln sagen ließ, das schmuggelte man unter der Hülle einer Novelle, einer humoristischen Skizze oder durchsichtiger Kommentare über westeuropäische Begebenheiten ein, und

jeder las zwischen den Zeilen und verstand den wahren Sinn.

Da ich, von der Schule und einem engen Kreise von Verwandten abgesehen, keine Bekannten in Petersburg hatte, stand ich insofern eigentlich außerhalb der radikalen Bewegung jener Jahre, oder vielmehr meilenweit davon. Und dennoch, gerade das war das Bezeichnendste dieser Bewegung, daß sie sogar in eine so ‚gutgesinnte‘ Schule, wie es unser Korps war, eindringen und in einem Kreise, wie ihn meine Petersburger Verwandten darstellten, ein Echo finden konnte.

Zu jener Zeit pflegte ich meine Sonntage und Feiertage im Hause meiner Tante zuzubringen, die ich in einem früheren Kapitel unter dem Namen einer Fürstin Mirski erwähnt habe. Der Fürst Mirski interessierte sich nur für gastronomische Genüsse, während seine Frau und seine junge Tochter ein sehr heiteres Leben führten. Meine Cousine war ein schönes, höchst liebenswürdiges Mädchen von neunzehn Jahren, und fast alle ihre Vettern waren sterblich in sie verliebt. Auch sie verliebte sich in einen von ihnen und hätte ihn gern geheiratet. Nach den Lehren der russischen Kirche ist es aber eine große Sünde, einen Vetter zu heiraten, und vergeblich versuchte die alte Fürstin von hohen geistigen Würdenträgern einen Dispens zu erhalten. Nun brachte sie ihre Tochter nach Petersburg, in der Hoffnung, sie würde sich aus der großen Zahl ihrer Bewunderer einen passenderen Gatten als den eigenen Vetter wählen. Es war übrigens verlorene Liebesmüh, aber in ihrem eleganten Salon drängten sich die vornehmsten Gardeoffiziere und jungen Diplomaten.

In einem solchen Hause hätte man am wenigsten revolutionäre Ideen gesucht, und doch lernte ich dort zuerst die damalige revolutionäre Literatur kennen. Der große Flüchtling Herzen hatte soeben in London seinen ‚Polarstern‘ herauszugeben begonnen, der Rußland bis in die Palastkreise hinein in Erregung versetzte und insgeheim in Petersburg eine weite Verbreitung fand. Irgendwie verschaffte sich meine Cousine die Zeitschrift, die wir dann zusammen zu lesen pflegten. Ihr Herz empörte sich gegen die Hindernisse, die sich vor ihrem Glücke aufstürzten, und um so empfänglicher war sie für die scharfe Kritik, die der große Autor gegen die russische Autokratie und das ganze verrottete System der Mißregierung richtete. Fast anbetend schaute ich auf das dem Umschlag des ‚Polarsterns‘ aufgedruckte Medaillon, das die edlen Züge der fünf ‚Dezembristen‘ aufwies, die Nikolaus I. nach der Empörung vom 14. Dezember 1825 hatte hängen lassen — Bestuschew, Kachowsky, Pestel, Rylejew und Murawjew-Apostol.

Der schöne Stil Herzens, von dem Turgenjew mit Recht sagte, er schreibe in Tränen und Blut und kein anderer Russe habe je geschrieben wie er, die Weite seiner Ideen und seine heiße Liebe zu Rußland ergriffen mich ganz, und immer wieder las ich diese noch mehr das Herz als den Verstand befriedigenden Seiten.

Im Jahre 1859 oder im Anfang des folgenden Jahres fing ich an, meine erste revolutionäre Zeitschrift herauszugeben. Was konnte ich damals bei meiner Jugend an-

deres sein als ein Konstitutioneller? So erklärte ich mich in meiner Zeitschrift für die Notwendigkeit einer russischen Konstitution. Ich schrieb über die unsinnige Verschwendung bei Hofe, über die Summen Geldes, die es kostete, in Nizza der Kaiserin-Witwe, die dann 1860 starb, ein ganzes Schiffsgeschwader zur Verfügung zu stellen. Ferner erwähnte ich die Vergehungen der Beamten, von denen ich beständig reden hörte, und betonte nachdrücklich die Notwendigkeit einer konstitutionellen Regierung. Ich machte drei Abschriften von meiner Zeitung und steckte sie heimlich in die Pulte dreier Kameraden aus höheren Klassen, von denen ich annahm, daß sie sich für öffentliche Angelegenheiten interessierten. Ich bat meine Leser, ihre schriftlichen Mitteilungen hinter der schottischen Uhr in unserem Bibliothekszimmer niederzulegen.

Mit klopfendem Herzen ging ich am nächsten Tage, um nachzusehen, ob sich etwas für mich hinter der Uhr befände. Wirklich lagen zwei Papiere da. Zwei Kameraden schrieben mir, sie wären mit meinen Ansichten völlig einverstanden und rieten mir nur, nicht zu viel zu wagen. Ich verfaßte meine zweite Nummer, in der ich noch eindringlicher auf die Notwendigkeit hinwies, im Namen der Freiheit alle Kräfte zu sammeln. Doch diesmal fand sich keine Zuschrift hinter der Uhr; statt dessen kamen die beiden Kameraden selbst zu mir.

„Wir zweifeln nicht daran,“ sagten sie, „daß Sie der Verfasser der Zeitung sind, und wollen mit Ihnen darüber reden. Wir sind mit Ihnen völlig einer Meinung und sind gekommen, Ihnen zu sagen: ‚Laßt uns Freunde sein!‘

Ihre Zeitung hat ihren Zweck erfüllt, sie hat uns zusammengebracht, aber sie fortzusehen ist unnötig. In der ganzen Schule finden sich außer uns nur noch zwei, die für derartige Bestrebungen Sinn haben, während andererseits die Entdeckung einer solchen Zeitung für uns alle schreckliche Folgen haben würde. Wir wollen einen Kreis bilden und alles zusammen besprechen; vielleicht können wir auch noch ein paar andere für uns gewinnen.“

Das war so vernünftig, daß ich nur zustimmen konnte, und wir besiegelten unsern Bund mit einem herrlichen Händedruck. Von dieser Zeit an wurden wir treue Freunde, lasen viel gemeinschaftlich und sprachen über alles mögliche.

Die Frage, die damals alle denkenden Köpfe vornehmlich beschäftigte, war die Aufhebung der Leibeigenschaft.

Schon die Bewegung des Jahres 1848 hatte einen schwachen Widerhall im Herzen der russischen Bauern gefunden, und von dem Jahre 1850 an wurden die Aufstände unbotmäßiger Leibeigener immer bedenklicher. Als seit dem Ausbruch des Krimkrieges in ganz Rußland Aushebungen stattfanden, breitete sich der Aufruhr mit bis dahin unerhörter Heftigkeit aus. Mehrfach wurden die Grundherren von ihren Leibeigenen getötet, und die Bauernaufstände nahmen einen so ernstlichen Charakter an, daß man ganze Regimenter mit Artillerie zu ihrer Unterdrückung ausrücken lassen mußte, während früher kleine Truppenabteilungen genügt hatten, die Bauern zum Gehorsam zurückzubringen.

Diese Aufstände auf der einen Seite und andererseits die tiefe Abneigung gegen die Leibeigenschaft innerhalb

der Generation, die mit der Thronbesteigung Alexanders II. in den Vordergrund trat, machten die Freigebung der Bauern zu einer immer gebieterischeren Notwendigkeit. Der Kaiser, der selbst der Leibeigenschaft abgeneigt war und von Angehörigen seiner eigenen Familie, von seiner Frau, seinem Bruder Konstantin und der Großfürstin Helene Pawlowna, in dieser Beziehung unterstützt oder vielmehr beeinflusst wurde, unternahm die ersten Schritte in dieser Richtung. Seine Absicht war, es sollte die Initiative zu dieser Reform von dem Adel, den Grundherrn selbst, ausgehen. Aber in keiner russischen Provinz ließ sich der Adel bewegen, zu jenem Zwecke eine Petition an den Zaren zu senden. Im März 1856 richtete er selbst an den Moskauer Adel eine Ansprache, in der er einen solchen Schritt als notwendig erklärte, aber auf diese Rede antwortete man nur mit hartnäckigem Stillschweigen, so daß Alexander II. voll Zorn mit Herzens denkwürdigen Worten schloß: „Es ist besser, meine Herren, es kommt von oben, als daß man wartet, bis es von unten kommt.“ Selbst diese Worte hatten keinen Erfolg, und man mußte seine Zuflucht zu den altpolnischen Provinzen Grodno, Wilna und Kowno nehmen, wo Napoleon I. 1812 die Leibeigenschaft (auf dem Papier) aufgehoben hatte. Dem Gouverneur dieser Provinzen, Nasimow, gelang es, vom polnischen Adel die gewünschte Adresse zu erhalten. Im November 1857 wurde das berühmte ‚Reskript‘ an den Gouverneur der litauischen Provinzen erlassen, worin des Kaisers Absicht, die Leibeigenen freizumachen, angekündigt wurde, und mit Tränen in den Augen lasen wir Herzens schönen Artikel ‚Du hast gesiegt, Cali-

läer‘, in dem die Londoner Flüchtlinge erklärten, sie würden Alexander II. nicht mehr als Feind betrachten, sondern ihn in dem großen Werke der Befreiung unterstützen.

Sehr beachtenswert war die Haltung der Bauern. Kaum hatte sich die Nachricht verbreitet, die lange mit Seufzen ersehnte Befreiung sei nahe, so hörten die Aufstände fast völlig auf. Nun warteten sie, und auf einer Reise, die Alexander damals in Mittelrußland machte, sammelten sich, als er durchkam, die Bauern in großer Zahl und flehten ihn an, ihnen die Freiheit zu gewähren, eine Petition, die er jedoch mit großem Widerstreben entgegennahm. Es ist sehr merkwürdig — so groß ist die Kraft der Tradition —, daß unter den Bauern das Gerücht ging, Napoleon III. hätte dem Zaren beim Friedensschluß die Bedingung auferlegt, er müsse die Leibeigenen frei geben. Oft kam mir dies Gerücht zu Ohren, und noch kurz vor der Befreiung erschien es den Bauern zweifelhaft, ob sie ohne Druck von außen wirklich eintreten würde. „Wenn Garibaldi nicht kommt, wird nichts daraus,“ sagte ein Bauer in Petersburg zu einem meiner Kameraden, der mit ihm über ‚die kommende Freiheit‘ sprach.

Aber auf diese Momente allgemeiner Freude folgten Jahre der Ungewißheit und Unruhe. In den Provinzen wie in Petersburg berieten Spezialkomitees über die vorgeschlagene Befreiung der Leibeigenen, doch Alexander II. schien sich nicht entschließen zu können. Auf die Presse wurde beständig ein Druck ausgeübt, und eine eingehende Besprechung der Frage war verboten. Düstere Gerüchte liefen in Petersburg um und erreichten auch unser Korps.

Zahlreich waren die jüngeren Vertreter des Adels, die mit Ernst für eine rückhaltlose Aufhebung des alten Joches eintraten, aber die an der Leibeigenschaft festhaltende Partei schloß sich immer enger um den Kaiser und gewann Einfluß auf ihn. Nach ihren Einflüsterungen mußte man erwarten, daß die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Bauern das Signal zum Massenmorde ihrer Grundherren bilden, und Rußland eine neue Auflage des Pugatschowschen Aufstandes erleben würde in noch viel schrecklicherer Weise als 1773. Der weichmütige Alexander ließ solchen Prophezeiungen nur zu bereitwillig sein Ohr. Aber schon war der gewaltige Apparat zur Ausarbeitung eines Befreiungsgesetzes in Bewegung gesetzt worden. Die Ausschüsse hielten ihre Sitzungen ab. Duzende von Entwürfen zur Verwirklichung des Befreiungsplanes, die sich an die Adresse des Kaisers richteten, waren handschriftlich in Umlauf oder wurden in London gedruckt. Die verschiedenen Pläne wurden von Herzen, den sein Mitarbeiter Turgenjew über alle Vorgänge in Regierungskreisen auf dem laufenden erhielt, in seiner ‚Glocke‘ und seinem ‚Polarstern‘ bis ins einzelne besprochen und ebenso von Tschernischewsky in seinem ‚Zeitgenossen‘. Die Panslawisten, insbesondere Askafow und Beljajew, hatten die ersten Momente der verhältnismäßigen Freiheit, die man der Presse gewährte, dazu benutzt, dem Gegenstande in Rußland eine weite Publizität zu geben und mit gründlichem Verständnis für die technische Seite der Frage die Befreiung in ihren Details zu besprechen. Die gesamte Petersburger Intelligenz war mit Herzen und noch mehr mit Tschernischewsky

einig, und ich erinnere mich, wie die Garde-Kavallerie-Offiziere, die ich Sonntags nach der Kirchenparade im Hause meines Veters (Dimitri Nikolajewitsch Krapotkins, des Regimentsadjutanten und Adjutanten des Kaisers) sah, sich für Tschernischewsky, den Führer der Fortschrittspartei im Befreiungskampfe, zu erklären pflegten. Die ganze Stellungnahme der Hauptstadt, im Salon wie auf der Straße, war derart, daß ein Zurückweichen nicht möglich war. Die Befreiung der Leibeigenen mußte durchgeführt werden, und dazu war noch ein zweiter wichtiger Punkt gewonnen: Die freigegebenen Bauern sollten außer ihren Heimstätten das Land, das sie bisher bestellt hatten, zu eigen erhalten.

Trotzdem gab der alte Adel den Kampf nicht auf. Seine Anstrengungen konzentrierten sich jetzt darauf, einen Aufschub der Reform zu erlangen, den Umfang der Landlose geringer zu machen und den freigegebenen Bauern für das Land einen so hohen Ablösungspreis aufzuerlegen, daß ihre wirtschaftliche Freiheit illusorisch wurde, und dies gelang nur zu gut. Alexander II. entließ den, der in Wahrheit die Seele des Unternehmens war, Nikolaus Miljutin, den Bruder des Kriegsministers, mit den Worten: „Ungern trenne ich mich von Ihnen, aber es muß sein, der Adel stellt Sie als einen von den Roten hin.“ Die ersten Ausschüsse, die den Plan der Aufhebung ausgearbeitet hatten, wurden ebenfalls entlassen, und neue Ausschüsse arbeiteten den ganzen Plan im Interesse der Grundbesitzer um, während die Presse von neuem geknebelt wurde.

Die Ausichten wurden immer trüber, und man fragte

sich, ob es überhaupt noch zur Befreiung kommen würde. Was mich betrifft, so folgte ich dem Kampfe mit fieberhafter Spannung, und jeden Sonntag befragte ich meine Kameraden, wenn sie von Hause zur Schule zurückkehrten, eifrig, was ihre Eltern gesagt hätten. Mit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Nachrichten immer schlechter. „Die Walujew-Partei hat die Oberhand gewonnen.“ „Der ganze Plan soll wieder umgearbeitet werden.“ „Die Verwandten der Fürstin X. (einer Freundin des Zaren) bieten ihren ganzen Einfluß auf.“ „Die Befreiung wird aufgeschoben; man befürchtet eine Empörung.“

Im Januar 1861 gingen wieder etwas bessere Gerüchte um, und allgemein hoffte man, am Tage der Thronbesteigung des Kaisers, am 19. Februar, würde eine auf die Befreiung bezügliche Kundgebung erfolgen.

Der 19. kam, und es geschah nichts. An diesem Tage war ich im Palast. Es fand vormittags nur in kleinem Kreise Morgenempfang statt, und zu solchen Empfängen wurden auch Pagen der zweiten Klasse, um das Hofzeremoniell kennen zu lernen, befohlen. Damals war ich gerade an der Reihe. Als ich einer Großfürstin, die zum Palast gekommen war, um der Messe beizuwohnen, zur Tür folgte, war ihr Gatte nicht da, und ich ging, ihn zu holen. Man rief ihn aus dem Arbeitszimmer des Kaisers, und ich berichtete ihm in halb scherzhaftem Tone von der Verlegenheit seiner Frau, ohne die geringste Ahnung von der Wichtigkeit der Verhandlungen zu haben, die damals im Arbeitszimmer vor sich gehen mochten. Außer wenigen Eingeweihten ahnte kein Mensch im Palast, daß das Manifest am

19. Februar unterzeichnet worden war und nur darum zwei Wochen zurückgehalten wurde, weil am nächsten Sonntag, dem 26., die Karnevalswoche anfang und man fürchtete, daß infolge des übermäßigen Trinkens, das in den Dörfern während des Karnevals stattfindet, Bauernaufstände ausbrechen könnten. Man verlegte sogar den Karnevalsmarkt, der in Petersburg gewöhnlich auf dem freien Platze unweit des Winterpalastes abgehalten wurde, in jenem Jahre aus Furcht vor einer Volkserhebung in der Hauptstadt auf einen andern Platz. Dem Heere waren sehr strenge Weisungen zur Unterdrückung etwaiger Bauernrevolten zugegangen.

Zwei Wochen später, am letzten Sonntag der Karnevalszeit, es war am 5. März oder vielmehr 17. März neuen Stils, befand ich mich im Korps, da ich an der militärischen Parade in der Reitschule teilnehmen mußte. Ich war noch im Bette, als mein Bursche, Iwanow, mit dem Teebrett hereinstürzte und rief: „Fürst, Freiheit! Das Manifest ist drüben am Gostinoi Dwor (dem Kaufhause gegenüber dem Korps) angeschlagen!“

„Hast du es selbst gesehen?“

„Ja. Die Leute stehen herum; einer liest vor, und die andern hören zu. Es ist Freiheit!“

In wenigen Minuten war ich angezogen und wollte hinaus. Da kam mein Kamerad herein.

„Krapotkin, Freiheit!“ schrie er. „Hier ist das Manifest. Mein Onkel erfuhr gestern abend, es würde bei der Frühmesse in der Isaakskathedrale verlesen werden; wir gingen also hin. Es waren nicht viele Leute da, ausschließlich

Bauern. Das Manifest wurde nach der Messe verkündet und verteilt. Sie verstanden seine Bedeutung recht wohl. Als ich hinausging, sagten zwei Bauern, die am Ausgange standen, in so komischer Weise zu mir: „Wie, Herr, nun — alles verloren?“ Und er machte die Handbewegung nach, mit der sie ihn hinausgewiesen hätten. Jahre des Harrens verkörperten sich in dieser den Herrn fortweisenden Geste.

Ich las das Manifest mehrmals durch. Es war von dem Moskauer Metropoliten, Philarete, in erhabenem Stile, aber sehr überflüssigerweise in einem den Sinn verdunkelnden Gemisch von Russisch und Altslawisch verfaßt. Es war Freiheit, aber noch nicht sofort, da die Bauern noch zwei Jahre länger, bis zum 19. Februar 1863, Leibeigen bleiben sollten. Trotz alledem, eins stand fest, die Leibeigenschaft wurde aufgehoben, und die freien Bauern sollten in den Besitz ihrer Heimstätten und des Landes kommen. Sie sollten das Land nur gegen Entgelt haben, aber der alte Makel der Sklaverei war getilgt; sie sollten keine Sklaven mehr sein; die Reaktion hatte nicht die Oberhand gewonnen.

Wir gingen zur Parade; und als sie vorüber war, rief Alexander II., im Sattel bleibend, laut: „Die Offiziere hierher!“ Sie sammelten sich um ihn, und er richtete an sie mit lauter Stimme eine Ansprache über das große Ereignis des Tages.

„Die Offiziere die Vertreter des Adels im Heere“ — diese abgerissenen Worte drangen bis an unser Ohr — „jahrhundertelange Ungerechtigkeit hat ein Ende

gefunden Ich erwarte Opfer vom Adel der loyale Adel wird sich um den Thron scharen“ und so fort. Begeisterte Hurras ertönten aus den Kehlen der Offiziere, als er schloß.

Mehr laufend als marschierend, kehrten wir zum Korps zurück, um nicht die italienische Oper zu versäumen, da auf diesen Nachmittag die letzte Vorstellung in der Saison angesetzt war, bei der wir sicher irgend eine Kundgebung erwarteten. Schnellfüßig eilten wir in ziemlicher Anzahl in die Galerie des sechsten Ranges. Das Haus war überfüllt.

Während des ersten Zwischenaktes füllte sich das Rauchzimmer mit aufgeregten jungen Leuten, die, ganz gleich, ob miteinander bekannt oder nicht bekannt, eine allgemeine lebhaft Unterhaltung führten. Sofort wurde der Plan gefaßt, in den Zuschauerraum zurückzukehren und mit dem gesamten Publikum im Massenchor die Hymne ‚Gott erhalte den Zaren‘ zu singen.

Doch Musikklänge erreichten unsere Ohren, und wir eilten alle auf unsere Plätze zurück. Die Opernkapelle spielte bereits die Hymne, die aber sofort von begeisterten Hurras aus allen Teilen des Hauses übertönt wurde. Ich sah, wie Bawerie, der Kapellmeister, seinen Taktstock schwang, aber man konnte nicht einen Ton hören, obwohl es eine starke Kapelle war. Da hörte Bawerie auf zu spielen, doch die Hurras dauerten fort. Von neuem sah ich den Taktstock bewegen, ich sah, wie die Geiger über die Saiten strichen und Trompeter und Hornisten ihre Instrumente bliesen, aber immer noch ging der Klang der Musik völlig unter in dem überwältigenden Stimmengewirr. Von neuem fing

Bawerie an, das Spiel der Hymne zu dirigieren, und erst am Ende dieser dritten Wiederholung drangen einzelne Töne von den kräftigsten Instrumenten durch den Klang der menschlichen Stimmen hindurch.

Die gleiche Begeisterung herrschte auf den Straßen. In großen Scharen standen Bauern wie gebildeteres Publikum hurraschreiend vor dem Palast, und sobald der Zar sich sehen ließ, lief die Menge huldigend hinter seinem Wagen her. Mit Recht schrieb Herzen zwei Jahre später, als Alexander den polnischen Aufstand in Blut ertränkte und der ‚Henker Murawjew‘ ihn auf dem Schafott erdroffelte: „Alexander Nikolajewitsch, warum bist du nicht an jenem Tage gestorben? Dein Name würde in der Geschichte als der eines Helden leben!“

Wo blieben die Aufstände, die von den Befürwortern der Leibeigenschaft vorausgesagt waren? Eine unsicherere Lage als die durch das Befreiungsgesetz geschaffene hätte man sich gar nicht ausdenken können. Wenn irgend etwas, so hätte gerade die peinliche Unsicherheit und Unbestimmtheit der neuen Lage zum Aufbruch treiben müssen. Und doch, wenn wir von zwei Stellen, wo es zur Empörung kam, und von einzelnen andern Orten absehen, wo unbedeutende aus bloßen Mißverständnissen entstandene und sofort wieder beseitigte Unruhen stattfanden, blieb ganz Rußland ruhig, sogar ruhiger als je. Mit ihrem gewöhnlichen gesunden Menschenverstande hatten die Bauern begriffen, daß die Sklaverei beseitigt und daß ‚die Freiheit gekommen war‘, und sie nahmen daher die ihnen auferlegten, wenn auch noch so schweren Bedingungen in Kauf.

Im August 1861 und dann wieder im Sommer 1862 hielt ich mich in Nikolskoje auf und war überrascht, daß die Bauern sich in so ruhiger, verständnisvoller Weise in die neuen Lebensbedingungen gefunden hatten. Es war ihnen völlig klar, wie schwer es ihnen fallen würde, die Loskaufsteuer für das Land aufzubringen, eine Steuer, die in Wahrheit eine Entschädigung des Adels für die entgangenen Frohndienste darstellte. Aber die Befreiung von persönlicher Knechtschaft schätzten sie so hoch, daß sie in dem Moment, da man ihnen persönliche Freiheit bot, auch wirtschaftlich erdrückende Lasten — zwar nicht ohne Murren, aber als bittere Notwendigkeit hinnahmen. In den ersten Monaten feierten sie an zwei Tagen der Woche, da es, wie sie sagten, eine Sünde wäre, am Freitag zu arbeiten; als aber der Sommer kam, nahmen sie die Arbeit mit noch größerer Energie als vorher wieder auf.

Als ich unsere Bauern in Nikolskoje fünfzehn Monate nach der Befreiung sah, konnte ich sie nur bewundern. Ihre angeborene Gutmütigkeit und Sanftmut blieb ihnen, aber jede Spur von unterwürfigem Wesen war verschwunden. Zu ihren Herren redeten sie wie zu ihresgleichen, als hätten niemals andere Verhältnisse zwischen ihnen bestanden. Auch fanden sich in ihren Reihen Männer, die für ihre Rechte einstehen konnten. Das Befreiungsgesetz war ein dickes und schwieriges Buch, dessen volles Verständnis mich einen ziemlichen Aufwand von Zeit kostete. Als aber eines Tages Wifilj Iwanow, der Älteste von Nikolskoje, zu mir kam und mich um die Erklärung einer dunklen Stelle bat, erkannte ich, daß er, der nicht einmal fließend lesen konnte,

sich in dem Labyrinth von Gesetzesparagraphen bewundernswert zurechtgefunden hatte.

Die ‚Hausleute‘, das heißt die Dienerschaft, kamen am schlechtesten weg. Sie erhielten kein Land und würden auch kaum gewußt haben, was sie damit anfangen sollten. Nur die Freiheit erhielten sie und weiter nichts. In unserer Gegend gingen fast alle Hausdiener von ihrer Herrschaft weg, im Haushalt meines Vaters verblieb z. B. kein einziger. Sie suchten sich sonst irgendwo eine Stelle, und viele fanden sie auch sofort bei Mitgliedern des Kaufmannsstandes, die stolz darauf waren, den Kutscher des Fürsten So und So oder den Koch eines bekannten Generals in Dienst zu haben. Wer irgend ein Handwerk verstand, erhielt in den Städten Beschäftigung; so blieb die Kapelle meines Vaters beisammen und fand in Kaluga ihr gutes Auskommen, hielt übrigens noch mit uns freundschaftliche Beziehungen aufrecht. Dagegen gingen die, welche kein Handwerk verstanden, schweren Zeiten entgegen. Dennoch wollten die meisten sich lieber auf irgend eine Weise durchschlagen, als bei ihren alten Herren bleiben.

Was die Grundherren betrifft, so machten die größeren in Petersburg alle erdenklichen Anstrengungen, die alten Verhältnisse in dieser oder jener Form wieder einzuführen, was ihnen auch unter Alexander III. in gewissem Maße gelang; bei weitem die meisten ergaben sich aber in die Aufhebung der Leibeigenschaft wie in ein unabänderliches Geschick. Aus der jungen Generation erstand für Rußland jener achtungswürdige Stamm von ‚Friedensmittlern‘ und Friedensrichtern, die so viel zu einem friedlichen Aus-

gang des Befreiungswerkes beitrugen, während die alte Generation schon zum größten Teil die beträchtlichen Summen diskontiert hatte, die sie von den Bauern für das bei der Freigebung überlassene, übrigens weit über seinen Marktwert angerechnete Land empfangen hatte. Diese Herren überlegten, wie sie das Geld in den Restaurants der Hauptstädte oder am grünen Tische vergeuden könnten. Und sie vergeudeten es auch fast sämtlich, sobald sie es in Händen hatten.

Für viele Herren bedeutete die Freilassung der Leibeigenen ein ausgezeichnetes Geldgeschäft. So wurde Land, das mein Vater in Voraussicht der Emanzipation stückweise zu elf Rubel den Acker verkaufte, jetzt bei den Bauernlosen zu vierzig Rubel gerechnet, also dreieinhalbmals höher, als der Marktpreis betrug, und das war in der ganzen Nachbarschaft die Regel, während auf meines Vaters Gute Tambow in den Steppen der ‚Mir‘, d. h. die Dorfgemeinde, sein ganzes Land auf zwölf Jahre pachtete und das zu einem Preise, der doppelt so hoch war, als das Einkommen, das er daraus bei Bestellung des Landes durch leibeigene Arbeit gezogen hatte.

Elf Jahre nach jener denkwürdigen Zeit kam ich nach Tambow, das ich vom Vater geerbt hatte. Ich blieb ein paar Wochen dort, und am Abend vor meiner Abreise machte unser Dorfpriester, ein intelligenter unabhängiger Mann, wie man sie hin und wieder in unseren südlichen Provinzen trifft, einen Rundgang um das Dorf. Der Sonnenuntergang war herrlich, und eine balsamische Luft wehte von der Steppe her. Da fand er einen Bauer mittleren Alters,

Namens Anton Saweljew, auf einer kleinen Anhöhe beim Dorfe sitzen und im Psalter lesen. Der Bauer kannte kaum die altslawischen Buchstaben und las einen Psalm oft, von hinten nach vorn blätternd, eine Art des Lesens, die ihn besonders zu befriedigen schien; hin und wieder stach ihm ein Wort in die Augen, und seine Wiederholung machte ihm Freude. Er las gerade einen Psalm, bei dem jeder Vers mit dem Wort ‚Freue dich‘ anfang.

„Was lesen Sie, Saweljew?“ fragte der Pope.

„Nun, Vater, ich will's Ihnen sagen,“ war seine Antwort. „Es sind vierzehn Jahre her, da kam einmal der alte Fürst ins Dorf. Es war mitten im Winter, und ich war halbverfroren eben heimgekommen. Draußen raste ein Schneesturm. Kaum hatte ich angefangen, mich auszuziehen, als wir ans Fenster klopfen hörten: es war der Älteste, der rief: ‚Geh zum Fürsten! Er will dich haben!‘ Wir alle — mein Weib und unsere Kinder — waren wie vom Blitz getroffen. ‚Was kann er von dir wollen,‘ schrie meine Frau ganz aufgeregt. Ich bekreuzigte mich und ging; wie ich über die Brücke kam, wurde ich vom Schneesturm fast geblendet. Nun, die Sache lief gut ab. Der alte Fürst hielt sein Nachmittagschläfchen, und als er aufwachte, fragte er mich, ob ich was vom Tünchen verstände, und sagte nur: ‚Komm morgen und tünche das Zimmer dort!‘ So ging ich froh heim. Wie ich aber an die Brücke komme, treffe ich da mein Weib. Sie hatte die ganze Zeit mit dem Kleinsten auf dem Arm im Schneesturm gestanden und auf mich gewartet. ‚Was hat's gegeben, Sawelitsch,‘ rief sie. ‚Nun,‘ sagt' ich, ‚nichts Schlimmes; er hat mir nur ge-

sagt, ich soll ein Zimmer tünchen.‘ Das, Vater, war unter dem alten Fürsten. Und nun ist der junge Fürst hergekommen, und ich bin gestern zu ihm gegangen und habe ihn im Garten gefunden, wo er am Teetisch im Schatten seines Hauses saß; Sie, Vater, saßen neben ihm und der Bezirksälteste mit seiner Amtskette auf der Brust. ‚Willst du Tee, Sawelitsch?‘ fragte er mich. ‚Setz dich! Peter Grigorjew‘ — das sagt' er zu dem Alten — ‚hol' uns noch einen Stuhl!‘ Und Peter Grigorjew — Sie wissen, was für ein Schrecken er für uns war, wie er noch Verwalter des alten Fürsten war — holte den Stuhl, und wir saßen alle um den Tisch herum und redeten miteinander, und er goß uns allen Tee ein. Nun, sehen Sie, Vater, der Abend ist so schön, und von den Steppen kommt der Duft, und ich sitze und lese ‚Freue dich! Freue dich!‘“

Das bedeutete die Aufhebung der Leibeigenschaft für die Bauern.

Elftes Kapitel.

Das Hofleben in Petersburg. — Das Spionagesystem am Hofe. — Charakter Alexanders II. — Die Kaiserin. — Der Chronfolger. — Alexander III.

Im Juni 1861 wurde ich zum Sergeanten des Pagenkorps ernannt. Einige von unsern Offizieren wollten allerdings nichts davon wissen und erklärten, es würde keine ‚Disziplin‘ herrschen, wenn ich Sergeant wäre. Aber es konnte nichts helfen; der Regel nach wurde der erste

Schüler der Oberklasse zum Sergeanten ernannt, und ich war mehrere Jahre hintereinander Klassenerster gewesen. Diese Ernennung galt als etwas Beneidenswertes, nicht nur, weil der Sergeant eine bevorzugte Stellung in der Schule einnahm und wie ein Offizier behandelt wurde, sondern besonders, weil er während dieser Zeit Kammerpage des Kaisers war; und dem Kaiser persönlich bekannt zu sein, galt natürlich als Vorstufe weiterer Bevorzugungen. Für mich war aber das Wichtigste, daß ich nun aller Placerei des inneren Dienstes in der Schule, der den Kammerpagen oblag, ledig wurde, und daß ich ein eigenes Arbeitszimmer haben sollte, wo ich mich von dem Lärm des Schulgetriebes freimachen konnte. Freilich hatte die Sache auch ihren Haken: es war mir immer zu langweilig gewesen, oftmals am Tage durch die ganze Länge unserer Zimmer auf und ab zu schreiten, und ich pflegte daher, was streng verboten war, die Entfernung im Lauffschritt zu durchmessen; und nun sollte ich statt zu laufen mit dem Dienstbuch unter dem Arm äußerst feierlich einherwandeln! Über diese ernste Frage wurde sogar von einigen meiner Freunde Rats gepflogen, und man kam zu dem Schluß, von Zeit zu Zeit könnte ich schon noch mal Gelegenheit nehmen, meinen Lieblingsschritt einzuschlagen. Was mein Verhältnis zu allen übrigen anlangt, so hing es nur von mir ab, es von nun an völlig kameradschaftlich zu gestalten, und dies tat ich auch.

Die Kammerpagen mußten häufig im Palast sein, bei den großen und kleinen Morgenempfängen, den Bällen, sonstigen Empfängen, Galadiners und so weiter. In der

Weihnachts-, wie in der Neujahrs- und Osterwoche wurden wir fast täglich in den Palast befohlen, zuweilen sogar zweimal am Tage. Überdies hatte ich in meiner Eigenschaft als Sergeant dem Kaiser jeden Sonntag bei der Parade in der Reitschule Bericht zu erstatten, daß ‚alles in der Kompagnie des Pagenkorps in Ordnung‘ sei, auch als ein Drittel der Schüler an einer ansteckenden Krankheit darniederlag. Bei Eintritt dieses Krankheitsstandes fragte ich den Obersten: „Soll ich heute nicht berichten, daß nicht alles in Ordnung sei?“ „Gott steh' Ihnen bei,“ war seine Antwort, „das dürften Sie nur sagen, wenn eine Empörung ausgebrochen wäre!“

Zweifellos bietet das Hofleben viel Malerisches. Durch seine ausgesucht feinen Manieren, seine strenge Etikette und seine glänzende Umgebung verfehlt es trotz seiner Oberflächlichkeit des Eindrucks nicht. Ein großer Morgenempfang ist ein prunkvolles Schauspiel, und selbst ein einfacher Empfang einiger Damen bei der Kaiserin ist etwas ganz anderes als ein gewöhnlicher Besuch: als Schauplatz dient ein reichausgestattetes Palastzimmer, die Gäste werden durch Kämmerlinge in goldgestickten Uniformen eingeführt, die Kaiserin ist umringt von einem Gefolge von Pagen und Damen in der reichsten Kleidung, und das Ganze vollzieht sich mit eindrucksvoller Feierlichkeit. Bei Hofzeremonien und zwar im Dienste der Hauptpersonen mitzuwirken, hatte für einen Knaben meines Alters mehr zu bedeuten als die bloße Befriedigung der Neugier. Außerdem war Alexander II. damals noch in meinen Augen ein Held, ein Mann, der den Hofzeremonien keine Bedeutung beilegte,

sondern in der damaligen Periode seiner Regierung um sechs Uhr morgens mit seiner Tagesarbeit begann und in schwerem Kampfe mit einer mächtigen Rückschrittspartei eine Reihe von Reformen durchzuführen suchte, von denen die Aufhebung der Leibeigenschaft nur der erste Schritt war.

Als ich aber nach und nach immer mehr das Bühnennäßige des Hoflebens erkannte und dann und wann einen Blick auf die Vorgänge hinter der Szene werfen konnte, wurde mir nicht nur der Unwert dieser Schaustellungen und der sich dahinter verbergenden Dinge klar, sondern es leuchtete mir auch ein, daß diese Spielereien den Hof so in Anspruch nahmen, daß ihm für weit wichtigere Dinge kein Interesse mehr übrig blieb. Oft ging über dem Schauspiel die Wirklichkeit zugrunde. Und dann verblich auch langsam die Strahlenkrone, die meine Einbildung um Alexanders Haupt gewoben hatte. Mochte ich daher auch im Beginn des Jahres von erspriesslichem Wirken in den dem Throne am nächsten stehenden Kreise geträumt haben, so waren diese Träume am Ende des Jahres doch völlig zerfallen.

An jedem bedeutenden Feiertage wie auch an den Geburts- und Namenstagen von Kaiser und Kaiserin, am Krönungstage und bei anderen ähnlichen Gelegenheiten wurde im Palast großer Morgenempfang gehalten. Tausende von Generälen und Offizieren jeden Ranges bis herab zum Hauptmann und nicht minder die hohen Würdenträger des Zivildienstes hatten sich in den geräumigen Sälen des Palastes in Reihen aufgestellt und verbeugten sich beim Vorüberschreiten des Kaisers und seiner Familie,

die sich im feierlichen Aufzuge zur Kirche begaben. An solchen Tagen kamen alle Glieder der kaiserlichen Familie in den Palast und versammelten sich in einem Empfangszimmer, wo sie die Zeit schwäzchend verbrachten, bis zu dem Augenblick, in dem es galt, sich die Maske der Feierlichkeit aufzusehen. Dann bildete sich die Reihe. Der Kaiser bot der Kaiserin die Hand und eröffnete mit ihr den Zug. Es folgte ihm sein Kammerpage und diesem wieder der General-Adjutant, der Adjutant du jour und der Minister des kaiserlichen Hauses, während der Dienst der Kaiserin oder vielmehr der endlosen Schleppe ihres Kleides ihren zwei Kammerpagen oblag, die bei jeder Wendung die Schleppe zu heben und dann wieder in aller ihrer Schönheit auszubreiten hatten. Dann kam der achtzehnjährige Thronfolger und alle andern Großfürsten und Großfürstinnen in der Reihe ihres Thronfolgerechts, und hinter jeder Großfürstin schritt ihr Kammerpage; hierauf folgten im langen Zuge die Damen des Gefolges, alte und junge, sämtlich in sogenannter russischer Tracht, das heißt, in einem Gesellschaftskleide, das dem von den Frauen Altußlands getragenen gleichen sollte.

Während der Zug vorwärtsschritt, konnte ich bemerken, wie jeder einzelne von den höchsten Offizieren und Beamten, ehe er sich verneigte, einen Blick aus dem Auge des Kaisers zu erhaschen suchte, und wenn der Zar die Verneigung mit einem Lächeln oder einem kaum merkbaren Kopfnicken oder etwa mit ein paar Worten hinnahm, so schaute der Betreffende stolz auf seine Nachbarn, um deren Glückwunsch in Empfang zu nehmen.

Der Rückweg von der Kirche erfolgte in gleicher Weise, und dann zerstreuten sich schleunigst alle Teilnehmer, und jeder ging seinen eigenen Interessen nach. Von ein paar devoten Höflingen und einigen jungen Damen abgesehen, befand sich unter zehn Teilnehmern nicht einer, für den diese Morgenempfang etwas anderes als eine unangenehme Pflicht gewesen wären.

Zwei- oder dreimal gab es im Winter großen Ball im kaiserlichen Palaste, zu dem Tausende von Einladungen ergingen. Wenn der Kaiser den Tanz mit einer Polonaise eröffnet hatte, konnte sich jeder nach Belieben aufs beste die Zeit vertreiben. In den ausgedehnten glänzend beleuchteten Sälen wurde es jungen Mädchen nicht schwer, sich den wachsamen Augen der Eltern oder Tanten zu entziehen, und sie genossen gründlich die Freude des Tanzes wie des Mahles, bei dem die jungen Leute es so einrichteten, daß sie allein blieben.

Meine Pflichten bei diesen Bällen waren nicht leicht zu erfüllen. Alexander II. tanzte nicht, nahm auch nicht Platz, sondern bewegte sich die ganze Zeit über unter seinen Gästen, wobei ihm sein Kammerpage in solcher Entfernung zu folgen hatte, daß er einen Ruf leicht vernehmen konnte, ohne doch durch zu große Nähe irgendwie lästig zu fallen. Diese Kombination von Anwesenheit und Abwesenheit war nicht leicht auszuführen, auch fragte der Kaiser nichts darnach; ihm wäre es lieber gewesen, wenn man ganz davon abgesehen hätte; aber die Tradition wollte es einmal so, und er mußte sich ihr unterwerfen. Am schlimmsten war es, wenn er sich mitten hinein in eine dichtgedrängte Schar

von Damen begab, die um den von den tanzenden Großfürsten gebildeten Kreis zu stehen pflegten, und sich langsam zwischen ihnen fortbewegte. Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, sich einen Weg durch diesen lebenden Garten zu bahnen, der sich wohl vor dem Kaiser öffnete, aber hinter ihm sofort wieder schloß. Anstatt selbst zu tanzen, standen dort dicht gedrängt Hunderte von Frauen und Mädchen, jede in der Erwartung, einer der Großfürsten werde sie vielleicht bemerken und sie zu einem Walzer oder einer Polka auffordern. So groß war der Einfluß des Hofes auf die Petersburger Gesellschaft, daß Eltern, auf deren Tochter ein Großfürst sein Auge geworfen hatte, alles mögliche taten, ihr Kind in die hohe Persönlichkeit wahnsinnig verliebt zu machen, obgleich sie recht gut wußten, daß eine Ehe unmöglich war, da es den russischen Großfürsten nicht erlaubt ist, eine ‚Untertanin‘ des Zaren zu heiraten. Die Unterhaltung, die ich einmal in einer ‚anständigen‘ mit dem Hof in Verbindung stehenden Familie mit anhörte, nachdem der Thronerbe zwei- oder dreimal mit einer siebzehnjährigen Tochter des Hauses getanzt hatte, und die Hoffnungen, denen die Eltern Ausdruck gaben, gingen über alle meine Vorstellungen hinaus.

Jedesmal, wenn wir im Palast waren, aßen wir dort zu Mittag oder Abend, und dabei raunten uns die Bedienten, möchten wir darnach fragen oder nicht, das Neueste aus der Skandalchronik des Kaiserhauses zu. Sie wußten alles, was sich in den verschiedenen Palästen zutrug — das war ihre Domäne. Die Wahrheit zu sagen, war diese Chronik in dem Jahre, von dem ich rede, nicht so reich

wie in den Siebzigern. Die Brüder des Zaren waren erst seit kurzer Zeit verheiratet, und seine Söhne waren sämtlich noch sehr jung. Aber das Verhältnis des Kaisers selbst zur Fürstin K., die Turgenjew im ‚Rauch‘ so meisterhaft unter dem Namen Irene malt, wurde von der Dienerschaft sogar noch offener besprochen wie von der Petersburger Gesellschaft. Als wir aber eines Tages in unser Ankleidezimmer im Palaste kamen, hieß es: „Die K. hat heute ihren Abschied gekriegt — diesmal einen gründlichen.“ Eine halbe Stunde später sahen wir jene Dame mit Augen, die vom Weinen geschwollen waren, zur Messe kommen; man konnte sehen, wie sie während des Gottesdienstes die Tränen unterdrückte, und die andern Damen hielten sich, um recht die Aufmerksamkeit auf die Gestürzte zu lenken, geflissentlich in einiger Entfernung von ihr. Die Diener wußten schon von dem ‚Ereignis‘ und erläuterten es in ihrer eigenen Weise. Das Gerede dieser Leute machte einen wahrhaft abstoßenden Eindruck, da sie am Tage vorher vor derselben Dame gekrochen waren.

Das Spionagesystem, das im Palaste herrscht und besonders in bezug auf den Kaiser selbst, erscheint dem Uneingeweihten fast unglaublich. Der folgende Vorfall gibt eine Vorstellung davon. Einige Jahre später wurde einem Großfürsten von einem Petersburger Herrn eine derbe Lektion zuteil. Der letztere hatte dem Großfürsten sein Haus verboten, fand ihn aber, als er unvermutet heimkam, in seinem Empfangszimmer und stürzte mit aufgehobenem Stock auf ihn zu. Der junge Mann flog die Treppe hinunter und sprang schon in seinen Wagen, als

der Verfolger ihn faßte und ihm mit seinem Stocke einen Schlag versetzte. Der Polizist, der an der Tür stand, war Zeuge der Begebenheit und meldete sie schleunigst dem Chef der Polizei, General Trepow, der seinerseits in seinen Wagen sprang und zum Kaiser eilte, um ihm als erster über das ‚bedauerliche Ereignis‘ Bericht zu erstatten. Alexander II. ließ den Großfürsten kommen und hatte mit ihm ein Gespräch unter vier Augen. Ein paar Tage darauf erzählte ein alter Beamter, der zur Dritten Abteilung der Kaiserlichen Kanzlei, das heißt zur Staatspolizei, gehörte, und der mit der Familie eines Kameraden von mir befreundet war, die ganze Unterredung. „Der Kaiser,“ lautete sein Bericht, „war sehr zornig und sagte schließlich zum Großfürsten: ‚Du solltest dir deine kleinen Privataffären besser einzurichten verstehen‘“. Man fragte den Erzähler natürlich, wie er von einer privaten Unterhaltung hätte Kenntnis erhalten können. Hierauf antwortete er sehr bezeichnender Weise: „Die Worte und Ansichten Sr. Majestät müssen unserer Abteilung bekannt sein. Wie wäre sonst eine so heikle Einrichtung wie die Staatspolizei lebensfähig? Glauben Sie mir, der Kaiser ist der am schärfsten bewachte Mann in ganz Petersburg.“

Mit diesen Worten war nicht zu viel gesagt. Kein Minister, kein Generalgouverneur trat in das Arbeitszimmer des Kaisers, um dort Vortrag zu halten, ohne sich bei dem kaiserlichen Leibdiener erkundigt zu haben, ob der Gebieter an dem Tage bei guter Laune sei; und je nach dem Stimmungsberichte legte er entweder eine schwierige Angelegenheit vor oder ließ sie in Erwartung eines besseren

Tages in der Tiefe seiner Ministermappe ruhen. Wenn der Generalgouverneur von Ostibirien nach Petersburg kam, schickte er regelmäßig seinen Adjutanten mit einem anständigen Geschenk zu dem Leibdiener des Kaisers. „Es gibt Tage,“ pflegte er zu sagen, „an denen der Kaiser in Wut geraten und eine scharfe Untersuchung gegen jeden, auch gegen mich selbst, anordnen würde, wollte ich ihm an solchen Tagen gewisse Berichte vorlegen, während an anderen sich alles glatt erledigen läßt. Dieser Diener ist unzahlbar.“ Auf der Kenntnis der täglichen Laune des Kaisers beruhte im wesentlichen die Kunst, sich in hoher Stellung zu erhalten, eine Kunst, die später vom Grafen Schuwalow und dem General Trepow zur Vollkommenheit ausgebildet wurde, ebenso vom Grafen Ignatiow, der sie nach meinen Wahrnehmungen sogar ohne die Hilfe des Leibdieners auszuüben verstand.

In der ersten Zeit meines kaiserlichen Dienstes als Kammerpage war ich von hoher Bewunderung Alexanders, des Sklavenbefreiers, erfüllt. Die Einbildungskraft führt uns in jenem Lebensalter oft über die Wirklichkeit hinaus, und ich würde damals den Kaiser mit meinem Leibe gedeckt haben, hätte man in meiner Gegenwart ein Attentat auf ihn unternommen.

An einem der ersten Januartage des Jahres 1862 sah ich ihn eilig und ohne Begleitung nach den Sälen schreiten, wo Abordnungen aller Regimenter der Petersburger Garnison zur Parade versammelt standen. Diese Parade fand gewöhnlich im Freien statt, wurde aber wegen des starken Frostes dieses Jahr drinnen abgehalten, und so mußte Alex-

gander, der sonst bei Revuen die Front der Truppen im schärfsten Galopp abtritt, jetzt die Front der Regimenter abschreiten. Ich wußte, daß meine Hofpflichten aufhörten, sobald der Kaiser als Oberst-Kommandierender der Truppen auftrat, und daß ich ihm bis hierher und nicht weiter zu folgen hatte. Doch als ich mich umschaute, sah ich, daß er ganz allein war. Die beiden Adjutanten waren verschwunden, und niemand aus seinem Gefolge ließ sich sehen. „Ich will ihn nicht allein lassen,“ sagte ich zu mir und folgte ihm.

Ob es Alexander II. an jenem Tage besonders eilig hatte, oder aus welchem Grunde sonst er die Revue möglichst schnell abzutun wünschte, kann ich nicht sagen, aber er stürzte vor die Front der Truppen und ging die Reihen entlang mit solcher Eile und mit so weiten und schnellen Schritten — er war ein großer Mann —, daß ich die größte Schwierigkeit hatte, ihm in meiner schnellsten Gangart zu folgen und manchmal fast rennen mußte, um dicht hinter ihm zu bleiben. Es war, als liefe er vor einer Gefahr davon. Seine Erregung teilte sich mir mit, ich war jeden Augenblick bereit, vor ihn hinzuspringen, und bedauerte nur, daß ich meinen Ordonomanzdegen trug und nicht meinen eigenen, dessen Toledaner Klinge Kupfer durchbohrte, und der eine weit bessere Waffe war. Erst als der Kaiser das letzte Bataillon abgeschritten hatte, mäßigte er seine Eile. Er trat in einen andern Saal, schaute sich um und begegnete dabei meinem Blick, aus dem noch die Aufregung über den tollen Marsch herausblitzte. Zwei Säle hinter uns kam der jüngere Adjutant in voller Eile gelaufen. Ich war auf

einen scharfen Tadel gefaßt, aber statt dessen sagte Alexander II., vielleicht damit seine eigenen innersten Gedanken verratend: „Du hier? Tapferer Bursche!“ Und während er sich langsam fortwandte, ließ er jenen problematischen, bewußtlosen Blick ins Weite schweifen, den ich schon öfters an ihm bemerkt hatte.

So war ich damals gesinnt. Doch verschiedene kleine Vorkommnisse, wie auch der entschieden rückschrittliche Charakter, den Alexanders Politik immer entschiedener annahm, ließen allmählich Zweifel in mein Herz sich schleichen.

Am 6. Januar findet in Rußland regelmäßig die halb christliche, halb heidnische Feierlichkeit der Wasserweihe statt. Diese erfolgt auch beim kaiserlichen Palast. Auf der Nawa wird dem Schloß gegenüber ein Pavillon errichtet, und die kaiserliche Familie schreitet unter Vorantritt des Klerus vom Palast über den prächtigen Kai zum Pavillon, wo ein Tedeum gesungen und das Kreuz in das Wasser der Nawa getaucht wird. Zu Tausenden stehen die Leute auf dem Kai und dem Eise des Flusses, um der Zeremonie von weitem zuzuschauen, und alle halten während der Feierlichkeit das Haupt unbedeckt. Da in diesem Jahre die Kälte ziemlich stark war, hatte ein alter General eine Perücke aufgesetzt, die sich beim eiligen Ankleiden verschoben hatte und nun, ohne daß er es merkte, ihm quer auf dem Kopfe saß. Der Großfürst Konstantin wurde es gewahr und lachte mit den jüngeren Großfürsten während der ganzen Dauer des Tedeums; er schaute dabei beständig nach dem unglücklichen General hin, der mit einem dummen Lächeln erwiderte, ohne eine Ahnung zu haben, warum er die Ursache

einer so großen Heiterkeit war. Schließlich flüsterte Konstantin dem Kaiser etwas ins Ohr, der ebenfalls nach dem General hinsah und lachte.

Als der Zug einige Minuten später auf dem Rückweg zum Palast wieder über den Kai kam, drängte sich ein alter barhäuptiger Bauer durch die doppelte Reihe von Soldaten, die den Weg des Zuges einsäumte. Er fiel dicht vor dem Kaiser auf seine Knie, hielt eine Bittschrift empor und rief mit Tränen in den Augen: „Vater, schütze uns!“ Menschenalter der Unterdrückung der russischen Bauernschaft klangen aus diesem Notschrei heraus, doch Alexander II., der vor wenigen Minuten während einer gottesdienstlichen Handlung gelacht hatte, weil ein Jopf verkehrt lag, ging jetzt an dem Greise vorüber, ohne ihm irgendwie Beachtung zu schenken. Ich war dicht hinter dem Zaren und sah nur, wie ihn beim plötzlichen Hervortreten des Bauern ein Schauer der Furcht überlief, worauf er weiterschritt, ohne die menschliche Gestalt zu seinen Füßen auch nur eines Blickes zu würdigen. Ich sah mich um. Die Adjutanten waren nicht zu erblicken; der Großfürst Konstantin, der zunächst kam, achtete des Alten so wenig wie sein Bruder; es war niemand da, auch nur die Bittschrift entgegenzunehmen, so nahm ich sie denn, obwohl ich wußte, daß mich Tadel dafür treffen würde. Es war nicht meine Sache, Bittschriften anzunehmen, aber ich dachte daran, was es den Bauer gekostet haben mußte, ehe er zur Hauptstadt gelangen und durch die doppelte Kette von Polizisten und Soldaten zu beiden Seiten des Zuges dringen konnte. Wie allen Bauern, die dem Zaren Bittschriften einhändigten,

stand ihm das Los bevor, auf wer weiß wie lange Zeit verhaftet zu werden.

Am dem Tage der Aufhebung der Leibeigenschaft wurde Alexander II. in Petersburg vergöttert, aber es ist höchst bemerkenswert, daß er, von jener Periode der allgemeinen Begeisterung abgesehen, in der Stadt nicht beliebt war. Sein Bruder Nikolaus besaß — niemand kann sagen weshalb — wenigstens die Sympathie der kleinen Händler und Droschkenfutscher; aber weder Alexander II., noch sein Bruder Konstantin, der Führer der Reformpartei, noch sein dritter Bruder, Michael, hatte sich die Herzen irgend einer Klasse der Petersburger Bevölkerung gewonnen. Alexander II. hatte zu viel vom despotischen Charakter seines Vaters beibehalten, der von Zeit zu Zeit durch seine gewöhnlich gutmütige Art hindurchbrach. Er geriet leicht in Hitze und behandelte seine Umgebung oft in der verächtlichsten Weise. Er war nicht, was man einen wirklich zuverlässigen Mann nennt, weder in der Politik noch in seinen persönlichen Sympathien, auch war er rachsüchtig. Mir ist es zweifelhaft, ob er irgend jemand aufrichtig zugegan war. Einige Männer in seiner nächsten Umgebung waren von der schlimmsten Sorte, so Graf Adlerberg, der sich von ihm immer wieder seine riesigen Schulden bezahlen ließ, und noch andere, die wegen ihrer kolossalen Diebereien berüchtigt sind.

Von 1862 an zeigte es sich, daß unter Alexander II. die übelsten Praktiken des Nikolaitischen Regiments wieder aufleben konnten. Man wußte zwar, daß der Kaiser noch

eine Reihe wichtiger Reformen im Gerichtswesen und im Heere durchführen wollte, daß die fürchterlichen körperlichen Züchtigungen abgeschafft und eine Art örtlicher Selbstverwaltung, vielleicht sogar in irgend einer Form eine Verfassung gewährt werden sollte. Aber die geringste Unruhe wurde auf seinen Befehl mit rücksichtsloser Strenge unterdrückt, jede Volksbewegung erschien ihm als persönliche Beleidigung, so daß man jeden Augenblick auf die reaktionärsten Maßnahmen seinerseits gefaßt sein mußte. Die Studentenunruhen, die im Oktober 1861 an den Universitäten Petersburg, Moskau und Kasan ausbrachen, wurden mit immer zunehmender Härte unterdrückt. Die Petersburger Universität wurde geschlossen, und wenn auch die meisten Professoren im Stadthause freie Kurse einrichteten, so schloß man doch auch diese sehr bald, und einige der besten Professoren verließen die Universität. Unmittelbar nach der Aufhebung der Leibeigenschaft begann eine mächtige Bewegung, die auf die Gründung von Sonntagschulen abzielte. Überall wurden diese Schulen von Privatpersonen und Körperschaften eingerichtet, allen Unterricht erteilten die Lehrer freiwillig und unentgeltlich, und allenthalben strömten Bauern und Arbeiter, alt und jung, in diese Schulen. Als Lehrer waren Offiziere, Studenten, sogar ein paar Pagen tätig, und es kamen so vorzügliche Methoden zur Anwendung, daß wir (im Russischen ist die Rechtschreibung phonetisch) einem Bauern in neun oder zehn Stunden das Lesen beibrachten. Doch auf einmal wurden alle Sonntagschulen, in denen die große Masse der Bauern ohne irgend ein finanzielles Opfer des Staates in wenigen Jahren lesen

gelernt hätte, geschlossen. Als ferner in Polen patriotische Kundgebungen stattfanden, ließ man die Menge von Kosaken mit Peitschen auseinandertreiben und die Leute zu Hunderten in den Kirchen auf brutale Art ergreifen und verhaften. In den Straßen Warschaws wurden am Ende des Jahres 1861 Menschen erschossen, und zur Unterdrückung der wenigen Bauernaufstände griff man wieder auf das schreckliche Spießrutenlaufen, jene Lieblingsstrafe Nikolaus' I., zurück. Die despotische Herrschaft Alexanders während der Jahre 1870—81 warf schon ihren Schatten auf das Jahr 1862 voraus.

Die sympathischste Erscheinung in der ganzen kaiserlichen Familie war zweifellos die Kaiserin Marie Alexandrowna. Sie war aufrichtig, und sagte sie einem etwas Unangenehmes, so meinte sie es auch so. Die Art, wie sie mir einmal für eine kleine Höflichkeit dankte, machte einen tiefen Eindruck auf mich, es war so gar nicht die Art einer durch die größten Höflichkeitsbezeugungen verwöhnten Frau, wie man es doch bei einer Kaiserin von vornherein erwartet. In ihrem häuslichen Leben war sie zweifellos nicht glücklich, auch bei den Hofdamen war sie nicht beliebt, ihre Strenge mißfiel ihnen, und sie fanden es unbegreiflich, wie sie sich die Flatterhaftigkeit ihres Gatten so zu Herzen nehmen konnte. Jetzt weiß man, daß ihr eine gar nicht unbedeutende Rolle in der Herbeiführung der Bauernbefreiung zufiel. Damals wußte man jedoch, wie es scheint, wenig von ihrem Einfluß nach dieser Richtung hin, da der Großfürst Konstantin und die Großfürstin Helene Pawlowna, die bei Hofe

Nikolaus Miljutins Hauptstütze war, als die beiden Führer der Reformpartei in den Palastkreisen galten. Besser bekannt war das entscheidende Eintreten der Kaiserin für die Gründung von Mädchengymnasien, die von Anfang an vorzüglich organisiert wurden und eine wirklich demokratische Einrichtung erhielten. Ihr freundschaftliches Verhältnis zu Ushinsky bewahrte diesen bedeutenden Pädagogen vor dem Geschick, das damals alle hervorragenden Männer in Rußland traf, dem Exil.

Selbst hochgebildet tat Marie Alexandrowna ihr Bestes, ihrem ältesten Sohn eine gute Ausbildung zuteil werden zu lassen. Die tüchtigsten Männer in jedem Wissenszweige wurden als Lehrer ausgesucht, und sie wandte sich zu diesem Zwecke sogar an Kawelin, obwohl sie kein Freundschaftsverhältnis zu Herzen kannte. Als er ihr gegenüber dieser Freundschaft Erwähnung tat, erwiderte sie, sie trage Herzen nichts nach außer seiner heftigen Sprache gegen die Kaiserin-Witwe.

Der Thronerbe war von außerordentlicher Schönheit, die nur vielleicht etwas zu ausgesprochen Weibliches hatte. Er war ganz und gar nicht stolz und unterhielt sich während der Morgenempfänge mit den Kammerpagen in der kameradschaftlichsten Weise. Die ihn aber genau kannten, schilderten ihn als einen durchaus egoistischen, wirklicher Zuneigung zu einem andern unfähigen Menschen. Dieser Charakterzug war bei ihm sogar noch mehr hervorstechend als bei seinem Vater. Was seine Ausbildung anlangt, so war alle Mühe, die sich seine Mutter gab, umsonst. Im August 1861 versagte er bei den Prüfungen, die in Gegen-

wart seines Vaters abgehalten wurden, völlig, und ich erinnere mich, wie Alexander II. bei einer Parade, bei der der Thronerbe das Kommando übernommen hatte und einen Fehler machte, laut rief, so daß es jeder hören konnte: „Nicht einmal das hast du lernen können!“ Er starb befanntlich im Alter von zweiundzwanzig Jahren an einer Erkrankung des Rückenmarkes.

Sein Bruder Alexander, der 1865 Thronerbe wurde, der spätere Alexander III., bildete einen ausgesprochenen Gegensatz zu Nikolaus Alexandrowitsch. Er erinnerte mich durch sein Gesicht, seine Gestalt und das Vollgefühl von seiner eigenen Größe so lebhaft an Paul I., daß ich öfters äußerte: „Wenn er jemals zur Regierung kommt, wird er ein zweiter Paul I. im Palast zu Gatschina sein und wird in den Händen seiner eigenen Hösflinge daselbe Ende finden wie sein Urgroßvater.“ Zum Lernen konnte man ihn auf keine Weise bringen. Man erzählte sich, daß Alexander II., weil er mit seinem Bruder Konstantin, der höher gebildet war als er selbst, so manchesmal in Differenzen geriet, absichtlich alles aufbot, die Ausbildung des Thronerben zu fördern, dagegen die Erziehung seiner andern Söhne vernachlässigt habe; ich zweifle aber daran. Alexander Alexandrowitsch muß von klein auf jedem Unterricht abgeneigt gewesen sein; so war auch die Orthographie, die ich in seinen Telegrammen an seine Braut in Kopenhagen bemerkte, unglaublich mangelhaft. Ich kann hier die russische Orthographie nicht wiedergeben, aber französisch schrieb er: „Ecri à oncle à propos parade . . . les nouvelles sont mauvaises“, und so weiter.

Sein Charakter soll sich gegen Ende seines Lebens gebessert haben, aber 1870 und noch viel später war er ein echter Nachkomme Pauls I. Ich kannte in Petersburg einen Offizier von schwedischer Herkunft (aus Finnland), der nach den Vereinigten Staaten geschickt worden war, um Gewehre für das russische Heer zu bestellen. Bei seiner Rückkehr hatte er Alexander Alexandrowitsch, dem die Kontrolle der Neubewaffnung übertragen war, Bericht zu erstatten. Bei dieser Unterredung fing der Zarewitsch, der seinem heftigen Temperamente die Zügel schießen ließ, an, den Offizier zu schelten, und dieser verantwortete sich wahrscheinlich in würdevoller Weise, worauf der Prinz, von Wut ergriffen, den Offizier mit beleidigenden Schmähungen überhäufte. Der Offizier, der Selbstachtung mit durchaus loyaler Gesinnung verband, wie man dies unter dem schwedischen Adel in russischen Diensten häufig findet, entfernte sich sofort und schrieb einen Brief, in dem er den Thronerben aufforderte, ihm innerhalb vierundzwanzig Stunden durch eine Entschuldigung Genugthuung zu gewähren, mit dem Hinzufügen, wenn die Entschuldigung nicht käme, würde er sich erschießen: also eine Art japanischen Duells. Alexander Alexandrowitsch entschuldigte sich nicht, und der Offizier hielt Wort. Ich sah ihn im Hause eines auch mir nahestehenden intimen Freundes, als er jeden Augenblick das Eintreffen der Entschuldigung erwartete. Am nächsten Morgen war er tot. Der Zar war gegen seinen Sohn sehr aufgebracht und befahl ihm, beim Begräbnis dem Sarge des Offiziers zu folgen. Aber auch diese schreckliche Lehre

heilte den jungen Mann nicht von dem Hochmut und der Hefigkeit der Romanows.

Zwölftes Kapitel.

Wahl eines sibirischen Kosakenregiments. — Furchtbare Feuersbrunst beim Pagen-
corps. — Beginn der Reaktion. — Ich erhalte das Offizierspatent.

Mitte Mai 1862, wenige Wochen ehe wir das Pagen-
corps verlassen sollten, beauftragte mich eines Tages der
Hauptmann, ich sollte ein Verzeichnis der Regimenter auf-
setzen, in die wir eintreten wollten. Wir konnten uns irgend
ein Garderegiment wählen, in das wir dann mit dem unter-
sten Offiziersgrade eintraten, oder irgend ein anderes Regi-
ment, in dem wir sofort den dritten Leutnantsgrad be-
kleideten. Ich schrieb die Schüler unserer Klasse auf und
machte bei meinen Kameraden die Runde. Jeder war schon
längst darüber schlüssig geworden, welchem Regiment er
sich anschließen wollte, trugen doch die meisten bereits im
Garten die Offiziersmützen der betreffenden Regimenter.

„Die Kaiserin-Kürassiere“, „Die Leibgarde Preobra-
schensky“, „Garde-Kavallerie“ waren die Antworten, die
ich einzuschreiben hatte.

„Aber du, Krapoffin? Artillerie? Kosaken?“ fragte
man mich von allen Seiten. Ich hatte auf diese Fragen
keine Antwort, und schließlich hat ich einen Kameraden,
diese Liste fertig zu machen, und begab mich in mein Zimmer,
noch einmal über meinen endgültigen Entschluß nachzu-
denken.

Daß ich nicht in ein Garderegiment treten und mein
Leben Paraden und Hofbällen widmen wollte, darüber war
ich mir längst klar. Es war mein Traum, die Universität
zu besuchen, mich dem Studium zu weihen, ein Studenten-
leben zu führen. Das bedeutete natürlich einen völligen
Bruch mit meinem Vater, dessen Ehrgeiz ganz andere Ziele
hatte, und ich hätte dann meinen Lebensunterhalt nur durch
Stundengeben erwerben können. Tausende von russischen
Studenten leben so, und eine solche Existenz hatte für mich
ganz und gar nichts Schreckliches. Aber wie sollte ich über
die erste, schwierigste Zeit hinwegkommen? In einigen
Wochen verließ ich die Schule; dann mußte ich eigene Kleider
anziehen, eigene Wohnung haben, und ich sah keine Mög-
lichkeit, auch nur das wenige, selbst bei der bescheidensten
Einrichtung unerläßliche Geld zusammenzubringen. War es
demnach mit der Universität nichts, so hatte ich in letzter
Zeit öfters an den Eintritt in die Artillerie-Schule gedacht.
Das hätte mich auf zwei Jahre von der Plackerei des mili-
tärlichen Drills freigemacht, und ich konnte dort auch außer
den militärischen Wissenschaften Mathematik und Physik
studieren. Aber es blies ein reaktionärer Wind, und die
Offiziere der Kriegsschulen waren im letzten Winter wie
Schulbuben behandelt worden; in zwei Militärakademien
hatten sie sich dagegen empört, und in einer waren sie so-
gar in corpore ausgetreten.

So wendeten sich meine Gedanken mehr und mehr
Sibirien zu. Die Amurgegend war kurz vorher von Ruß-
land in Besitz genommen worden. Ich hatte alles über
jenen Mississippi des Ostens gelesen, über die Gebirge, die

er durchbricht, die subtropische Flora seines Nebenflusses, des Usuri, und meine Gedanken schweiften weiter — zu den tropischen Gegenden, die Humboldt geschildert hatte, und zu Ritters großartigen Theorien, deren Lektüre mich entzückte. Außerdem, sagte ich mir, bietet Sibirien ein ungeheures Arbeitsfeld zur praktischen Durchführung von großen bereits beschlossenen oder noch zu erwartenden Reformen: nur wenige sind dort an der Arbeit, und ich werde einen Wirkungskreis nach meinem Geschmacke finden. Das Schlimmste war, daß ich von meinem Bruder Alexander scheiden sollte. Aber er hatte nach den letzten Unruhen die Universität Moskau verlassen müssen, und in einem oder zwei Jahren, dachte ich mir — und meine Vermutung war richtig — würden wir so oder so wieder zusammenkommen. So hatte ich nur noch das Regiment in der Amurgegend auszuwählen. Der Usuri zog mich am meisten an, aber ach! am Usuri stand nur ein Regiment Kosaken=Infanterie. Ein Kosak ohne Pferd — das war für den Knaben, der ich immer noch war, unerträglich, und ich entschied mich für die ‚berittenen Amur-Kosaken‘.

Dies schrieb ich zur größten Bestürzung aller meiner Kameraden auf das Verzeichnis. „Es ist so weit,“ sagten sie, während mein Freund Daurow das Offiziersbuch zur Hand nahm und daraus zum Entsetzen aller Anwesenden vorlas: „Uniform, schwarz mit einfachem rotem Kragen ohne Borte; Pelzkappe aus Hundefell oder anderm Pelz; Beinkleid grau.“

„Betrachte nur diese Uniform!“ rief er aus. „Bitt’ dich, die Kappe! Nun, du kannst eine aus Wolfs=

Bärenpelz tragen; aber denk nur an das Beinkleid! Grau, wie beim Trainsoldaten!“ Die Bestürzung stieg nach dieser Schilderung der Uniform auf den Gipfel.

Ich gab der Sache eine möglichst scherzhafte Wendung und trug das Verzeichnis zum Hauptmann.

„Krapotkin muß immer seinen Spaß haben,“ rief er. „Sagte ich Ihnen nicht, ich müßte die Liste heute an den Großfürsten schicken?“

Erstaunen und Mitleid malten sich auf seinem Gesicht, als ich ihm sagte, daß meine Erklärung in vollem Ernste gemacht sei.

Am nächsten Tage geriet aber mein Entschluß beinahe ins Wanken, als ich sah, wie Klafowsky meine Entscheidung aufnahm. Er hatte gehofft, mich in der Universität zu sehen, und hatte mir zu diesem Zwecke lateinischen und griechischen Unterricht erteilt. Ich wagte ihm aber nicht den wahren Grund mitzuteilen, weshalb ich nicht zur Universität ging; ich wußte, er hätte mir, wenn er die Wahrheit erfuhr, angeboten, das wenige, was er besaß, mit mir zu teilen.

Dann telegraphierte mein Vater an den Direktor, er verbiete mir, nach Sibirien zu gehen, und es wurde dem Großfürsten als Chef der Militärschulen darüber Bericht erstattet. Ich mußte vor seinem Stellvertreter erscheinen und redete von der Vegetation am Amur und dergleichen, weil ich gute Gründe zu der Annahme hatte, daß mir, wenn ich sagte, ich wollte zur Universität gehen, hätte aber keine Mittel dazu, ein Stipendium von irgend einem Mitgliede der kaiserlichen Familie angeboten worden wäre

— ein Anerbieten, — das ich auf alle Fälle zu vermeiden wünschte.

Es ist nicht zu sagen, wie die Sache noch ausgegangen wäre, wenn nicht ein bedeutsames Ereignis, die große Feuersbrunst in Petersburg — indirekt eine Lösung der Schwierigkeit herbeigeführt hätte.

Am Montag nach Trinitatis, dem Tage des heiligen Geistes, der in jenem Jahre auf den 26. Mai alten Stils fiel — brach ein furchtbares Feuer in dem sogenannten ‚Apragin Dwor‘ aus. Der Apragin Dwor war ein ungeheurer Platz, der mehr als ein Quadratkilometer umfaßte und ganz und gar von kleinen Kramläden, bloßen Holzbuden, wo alle möglichen ‚alten‘ Sachen feilgeboten wurden, bedeckt war. Alte Möbel und Betten, gebrauchte Kleider und Bücher strömten aus allen Teilen der Stadt dorthin zusammen und wurden in den Buden, auf den Gängen dazwischen und sogar auf den Dächern aufgestapelt. Hinter dieser gewaltigen Masse von feuergefährlichem Material lag das Ministerium des Innern mit seinen Archiven, wo alle die Aufhebung der Leibeigenen betreffenden Urkunden aufbewahrt wurden, und vor dem Dwor, der hier durch eine Reihe kleiner Verkaufsläden aus Stein abgeschlossen war, erhob sich die Staatsbank. Eine schmale ebenfalls von Steinhäuschen bestandene Gasse trennte den Apragin Dwor von einem Flügel unseres Pagenkorps, in dessen unterem Stockwerk eine Spezereihandlung und Ölläden sich befanden, während darüber Offizierswohnungen eingerichtet waren. Dem Ministerium

des Innern beinahe gegenüber lagen jenseits eines Kanals ausgedehnte Holzhöfe. In diesem Labyrinth von Baracken und in den Holzniederlagen gegenüber brach fast in demselben Moment, nachmittags vier Uhr, Feuer aus.

Wäre an jenem Tage starker Wind gewesen, die halbe Stadt samt der Bank, verschiedenen Ministerien, dem Gostinoidwor, einem anderen ausgedehnten Ladviertel beim Newsky-Prospekt, dem Pagenkorps und der National-Bibliothek wäre in Flammen aufgegangen.

Ich befand mich an dem Nachmittage im Korps, wo ich bei einem unserer Offiziere zu Tisch geladen war, und wir eilten an Ort und Stelle, sowie wir von den Fenstern aus in unserer unmittelbaren Nachbarschaft Rauchwolken aufsteigen sahen. Der Anblick war schreckenerregend. Gleich einer ungeheuren Schlange stürzte sich das Feuer prasselnd und pfeifend nach allen Richtungen hin, rechts und links, umfaßte die Buden und erhob sich plötzlich in einer mächtigen Säule, seine fauchenden Zungen ausstreckend, um noch mehr Buden samt ihrem Inhalt zu verzehren. Mächtige Wirbel von Rauch und Feuer bildeten sich, und als die brennenden Federn aus den Bettenhandlungen auf dem ganzen Platze herumzuwirbeln anfangen, wurde ein ferneres Verweilen auf dem brennenden Markte zur Unmöglichkeit. Man mußte den Kampf aufgeben.

Die Behörden hatten völlig den Kopf verloren. Damals gab es in Petersburg noch keine einzige Dampfspritze, und Arbeiter schlugen vor, eine von den Kaspinoer Eisenwerken, die nur durch eine Eisenbahnfahrt von vier Meilen von Petersburg zu erreichen waren, zu holen. Als

die Spritze endlich auf der Eisenbahnstation ankam, wurde sie vom Volke zur Brandstätte gezogen. Von ihren vier Schläuchen war einer von unbekannter Hand beschädigt, die andern drei wurden auf das Ministerium des Innern gerichtet.

Die Großfürsten erschienen am Platze und fuhren wieder fort. Spät nachmittags, als die Bank nicht mehr bedroht war, kam auch der Kaiser und sagte, was auch so schon jeder wußte, das Wichtigste wäre nun die Rettung des Pagenkorps, an die man alle Kräfte setzen müßte. Es war offenbar, wenn das Korps Feuer fing, so war auch die National-Bibliothek und der halbe Newsky-Prospekt verloren.

Alles, was geschah, um das immer weitere Umsichgreifen des Feuers zu verhindern, ging von der versammelten Menge aus. Eine Zeitlang stand die Bank ernstlich in Gefahr. Man hatte die Waren aus den gegenüberliegenden Läden auf die Sadowajastraße geworfen, und sie waren dabei in großen Mengen auf die Mauern des linken Flügels der Bank gefallen. Die auf der Straße selbst liegenden Gegenstände fingen beständig Feuer, aber die Leute, von der fast unerträglichen Hitze geröstet, verhinderten, daß die Flammen auch auf die Warenballen der andern Seite übergriffen. Dabei schimpften sie auf alle Behörden, weil nicht eine Spritze zur Stelle war. „Was wollen sie nur alle beim Ministerium des Innern, wenn die Bank und das Findelhaus zunächst gefährdet sind? Sie haben allesamt den Kopf verloren!“ „Wo ist der Polizeichef? Warum schickt er keine Feuerwehbrigade zur

Bank?“ hieß es. Ich kannte den Chef, General Annenkow, persönlich, da ich ihn ein- oder zweimal mit seinem Bruder, dem bekannten Kritiker, bei unserm Subinspektor gesehen hatte, und machte mich aus eigenem Antrieb auf den Weg, ihn zu suchen. Ich fand ihn wirklich ziellos in einer Straße schlendernd, und als ich ihm den Stand der Dinge mitteilte, hieß er, so unglaublich es scheinen mag, mich, einen ganz jungen Menschen, eine von den Feuerwehbrigaden vom Ministerium des Innern nach der Bank bringen. Natürlich stellte ich ihm vor, die Leute würden nicht auf mich hören, und ersuchte ihn um einen schriftlichen Befehl; aber General Annenkow hatte nach seiner Behauptung oder in Wahrheit kein Stückchen Papier bei sich, so daß ich einen unserer Offiziere, E. E. Goffe, bat, mit mir zu gehen und mir bei der Ausführung des Befehls beizustehen. Es gelang uns schließlich, den Hauptmann der einen Brigade, der die ganze Welt und seine Chefs dazu verfluchte, dahin zu bringen, daß er seine Leute zur Bank gehen ließ.

Das Ministerium selbst blieb verschont, aber seine Archive brannten, und viele junge Leute, zumeist Kadetten und Pagen, trugen zusammen mit den Ministerialbeamten Astenbündel aus dem brennenden Gebäude und luden sie in Droschken. Oft fiel ein Bündel hinaus, ein Windhauch ergriff die Blätter und streute sie über den Platz. Durch den Rauch hindurch sah man auf den Holzhöfen jenseits des Kanals ein mächtiges Feuer lodern.

Die schmale Gasse, die das Pagenkorps vom Apragin Dwor schied, befand sich in trauriger Verfassung. Die anliegenden Läden waren voll Schwefel, Öl, Terpentin und

dergleichen, und ungeheure, vielfarbige, durch Explosionen verursachte Stichflammen züngelten nach den Dächern des Korpsflügels, der die Straße auf der andern Seite begrenzte. Die Fenster und Pfeiler unter dem Dache fingen schon an zu schwelen, während die Pagen und ein paar Kadetten, nachdem sie die Zimmer ausgeräumt hatten, eine kleine Feuerspritze in Tätigkeit setzten, die in langen Zwischenräumen aus altmodischen mittels Eimer gefüllten Fässern dürftig mit Wasser versehen wurde. Ein paar Feuerwehrmänner standen auf dem heißen Dach und schrien beständig in geradezu herzerweichenden Tönen: „Wasser! Wasser!“ Das konnte ich nicht anhören, ich stürzte in die Sadowajastraße und zwang den Kutscher eines zur Polizei-Feuerwehrbrigade gehörenden Wasserwagens einfach mit Gewalt, in unsern Hof zu fahren und unsere Spritze mit Wasser zu speisen. Als ich aber noch einmal den gleichen Versuch machte, weigerte sich der Kutscher unbedingt, indem er sagte: „Ich komme vors Kriegsgericht, wenn ich Ihnen gehorche.“ Von allen Seiten drängten mich die Kameraden: „Geh und suche jemanden, den Polizeichef, den Großfürsten, irgendwen, und sage ihnen, ohne Wasser müßten wir das Korps dem Feuer überlassen.“ „Sollten wir's nicht dem Direktor melden?“ bemerkte einer. „Bitt' dich, die ganze Bande! Die findest du mit der Laterne nicht. Geh und tu's selbst!“

Ich ging noch einmal, General Annenkow zu suchen, und erfuhr schließlich, er sei im Hofe der Bank. Verschiedene Offiziere umringten dort einen General, in dem ich den Generalgouverneur von Petersburg, den Fürsten Suwarow, erkannte. Das Tor war aber geschlossen, und ein Banke-

amter, der dort stand, weigerte sich anfangs, mich hineinzu lassen. Ich wandte mich drin sofort an den Fürsten Suwarow, der auf der Schulter seines Adjutanten einen Brief schrieb.

Als ich meinen Bericht beendet hatte, war seine erste Frage: „Wer hat Sie geschickt?“ „Niemand — meine Kameraden,“ erwiderte ich. „Sie sagen, das Korps wird bald in Brand stehen?“ „Ja.“ Er machte sich sofort auf; auf der Straße ergriff er eine dort liegende leere Hutschachtel, stülpte sie sich über den Kopf und rannte schleunigst zum Pagenkorps. Leere Fässer, Stroh, hölzerne Kisten und dergleichen bedeckten die Straße zwischen den lodernen Ölläden und den Gebäuden unseres Korps, dessen Fensterrahmen und Holzpfeiler bereits zu glimmen begannen. Fürst Suwarow handelte mit schneller Entschlossenheit. „In Ihrem Garten steht eine Kompagnie Soldaten,“ sagte er zu mir. „Nehmen Sie eine Abteilung und machen Sie die Straße frei — sofort! Es wird auf der Stelle ein Schlauch der Dampfspritze hierher gelegt werden. Halten Sie ihn in Betrieb! Ich verlasse mich auf Sie!“

Die Soldaten zum Verlassen des Gartens zu bewegen, war nicht leicht. Sie hatten die Fässer und Kisten ihres Inhalts beraubt, ihre Taschen mit Kaffee gefüllt, Stücke von Zuckerhüten unter ihren ‚Käppis‘ versteckt und freuten sich, behaglich unter den Bäumen Nüsse knackend, des warmen Sommerabends. Erst als ein Offizier dazwischentrat, bequemten sie sich dazu, dem Befehle zu gehorchen. Schnell war die Straße freigemacht, zum Entzücken meiner Kameraden die Spritze in Gang gesetzt, und alle zwanzig

Minuten lösten wir, in der Hitze fast schmorend, die Spritzenleute ab.

Um drei oder vier Uhr morgens war das Feuer offenbar auf seinen Herd beschränkt und jede Gefahr für das Pagenkorps vorüber. Wir stillten dann unseren Durst mit einem halben Duzend Gläsern Tee in einer kleinen, „Weißen Wirtschaft“, die zufällig noch offen war, und sanken dann, halb tot vor Müdigkeit, auf das erste freie Bett, das wir im Krankensaale des Korps fanden.

Nach wenigen Stunden Ruhe stand ich auf und ging, mir die Stätte der Feuersbrunst anzusehen. Als ich zum Korps zurückging, begegnete ich dem Großfürsten Michael, den ich, wie es meine Pflicht war, auf seinem Rundgang begleitete. Die Pagen, die sich schlaftrunken aus den Kissen erhoben, gewährten mit ihren rauchgeschwärzten Gesichtern, geschwollenen Augen, versengten Lidern, oder auch verbrannten Haaren einen sonderbaren Anblick; kaum konnte man sie erkennen. Doch waren sie stolz, in dem Gefühl, ihre zarten Hände nicht geschont und so schwer wie irgend einer gearbeitet zu haben.

Dieser Besuch des Großfürsten ebnete meinen weiteren Plänen den Weg. Er fragte mich, wie ich auf den wunderbaren Gedanken gekommen wäre, nach dem Amur zu gehen, — ob ich dort Freunde hätte, ob ich mit dem Generalgouverneur bekannt wäre. Auf meine Erwiderung, daß ich keinen Verwandten oder Bekannten in Sibirien hätte, rief er: „Aber weshalb gehst du dann? Man schickt dich vielleicht in ein einsames Kosakendorf. Was willst du dort

machen? Ich will lieber deinetwegen an den Generalgouverneur einen Empfehlungsbrief schreiben.“

Nach diesem Anerbieten war ich sicher, die Einwilligung meines Vaters zu erlangen, und so war es in der Tat. Der Weg nach Sibirien stand mir frei.

Die geschilderte gewaltige Feuersbrunst wurde ein Markstein und Wendepunkt nicht nur für Alexanders II. Politik, sondern in der russischen Geschichte jener Periode überhaupt. Offenbar lag hier kein bloßer Unglücksfall vor. Trinitatis und der Heilige-Geist-Tag sind hohe Feiertage in Rußland, und es befand sich außer ein paar Wächtern kein Mensch auf dem Markte. Dazu kam, daß das Feuer zugleich auf dem Markte und auf den Holzhäfen ausbrach, und daß auf den Petersburger Brand ähnliche Katastrophen in verschiedenen Provinzialstädten folgten. Das Feuer war angelegt, aber von wem? Eine sichere Antwort auf diese Frage steht heute noch aus.

Katfow, der Exliberale, der von persönlichem Haß gegen Herzen und ganz besonders gegen Bakunin, mit dem er sich einmal duellieren mußte, erfüllt war, beschuldigte gleich am Tage nach dem Brande die Polen und die russischen Revolutionäre der Anstiftung, eine Ansicht, die in Petersburg und Moskau die vorherrschende war.

Polen bereitete sich damals auf die Revolution vor, die im nächsten Januar zum Ausbruch kam, und das geheime revolutionäre Komitee war mit den Londoner Verbannten in Verbindung getreten, es hatte auch seine Ver-

treter mitten im Herzen der Petersburger Regierung. Bald nach dem Brande schoß ein russischer Offizier auf den Statthalter von Polen, den Grafen Lüders, und als der Großfürst Konstantin an seiner Statt ernannt wurde — wie es hieß, um Polen zu einer Sekundogenitur zu machen —, wurde auch sofort, am 26. Juni, auf ihn geschossen. Ähnliche Attentate erfolgten im August gegen den Marquis Wielepolsky, den polnischen Leiter der russophilen Unionspartei. Napoleon III. nährte unter den Polen die Hoffnung auf eine bewaffnete Intervention zugunsten der Wiederherstellung ihrer Unabhängigkeit. Bei dieser Lage der Dinge konnte man vielleicht von dem gewöhnlichen beschränkten militärischen Standpunkt aus die Zerstörung der russischen Bank und verschiedener Ministerien und die Erregung einer Panik in der hauptstädtischen Bevölkerung für ein erfolgversprechendes Kampfmittel halten, aber nie hat sich auch nur die Spur eines tatsächlichen Beweises für diese Hypothese auffinden lassen.

Auf der andern Seite erkannte die fortschrittliche Partei in Rußland, daß man in keiner Weise mehr auf Alexanders Initiative auf der Bahn der Reformen hoffen konnte; offenbar trieb er völlig im reaktionären Fahrwasser. Den Weiterdenkenden war es zweifellos, daß die Freigebung der Leibeigenen unter den ihnen auferlegten Loskaufsbedingungen ihren sicheren Untergang bedeutete. So erschienen im Mai in Petersburg revolutionäre Proklamationen, in denen an Volk und Heer der Ruf zu einem allgemeinen Aufstand erging und die gebildeten Klassen zu energischer Forderung einer Nationalkonvention gedrängt wurden.

Es konnten daher Revolutionäre etwa auf den Plan verfallen, die Regierungsmaschine in Unordnung zu bringen.

Schließlich hatte die unvollkommene und unkluge Art der Leibeigenenbefreiung eine Menge Gärungsstoff unter den Bauern, die einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung in allen russischen Städten ausmachen, erzeugt; so oft aber im Laufe der russischen Geschichte solche Gärung Platz griff, hat es an anonymen Brandbriefen und auch an Brandstiftungen nicht gefehlt.

Möglicherweise konnte der Gedanke, den Apraginmarkt in Brand zu setzen, diesem oder jenem im revolutionären Lager kommen, aber weder die schärfste Untersuchung noch Massenverhaftungen, wie sie sogleich nach dem Feuer in Rußland und Polen stattfanden, haben den geringsten tatsächlichen Anhalt ergeben. Hätte sich irgend etwas derart herausgestellt, so würde die reaktionäre Partei daraus Kapital geschlagen haben. Viele Memoiren und Bände von Korrespondenzen aus jener Zeit sind seitdem veröffentlicht worden, aber es findet sich nichts darin, das jenen Argwohn begründen könnte.

Ja, als in verschiedenen Städten an der Wolga, insbesondere in Simbirsk, ähnliche Brände ausbrachen und Schdanow, ein Mitglied des Senates, vom Zaren zum Zwecke einer Untersuchung hingeschickt worden war, kehrte er im Gegenteil mit der festen Überzeugung zurück, die Simbirsker Feuersbrunst sei das Werk der reaktionären Partei. Unter dieser Partei herrschte allgemein der Glaube, Alexander II. würde bewogen werden können, die endgültige Aufhebung der Leibeigenschaft, die am 19. Februar 1863

erfolgen sollte, hinauszuschieben. Sie kannten seinen weichen Charakter, und unmittelbar nach dem großen Feuer in Petersburg eröffneten sie einen leidenschaftlichen Feldzug für die Verschiebung und für die Revision des Befreiungsgesetzes betreffs seiner tatsächlichen Ausführung. In gut unterrichteten, durchaus gesetzlichen Kreisen hieß es, Senator Schdanow komme in der Tat mit positiven Beweisen von der Schuld der Reaktionäre in Simbirsk zurück, aber er starb auf dem Rückwege, sein Portefeuille verschwand und war nicht wieder aufzufinden.

Sei dem, wie ihm wolle, das Feuer auf dem Apraxinmarkte hatte die beklagenswertesten Folgen. Alexander II. ergab sich hinfort der reaktionären Partei, und — was noch schlimmer war — derjenige Teil der Petersburger und Moskauer Gesellschaft, der auf die Regierung den meisten Einfluß besaß und sich in der Öffentlichkeit bisher reformfreundlich gezeigt hatte, warf plötzlich seine liberale Hülle ab und nahm nicht nur gegen die vorgeschrittene Gruppe der Reformpartei, sondern auch gegen ihren gemäßigten Flügel Stellung. Ein paar Tage nach dem Brande ging ich Sonntags zu meinem Vetter, dem Adjutanten des Kaisers, in dessen Hause die Gardekavallerie-Offiziere oft in meiner Gegenwart ihre Sympathie für Tschernischewsky gezeigt hatten —, war doch mein Vetter selbst bis dahin ein beständiger Leser des ‚Zeitgenossen‘, des Organs der vorgeschrittenen Reformpartei. Diesmal brachte er verschiedene Nummern dieser Zeitschrift, legte sie auf den Tisch, an dem ich saß, und sagte zu mir: „So, jetzt, nach dem, was geschehen ist, will ich nichts mehr von diesem Zündstoff

wissen; genug davon,“ — und diese Worte gaben der Ansicht von ‚ganz Petersburg‘ Ausdruck. Von Reform zu reden, galt für unanständig, die ganze Atmosphäre war hinfort mit reaktionärem Geiste geschwängert. Der ‚Zeitgenosse‘ und andere ähnlichen Zeitschriften wurden unterdrückt, die Sonntagschulen ließ man unter keiner Form bestehen, Massenverhaftungen erfolgten, die Hauptstadt wurde in Belagerungszustand erklärt.

Vierzehn Tage später, am 13. (25.) Juni, war der von uns Pagen und Kadetten schon so lange ersehnte Zeitpunkt endlich gekommen. Der Kaiser selbst nahm uns eine Art militärischer Prüfung in allen möglichen Übungen ab, wobei wir Kompagnien zu kommandieren hatten und ich stolz zu Roß vor dem Bataillon einherritt. Darauf erhielten wir unser Offizierspatent.

Als die Parade vorüber war, rief Alexander II. laut: „Die neuernannten Offiziere hierher!“ Wir bildeten um ihn, während er zu Pferde blieb, einen Kreis.

Hier sah ich ihn in einem ganz neuen Lichte. Der Mann, der im folgenden Jahre die Rolle eines blutdürstigen und rachsüchtigen Unterdrückers des polnischen Aufstandes zu spielen vermochte, trat mir schon hier bei seiner Ansprache an uns in dieser Gestalt leibhaftig vor Augen.

In ruhigem Tone begann er: „Ich wünsche Ihnen Glück; Sie sind Offiziere.“ Er sprach dann von Soldatenpflicht und loyaler Gesinnung, wie es bei solchen Anlässen zu geschehen pflegt. „Sollte aber einer von Ihnen,“ fuhr er fort, wobei er jede Silbe scharf betonte und sein Ge-

sicht sich plötzlich vor Zorn verzerrte, — sollte einer von Ihnen — was Gott verhüten möge — sich il=lo=yal gegen den Zaren, gegen Thron und Vaterland zeigen, merken Sie wohl, was ich sage, so wird ihn die volle Strenge des Gesetzes treffen ohne das ge=ring=ste Er=bar=men!“

Die Stimme versagte ihm, sein Gesicht trug einen feindslichen Ausdruck blinder Wut, wie ich ihn als Kind in den Gesichtern der Grundherren bemerkt habe, wenn sie ihren Leibeigenen drohten, sie bis aufs Blut peitschen zu lassen. Hestig stieß er seinem Pferde die Sporen in die Weichen und sprengte davon. Am nächsten Morgen, 14. Juni, wurden auf seinen Befehl in Modlin in Polen drei Offiziere erschossen, während ein Soldat, namens Szur, unter den Spießruten seinen Geist aufgab.

„Reaktion, mit Volldampf rückwärts,“ sagte ich zu mir, als wir zum Korps zurückgingen.

Ehe ich Petersburg verließ, bekam ich Alexander II. noch einmal zu sehen. Einige Tage nach unserer Beförderung wurden ihm alle neuernannten Offiziere im Palaste vorgestellt. Meine mehr als bescheidene Uniform mit den auffallenden grauen Beinkleidern erregte allgemeine Aufmerksamkeit, und beständig hatte ich auf neugierige Fragen von Offizieren aller Grade nach meinem Regiment zu antworten. Da die Amur-Kosaken damals das jüngste Regiment des russischen Heeres waren, so stand ich unter den Hunderten von anwesenden Offizieren so ziemlich am Ende. Alexander II. fand mich heraus und fragte: „Du gehst also nach Sibirien? Hat dein Vater schließlich eingewilligt?“

Ich antwortete bejahend. „Fürchtest du dich nicht, so weit zu gehen?“ Ich erwiderte mit Wärme: „Nein, ich will arbeiten. Es muß in Sibirien so viel zu tun geben, um die großen Reformen, die gemacht werden sollen, dort einzuführen.“ Er schaute mir gerade ins Gesicht und wurde nachdenklich; schließlich sagte er: „Nun, so geh! Man kann überall nützlich sein;“ und dabei nahm sein Gesicht einen so müden Ausdruck an und verriet so sehr völlige Willenslosigkeit, daß ich sofort dachte: Er ist ein gebrochener Mann und wird alles aufgeben.

Petersburg gewährte damals einen düsteren Anblick, Soldaten marschierten in den Straßen, Kosaken-Patrouillen ritten um den Palast, die Festung konnte die Gefangenen kaum fassen. Wohin ich auch kam, überall sah ich dasselbe: den Triumph der Reaktion; so verließ ich Petersburg ohne Bedauern.

Jeden Tag ging ich zu der Hauptverwaltung der Kosakenregimenter und ersuchte um schleunige Ausfertigung meiner Papiere, und sobald sie fertig waren, ritt ich nach Moskau, um dort meinen Bruder Alexander zu treffen.

In Sibirien.

Dreizehntes Kapitel.

Sibirien. — Reformarbeiten in Transbaikalien. — Der polnische Aufstand. — Seine verderblichen Folgen für Polen und Rußland.

Die fünf Jahre, die ich in Sibirien zubrachte, bildeten für mich eine wahre Schule des Lebens und des Charakters. Ich kam mit Leuten jeder Gattung in Berührung, den besten und den schlechtesten, mit den Spitzen der Gesellschaft wie mit den Tiefstehenden, den Vagabunden und sogenannten unverbesserlichen Verbrechern. Es bot sich mir reiche Gelegenheit, das tägliche Leben der Bauern, ihre Lebensweise und ihre Gewohnheiten, zu beobachten, und noch mehr Gelegenheit zu der Erkenntnis, wie wenig ihnen die Staatsregierung, auch wenn sie von den besten Absichten beseelt war, zu bieten vermochte. Dazu stahlten die ausgedehnten Reisen, auf denen ich mehr als achtausend Meilen im Wagen, im Dampfboot, im Kahn, zum meist aber zu Fuß durchmaß, meine Gesundheit in wunderbarer Weise. Sie lehrten mich auch, wie wenig der Mensch wirklich nötig hat, sobald er aus dem Bannkreis der kon-

ventionellen Zivilisation hinaustritt. Mit wenigen Pfund Brot und wenigen Unzen Tee im Lederbeutel, einem Kessel und einem Beil am Sattelfnopf und einem Filztuch unterm Sattel, das man am Lagerfeuer über ein Bett von frischgeschnittenen Tannenzweigen breitet, fühlt man sich, auch mitten unter unbekanntem dichtbewaldeten oder schneebedeckten Bergen, wunderbar unabhängig. Es ließe sich über diesen Abschnitt meines Lebens ein ganzes Buch schreiben, doch ich muß hier schnell darüber weggehen, da ich über die späteren Perioden so viel zu sagen habe.

Sibirien ist nicht das kalte, von Eis und Schnee starrende, nur von Verbannten bedörferte Land, wie es sich sogar viele Russen vorstellen. Sein Süden steht an natürlichem Reichtum dem südlichen Kanada nicht nach, dem es physisch so sehr ähnelt; auch hat es außer einer halben Million Eingeborener mehr als fünf Millionen Russen zu Bewohnern. Die südlichen Teile Westsibiriens sind so völlig russisch wie die nördlich von Moskau gelegenen Provinzen. Im Jahre 1862 war die obere Verwaltung Sibiriens weit aufgeklärter und überhaupt weit besser als die irgend einer Provinz im eigentlichen Rußland. Mehrere Jahre hatte Graf N. N. Murawjew, unter dem auch die Amurgegend an Rußland gekommen war, den Posten des Generalgouverneurs von Ostsibirien bekleidet. Er war eine bemerkenswerte Persönlichkeit von großer Intelligenz, unermüdblicher Tätigkeit und außerordentlicher Liebenswürdigkeit, dazu ein Mann, den der Wunsch beseelte, für das Beste des Landes zu wirken. Allerdings war er wie alle tatkräftigen Männer, die der ‚Regierungsschule‘ ange-

hören, im Grunde seines Herzens ein Despot; aber er huldigte fortschrittlichen Ansichten, und eine demokratische Republik würde ihm noch nicht vollständig Genüge getan haben. Nachdem er den alten Stab von Zivilbeamten, für die Sibirien nichts war als eine gute Gelegenheit zum Plündern, größtenteils von sich abgeschüttelt hatte, umgab er sich mit einem Kreise junger durchaus ehrenwerter und vielfach ebenfalls von den besten Absichten erfüllter Beamten. In seinem eigenen Arbeitszimmer erörterten die jungen Offiziere, unter ihnen der verbannte Bakunin, der im Herbst 1861 aus Sibirien entfloh, das für und Wider der Gründung der Vereinigten Staaten von Sibirien, die über das Stille Weltmeer hinüber mit den Vereinigten Staaten von Nordamerika in ein Bundesverhältnis treten sollten.

Als ich nach Irkutsk, der Hauptstadt Ostsibiriens, kam, hatte die Woge der Reaktion, die ich in Petersburg anschwellen sah, diese fernen Gebiete noch nicht erreicht. Der junge Generalgouverneur, Korsakow, der eben Murawjew gefolgt war, empfing mich sehr freundlich und sagte mir, er sei entzückt, Männer mit liberalen Ansichten um sich zu haben. Und der Chef des Generalstabes, Kufel — ein junger noch nicht fünfunddreißigjähriger General, dessen Adjutant ich wurde — führte mich sofort in ein Zimmer seines Hauses, wo ich neben den besten russischen Zeitschriften vollständige Sammlungen von Herzens Londoner revolutionären Schriften fand. Bald waren wir warme Freunde.

General Kufel nahm damals vorübergehend die Stellung eines Gouverneurs von Transbaikalien ein, und ein

paar Wochen später kreuzten wir den schönen Baikalsee und gingen von hier noch weiter nach Osten, nach dem Städtchen Tschita, der Hauptstadt der Provinz. Dort sollte ich mich sofort mit Leib und Seele den großen damals in Aussicht genommenen Reformen widmen. Das Petersburger Ministerium hatte sich an die Provinzialbehörden gewandt mit der Aufforderung, Pläne zur völligen Reform der Provinzialverwaltung, zur Organisation der Polizei, der Gerichte, der Gefängnisse, des Verbannungswesens, der städtischen Selbstverwaltung auszuarbeiten, und zwar durchaus auf liberaler Grundlage, wie sie in den Erlassen des Kaisers vorgesehen war.

Unter Mitwirkung eines intelligenten und praktischen Mannes, des Obersten Pedaschenko, und einiger einsichtigen Zivilbeamten arbeitete Kufel den ganzen Tag und oft einen großen Teil der Nacht hindurch. Ich wurde Sekretär zweier Ausschüsse — für die Reform des Gefängnis- und gesamten Verbannungswesens und zur Vorbereitung eines Systems der städtischen Selbstverwaltung — und machte mich mit der ganzen Begeisterung eines neunzehnjährigen Jünglings ans Werk. Ich las viel über die geschichtliche Entwicklung dieser Institutionen in Rußland und ihren gegenwärtigen Zustand im Auslande, da das Ministerium des Innern wie das der Justiz ausgezeichnete Werke und Schriften über diese Gegenstände herausgegeben hatten; aber unser Vorgehen in Transbaikalien war keineswegs nur theoretischer Art. Mit Männern der Praxis, die genau wußten, was wirklich not tat, und was sich bei den örtlichen Verhältnissen ausführen ließ, besprach ich zuerst den Plan in

seinen allgemeinen Umrissen und sodann jeden einzelnen Punkt und kam zu diesem Zwecke mit einer großen Menge von Personen in Stadt und Land zusammen. Das Ergebnis unserer Besprechungen wurde dann in Konferenzen mit Kufel und Pedaschenko erneuter Prüfung unterworfen, und wenn ich die Resultate in eine vorläufige Form gebracht hatte, wurde jeder Punkt noch einmal in den Ausschüssen gründlich erörtert. Einer von diesen Ausschüssen, nämlich der für die Ausarbeitung eines Planes zur städtischen Selbstverwaltung, setzte sich aus Tschitaer Bürgern zusammen, die von der gesamten Bevölkerung mit echt amerikanischer Wahlfreiheit erwählt waren. Kurz, wir nahmen es mit unserer Arbeit sehr ernst, und noch jetzt kann ich mit voller Zuversicht erklären, daß die sibirischen Städte, wäre damals die städtische Selbstverwaltung in der bescheidenen, von uns vorgeschlagenen Form gewährt worden, eine ganz andere Entwicklung genommen haben würden. Doch es ward überhaupt nichts daraus, wie sich sofort zeigen wird.

Dazwischen fehlte es auch nicht an anderer Beschäftigung. Da mußte zur Unterstützung wohlthätiger Einrichtungen Geld herbeigeschafft werden; es war ferner eine Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse der Provinz im Anschluß an eine lokale landwirtschaftliche Ausstellung zu verfassen, oder es war irgend eine gründliche Untersuchung anzustellen. „Wir leben in einer großen Epoche; arbeiten Sie, mein lieber Freund; bedenken Sie, daß Sie Sekretär aller gegenwärtigen und zukünftigen Ausschüsse sind,“ pflegte Kufel zu mir zu sagen, und ich machte mich mit doppelter Tatkraft ans Werk.

Ein oder zwei Beispiele werden den Erfolg meiner Anstrengungen zeigen. In unserer Provinz gab es einen ‚Bezirkschef‘, das heißt, einen Polizeileutnant mit sehr weitgehenden und nicht genau umgrenzten Befugnissen, der geradezu ein Schandfleck war. Er bestahl die Bauern und peitschte sie rechts und links, sogar — gegen das Gesetz — Frauen; und kam ihm ein Kriminalfall in die Hände, so harrete dieser Monate lang vergebens der Erledigung, und die Leute blieben so lange im Gefängnis, bis sie sich durch ein ‚Trinkgeld‘ freimachten. Kufel hätte diesen Menschen schon lange entlassen, aber der Generalgouverneur mochte nicht darauf eingehen, weil der Bezirkschef mächtige Beschützer in Petersburg hatte. Nach langem Zögern wurde endlich beschlossen, ich sollte an Ort und Stelle eine Untersuchung vornehmen und Material gegen den Mann sammeln. Das war keine leichte Sache, denn die von ihm terrorisierten Bauern, denen das alte russische Wort ‚Gott ist weit, aber der Polizeileutnant steht vor der Thür‘ wohlbekannt war, wagten nicht, gegen ihn Zeugnis abzulegen. Selbst eine Frau, die er hatte peitschen lassen, scheute sich zuerst, zu Protokoll auszusagen. Erst als ich vierzehn Tage bei den Bauern geblieben war und ihr Vertrauen gewonnen hatte, kamen die Vergehen ihres ‚Chefs‘ ans Tageslicht. Ich brachte erdrückendes Beweismaterial zusammen, und der Polizeileutnant wurde entlassen. Wir waren alle froh, von dieser Pest befreit zu sein. Wie groß war aber unser Erstaunen, als wir ein paar Monate später erfuhren, daß derselbe Mann zu einem höheren Posten in Kamtschatka ernannt war! Dort konnte er ohne jede Kontrolle die

Eingeborenen ausplündern, und das tat er auch; denn nach ein paar Jahren kehrte er als reicher Mann nach Petersburg zurück. Die Artikel, die er jetzt von Zeit zu Zeit der reaktionären Presse zugehen läßt, sind, wie man sich denken kann, von hohem ‚patriotischem‘ Geiste erfüllt.

Wie gesagt, die reaktionäre Woge hatte damals Sibirien noch nicht erreicht, und die politischen Verbannten wurden immer noch wie zu Murawjew's Zeit mit möglichster Milde behandelt. Als der Dichter Michailow im Jahre 1861 wegen des von ihm verfaßten revolutionären Aufrufs zu schwerer Arbeit verurteilt und nach Sibirien verschickt wurde, veranstaltete der Gouverneur von Tobolsk, der ersten sibirischen Stadt, durch die er kam, ihm zu Ehren ein Festmahl, an dem alle Beamten teilnahmen. In Transbaikalien wurde er nicht zu schwerer Arbeit angehalten, sondern erhielt offiziell die Erlaubnis, in dem Gefängnis-Hospital einer kleinen Bergwerksstadt seinen Aufenthalt zu nehmen. Da seine Gesundheit sehr angegriffen war — er befand sich im letzten Stadium der Schwindsucht und starb wirklich wenige Monate später — erlaubte ihm General Kufel, bei seinem Bruder, einem Minen-Ingenieur, der von der Krone eine Goldmine auf eigene Rechnung gepachtet hatte, zu wohnen — das geschah nicht in offizieller Weise, wenn es auch in Sibirien allenthalben bekannt war. Aber eines Tages erfuhren wir aus Irkutsk, daß der Gendarmeriegeneral, der zur Staatspolizei gehörte, sich infolge einer geheimen Denunziation auf dem Wege nach Tschita befände, um eine strenge Untersuchung in dieser Angelegenheit anzustellen. Ein

Adjutant des Generalgouverneurs überbrachte uns die Nachricht. In aller Eile wurde ich an Michailow gesandt ihm mitzuteilen, er müsse sofort ins Gefängnis-Hospital zurückkehren, während der Gendarmeriegeneral in Tschita zurückgehalten wurde. Da dieser jeden Abend am Spieltisch in Kufel's Hause bedeutende Summen gewann, mochte er sich nicht dazu entschließen, diesen angenehmen Zeitvertreib um einer Reise nach den Minen willen aufzugeben, die er bei vierzig Grad unter dem Nullpunkt hätte unternehmen müssen, und begab sich schließlich, von seiner gewinnreichen Sendung voll befriedigt, nach Irkutsk zurück.

Doch der Sturm der Reaktion kam näher und näher und fegte alles vor sich her und zwar bald nach dem Ausbruch des polnischen Aufstandes.

Im Januar 1863 erhob sich Polen gegen die russische Herrschaft; es bildeten sich bewaffnete Banden im Dienste der Revolution, und ein Krieg brach aus, der volle achtzehn Monate dauerte. Die Londoner Flüchtlinge hatten die polnischen revolutionären Ausschüsse beschworen, die Bewegung aufzuschieben, da sie voraussahen, sie würde erdrückt werden und damit auch die Reformperiode in Rußland ihr Ende finden. Doch es half nichts; die Unterdrückung der nationalen Kundgebungen, die 1861 in Warschau stattfanden, und die darauf folgenden durch nichts gerechtfertigten Hinrichtungen hatten die Polen zu sehr erbittert; der Würfel war gefallen.

Noch niemals hatte die polnische Sache so viel Anhänger und Freunde in Rußland gehabt wie damals. Ich

rede nicht von der revolutionären Partei; auch unter den gemäßigeren Elementen der russischen Gesellschaft meinte man und sprach es offen aus, es wäre eine Wohltat für Rußland, in Polen anstatt eines feindseligen Untertanen einen befreundeten Nachbar zu haben. Niemals wird Polen seinen nationalen Charakter verlieren, seine vorgeschrittene Entwicklung läßt das nicht zu; es besitzt eine eigene Literatur, Kunst und Industrie und wird diese immer besitzen. Nur durch Gewalt und Unterdrückung kann Rußland Polen in Knechtschaft halten, ein Zustand, der bisher auch in Rußland selbst die Unterdrückung der Freiheit begünstigt hat und diese Wirkung, notwendigerweise immer ausüben wird. Sogar die Friedfertigen unter den Panslawisten stimmten dieser Ansicht bei, und während meiner Schulzeit begrüßte die Petersburger Gesellschaft mit vollem Beifall den ‚Traum‘, den der Panslawist Iwan Afasow den Mut hatte in seinem Blatte ‚Der Tag‘ zum Abdruck zu bringen. Sein Traum war, daß die russischen Truppen Polen geräumt hätten, und er erwog die ausgezeichneten Folgen, die sich daraus ergeben würden.

Als der 1863er Aufstand ausbrach, weigerten sich mehrfach russische Offiziere gegen die Polen zu marschieren, während andere offen ihre Partei ergriffen und auf dem Schafott oder auf dem Schlachtfeld ihr Leben endeten. Überall in Rußland sammelte man Gelder für die Aufständischen — ganz offen in Sibirien — und an den russischen Universitäten trugen die Studenten gemeinsam die Kosten der Ausrüstung für diejenigen Kommilitonen, die sich den Aufständischen anschließen wollten.

Aber mitten hinein in diese sympathische Aufwallung russischer Herzen fiel die Nachricht, Banden von Insurgenten seien in der Nacht des 10. Januar über die in den Dörfern einquartierten Soldaten hergefallen und hätten sie in ihren Betten ermordet, obwohl noch am Abend zuvor die Beziehungen zwischen den Truppen und den Polen anscheinend ganz freundliche gewesen seien. Wenn die Nachricht auch übertrieben war, so entsprach sie doch leider zum Teil der Wahrheit, und der Eindruck, den sie in Rußland hervorbrachte, hatte die übelsten Folgen. Die alte Abneigung zwischen den beiden trotz der nahen Stammverwandtschaft in ihren nationalen Eigenschaften so verschiedenen Völkern erwachte von neuem.

Allmählich verlor sich wieder bis zu einem gewissen Grade das Gefühl der Abneigung. Der heldenhafte Kampf der allezeit tapferen Söhne Polens und die unbezwingliche Energie, mit der sie einer furchtbaren Armee Widerstand leisteten, gewannen die Herzen für sie. Aber es wurde bekannt, daß der polnische Revolutionsausschuß in seine Forderung der Wiederherstellung Polens in seinen alten Grenzen auch Klein-Rußland oder die Ukraine einschloß, Provinzen, deren griechisch-orthodoxe Bevölkerung die polnischen Herren verabscheute und im Laufe der letzten drei Jahrhunderte mehr als einmal ein furchtbares Blutbad unter ihnen angerichtet hatte. Überdies fing Napoleon III. an, Rußland mit einem neuen Kriege zu drohen — eine fruchtlose Drohung, die den Polen mehr Schaden tat als alles übrige zusammengenommen. Endlich sahen die russischen Radikalen mit Bedauern, daß nun in Polen

die rein nationalen Elemente die Oberhand gewannen, und die revolutionäre Regierung gar nicht mehr daran dachte, den Leibeigenen das Land zu überweisen — ein Fehler, aus dem die russische Regierung nicht versäumte Vorteil zu ziehen, indem sie sich ihrerseits als Beschützerin der polnischen Bauern gegen ihre Grundherren aufspielte.

Als die Revolution in Polen ausbrach, glaubte man in Rußland allgemein, sie würde eine demokratische, republikanische Richtung einschlagen, und eine revolutionäre, für die Unabhängigkeit des Landes kämpfende Regierung würde nichts Eiligeres zu tun haben, als die Freigebung der Leibeigenen auf breiter, demokratischer Grundlage durchzuführen.

Das Befreiungsgesetz, das 1861 in Petersburg gegeben war, bot Anlaß genug zu derartigem Vorgehen. Die persönlichen Verpflichtungen der Leibeigenen ihren Herren gegenüber hörten erst am 19. Februar 1863 auf. Dann hatte ein äußerst langsames Verfahren stattzufinden, damit die Herren und die Leibeigenen sich irgendwie über den Umfang und die Lage der den Freigegebenen zu überlassenden Landlose einigen könnten. Die jährlichen (unverhältnismäßig hohen) Zahlungen für diese Lose wurden gesetzlich auf eine bestimmte Summe für den Morgen festgesetzt; aber die Bauern mußten dazu auch noch für ihre Heimstätten zahlen, und hierfür hatte man im Gesetz nur eine Höchstsumme bestimmt, mit dem Hintergedanken, die Grundherren würden sich bewegen lassen, auf diese weitere Zahlung ganz oder doch zum Teil zu verzichten. Was nun die sogenannte ‚Ablösung‘ des Landes betraf — hier-

bei zahlte die Regierung dem Grundherrn den vollen Wert in Schuldverschreibungen, und die Bauern, denen man das Land überließ, hatten dafür neunundvierzig Jahre lang als Zinsen und Amortisationsbetrag jährlich sechs Prozent des Kaufpreises aufzubringen — so waren diese Zahlungen nicht nur zu hoch und für die Bauern erdrückend, sondern es war auch keine Frist für die Ablösung gesetzt. Hierüber eine Bestimmung zu treffen, blieb völlig dem guten Willen des Grundherrn überlassen, und in unzähligen Fällen hatte man zwanzig Jahre nach der Befreiung noch nicht einmal angefangen, über die Ablösung eine Vereinbarung zu treffen.

Unter diesen Umständen bot sich einer revolutionären Regierung reichlich Gelegenheit, das russische Gesetz auszustechen. Schon die Gerechtigkeit verlangte, den Leibeigenen, deren Lage in Polen ebenso schlimm und häufig schlimmer als in Rußland war, die Befreiung unter besseren und schärfer begrenzten Bedingungen zu gewähren. Aber nichts derart geschah. Sobald die rein nationale und die aristokratische Partei in der Bewegung die Oberhand gewonnen hatten, verloren sie diesen über alles wichtigen Punkt aus den Augen. Damit war es der russischen Regierung leicht gemacht, die polnischen Bauern für sich zu gewinnen.

Voll ausgenutzt wurde dieser Fehler, als Alexander II. Nikolaus Miljutin nach Polen schickte, mit der Aufgabe, die Bauern in der Weise frei zu machen, wie er es in Rußland zu tun wünschte — ganz gleich, ob dadurch die Grundherren ruiniert würden oder nicht. „Gehen Sie

nach Polen und bringen dort Ihr rotes Programm gegen die polnischen Grundherren zur Anwendung!“ sagte Alexander II. zu ihm, und Miljutin tat in Gemeinschaft mit dem Fürsten Tscherkasky und vielen andern sein Bestes, das Land den Grundherren zu nehmen und den Bauern umfangreiche Lose zu geben.

Einer von den russischen Beamten, die unter Miljutin und Tscherkasky nach Polen gingen, sagte mir einmal: „Wir hatten volle Freiheit, das Land den Bauern zu überweisen. Ich verfuhr gewöhnlich folgendermaßen: Kam ich in ein Dorf, so ließ ich die Bauern zusammenrufen. ‚Sagt mir zuerst, fing ich an, welches Land habt ihr jetzt?‘ Sie zeigten’s mir. ‚Ist dies alles Land, das ihr je gehabt habt?‘ fragte ich dann. ‚Ganz gewiß nicht!‘ erwiderten sie einstimmig. ‚Vor Jahren waren diese Wiesen unser, dieser Wald hat uns einmal gehört und diese Felder auch,‘ sagten sie. Ich ließ sie alles hersagen und fuhr dann fort: ‚Nun, wer von euch kann beschwören, daß dieses oder jenes Stück Land jemals in eurem Besitz war?‘ Natürlich meldete sich niemand, es war zu lange Zeit her. Schließlich schoben sie irgend einen Alten vor und sagten: ‚Der weiß genau Bescheid, er kann’s beschwören!‘ Der Alte fing dann eine lange Geschichte an und erzählte, was er in seiner Jugend gewußt, oder was er von seinem Vater gehört hätte, aber ich fiel ihm ins Wort und sagte: ‚Sage unter Eid aus, was nach deinem Wissen der ‚gmina‘ (der Dorfgemeinde) gehört hat, und das Land ist euer.‘ Sobald er den Eid leistete — man konnte sich auf diesen Eid natürlich unbedingt verlassen — schrieb ich die Urkunden und er-

klärte der Gemeindeversammlung: ‚Jetzt ist das Land euer. Gegen eure früheren Herren habt ihr keinerlei Verpflichtungen mehr, ihr seid einfach ihre Nachbarn; ihr habt nur die Ablösung, jährlich so und so viel, an die Regierung zu zahlen. Eure Heimstätten erhaltet ihr zu dem Lande, ihr kriegt sie umsonst.‘

Man kann sich die Wirkung einer solchen Politik auf die Bauern denken. Ein Vetter von mir, Peter Nikolajewitsch Krapotkin, ein Bruder des früher erwähnten Adjutanten, stand mit seinem Garde-Alanenregiment in Polen oder Litauen. Die Revolution war so ernst, daß sogar die Garderegimenter aus Petersburg ins Feld rücken mußten, und es ist bekannt geworden, daß die Kaiserin Marie zu Michael Murawjew, der sich vor seinem Ausbruch nach Litauen von ihr verabschiedete, sagte: „Retten Sie wenigstens Litauen für Rußland!“ Polen galt für verloren.

„Bewaffnete Banden der Aufständischen hielten das Land besetzt,“ erzählte mir mein Vetter, „und wir waren außerstande, sie zu schlagen oder auch nur zu treffen. Kleine Banden griffen immer wieder schwächere Abteilungen der Unseren an, und da sie bewundernswert kämpften, das Land kannten und an der Bevölkerung einen festen Rückhalt hatten, so trugen sie in den Gefechten oft den Sieg davon. So waren wir gezwungen, immer nur in größerer Stärke zu marschieren. Wir zogen durch eine Gegend, marschierten durch Wälder, ohne eine Spur von den Banden zu finden, und wenn wir dann zurückmarschierten, erfuhren wir, daß die Banden wieder in unserm Rücken aufgetaucht

wären und die patriotische Abgabe erhoben hätten; hatte sich aber vorher ein Bauer bereit finden lassen, unseren Truppen irgendwie einen Dienst zu leisten, so fanden wir ihn von den Aufständischen an einen Baum aufgeknüpft. So ging es Monate lang ohne jede Aussicht auf Besserung, bis Miljutin und Tscherkasky kamen, die Bauern freimachten und ihnen Land zuwiesen. Dann — war alles vorbei. Die Bauern hielten es mit uns, halfen uns die Banden einzufangen, und mit dem Aufstand war es aus.“

Ich habe in Sibirien oft mit polnischen Verbannten über diesen Gegenstand gesprochen, und manche von ihnen begriffen, welchen Fehler sie gemacht hätten. Eine Revolution muß von vornherein gegen die Zertretenen und Unterdrückten Gerechtigkeit üben, nicht mit solcher Ungleichung auf später vertrösten, sonst wird sie sicher erfolglos sein. Leider sind die Führer oft so sehr durch bloße Fragen der militärischen Taktik in Anspruch genommen, daß sie die Hauptsache vergessen. Wenn es Revolutionären nicht gelingt, der großen Masse die Überzeugung beizubringen, daß für sie in Wahrheit eine neue Zeit gekommen ist, so ist damit der Mißerfolg ihrer Sache besiegelt.

Die schrecklichen Folgen dieser Revolution für Polen sind bekannt, sie gehören der Geschichte an. Wie viele Tausende auf dem Schlachtfelde umkamen, wie viele Hunderte gehängt wurden, wie viele Zehntausende man nach den verschiedenen Provinzen Rußlands und Sibiriens schleppte, ist noch nicht vollständig festgestellt. Aber schon die offiziellen Ziffern, die vor ein paar Jahren in Ruß-

land bekannt gegeben wurden, zeigen, daß jener Mann des Schreckens, Michael Murawjew, dem die russische Regierung vor kurzem ein Denkmal errichten ließ, allein in den litauischen Provinzen — ganz zu schweigen vom eigentlichen Polen — auf seine eigene Verfügung 128 Polen hängen und 9423 Männer und Frauen nach Rußland und Sibirien transportieren ließ. Offizielle, ebenfalls in Rußland veröffentlichte Listen geben die Zahl der aus Polen nach Sibirien Verbannten auf 18762 Männer und Frauen an, von denen 10407 nach Ostsibirien verschickt wurden. Ich erinnere mich, daß der Generalgouverneur von Ostsibirien mir gegenüber die gleiche Zahl von rund 11000 Personen nannte, die in sein Gebiet zu schwerer Arbeit oder als Verbannte verschickt seien. Ich sah sie dort und war Zeuge ihrer Leiden. Insgesamt wurden etwa 60000 oder 70000 Polen, wenn nicht mehr, herausgerissen und nach verschiedenen Provinzen Rußlands, nach dem Ural, dem Kaukasus, wie nach Sibirien geschleppt.

Für Rußland waren die Folgen gleichfalls schrecklich. Der polnische Aufstand bedeutete den endgültigen Abschluß der Reformperiode. Wohl wurden die Gesetze über die Selbstverwaltung der Provinzen (Semstvos) und die Justizreform 1864 und 1866 erlassen, aber beide waren schon im Jahre 1862 abgeschlossen, und überdies gab Alexander II. noch im letzten Augenblicke dem Walujewschen von der reaktionären Partei vorgeschlagenen Plane der Selbstverwaltung gegenüber dem von Nikolaus Miljutin ausgearbeiteten den Vorzug. Auch wurde sofort nach der offiziellen Verkündung beider Reformen ihre Bedeutung

durch den Erlaß einer Reihe von Ausführungsgesetzen verringert und zum Teil ganz aufgehoben.

Das Allerschlimmste war, daß die öffentliche Meinung selbst einen weiteren Schritt rückwärts machte. Der Held des Tages war Katkow, der Führer der Grundherrenpartei, der jetzt im Lichte des russischen ‚Patrioten‘ erschien und die Petersburger und Moskauer Gesellschaft zum größten Teil hinter sich herzog. Wer fortan noch von Reformen zu reden wagte, wurde von Katkow sofort als ‚Verräter an Rußland‘ hingestellt.

Bald schlug die Welle der Reaktion auch in unsere abgelegene Provinz hinüber. Eines Märztages brachte eine Stafette von Irkutsk ein Schreiben, in dem General Kufel mitgeteilt wurde, er sei seines Postens als Gouverneur von Transbaikalien enthoben und habe sich sofort nach Irkutsk zu begeben und dort weitere Befehle abzuwarten, die Stellung als Generalstabschef solle er aber nicht wieder einnehmen.

Warum? Was hatte das zu bedeuten? Kein Wort der Erklärung stand im ganzen Schreiben. Nicht einmal der Generalgouverneur, Kufels persönlicher Freund, hatte der mysteriösen Ordre ein einziges Wort beizufügen gewagt. Sollte das heißen, daß Kufel zwischen zwei Gendarmen nach Petersburg gebracht und in dem ungeheuren Steinsarge, der Peter-Pauls-Festung, begraben werden würde? Alles war möglich. Später erfuhren wir, daß dies wirklich die Absicht gewesen war, und sie wäre auch ohne die energische Fürsorge Murawjews, ‚des Eroberers des Amur‘, der persönlich den Zaren beschwor, Kufel vor

jenem Geschick zu bewahren, zur Ausführung gekommen.

Unser Abschied von Kufel und seiner liebenswerten Familie glich einem Leichenbegängnis. Mir war das Herz sehr schwer, denn ich verlor in ihm nicht nur einen lieben persönlichen Freund, sondern ich fühlte auch, daß dieses Scheiden die Einsargung einer ganzen Epoche voll langgehegter Hoffnungen — ‚voll Illusionen‘, wie man von jetzt an sich auszudrücken liebte — bedeutete.

So war es auch. Es kam ein neuer Gouverneur, ein gutmütiger Mann, dem Motto entsprechend ‚Laß mich in Frieden‘. Da ich sah, es sei keine Zeit zu verlieren, machte ich mich mit erneuter Energie an die Vollendung unserer Entwürfe zur Reform des Verbannungswesens wie der städtischen Selbstverwaltung. Der Gouverneur machte hier und da anstandshalber ein paar Einwendungen, unterzeichnete aber schließlich die fertigen Arbeiten, und sie wurden an die Zentralverwaltung eingesandt. Aber in Petersburg wollte man keine Reformen mehr. Unsere Vorschläge liegen dort heute noch begraben mit Hunderten ähnlicher Reformpläne aus allen Teilen Rußlands. Man baute in den Hauptstädten ein paar ‚verbesserte‘ Gefängnisse, die noch schrecklicher als die alten unverbesserten waren, um hervorragenden Ausländern bei den Kongressen für das Gefängniswesen etwas vorzeigen zu können, aber alle anderen wie auch das gesamte Verbannungswesen fand George Kennan 1886 noch genau in demselben Zustande, wie ich sie 1862 verlassen hatte. Erst jetzt, nach fünfunddreißig Jahren, geht man von neuem an die Arbeit. Die Gerichtsreform wird wieder in Angriff genommen, die

sibirischen Städte sollen mit einer Parodie auf die Selbstverwaltung bedacht werden, und abermals tagen Ausschüsse für die Untersuchung des Verbannungswesens.

Als Kennan von seiner sibirischen Reise nach London zurückkam, ließ er sich die Mühe nicht verdrießen, gleich am nächsten Tage Stepniak, Tschaykowsky, mich und einen anderen russischen Flüchtling aufzusuchen. Wir versammelten uns am Abend in Kennans Zimmer in einem kleinen Gasthaus unweit Charing Cross. Wir sahen ihn zum erstenmal, und da wir großes Mißtrauen gegen einen unternehmenden Engländer hegten, der sich ein paar Jahre vorher eine gründliche Kenntnis der sibirischen Gefängnisse verschaffen wollte, ohne ein Wort Russisch zu lernen, so fingen wir an, Kennan einem Kreuzverhör zu unterwerfen. Zu unserm Erstaunen sprach er nicht nur vorzüglich Russisch, sondern wußte auch alles Wissenswerte von Sibirien. Die Mehrzahl aller politischen Verbannten in Sibirien war einem oder dem andern von uns bekannt, und wir bestürmten Kennan mit Fragen: „Wo ist der und der? Ist er verheiratet? Ist er in seiner Ehe glücklich? Ist sein Geist noch frisch?“ Zu unserer großen Genugthuung konnte Kennan auf alle Fragen Bescheid geben.

Als wir mit unserm Ausfragen zu Ende waren und Abschied nehmen wollten, stellte ich noch die Frage an ihn: „Wissen Sie auch, Herr Kennan, ob sie in Tschita einen Turm für die Feuerwehr gebaut haben?“ Stepniak warf mir wegen dieses Mißbrauchs der Gutmütigkeit Kennans einen vorwurfsvollen Blick zu. Kennan aber brach in ein Lachen aus, in das ich bald einstimmt. Und unter be-

ständigem Gelächter erfolgten Rede und Gegenrede: „Wie, wissen Sie davon?“ „Und Sie auch?“ „Gebaut?“ „Ja, doppelt so hoher Voranschlag!“ Da fiel uns Stepniak in seiner gutmütig ernsthaften Weise ins Wort: „So sagen Sie uns wenigstens, worüber Sie lachen!“ worauf Kennan die Geschichte von dem Feuerwehrturm erzählte, die seinen Lesern noch im Gedächtnis sein muß. 1859 wollten die Tschitaer einen Wachturm bauen und brachten das Geld dafür auf, doch mußte der Voranschlag erst nach Petersburg eingesandt werden. Er ging also an das Ministerium des Innern ab; als er aber nach zwei Jahren genehmigt zurückkam, waren in der sich schnell entwickelnden jungen Stadt die Preise für Bauholz wie für Arbeitslöhne in die Höhe gegangen. Das war im Jahre 1862 während meines Tschitaer Aufenthaltes. Man machte einen neuen Anschlag und schickte ihn nach Petersburg, und die Geschichte wiederholte sich volle fünfundzwanzig Jahre hindurch, bis schließlich die Tschitaer die Geduld verloren und in ihrem Voranschlag fast doppelt so hohe Preise, als sie in Wirklichkeit waren, einsetzten. Dieser phantastische Voranschlag wurde in Petersburg mit aller Förmlichkeit geprüft und gutgeheißen. So kamen die Tschitaer zu ihrem Feuerwehrturm.

Man hat oft gesagt, Alexander II. habe dadurch einen großen Fehler begangen und seinen eigenen Untergang herbeigeführt, daß er so viele Hoffnungen erregte, die er später nicht erfüllte. Wie sich aus dem soeben Gesagten ergibt — und die Geschichte Tschitas ist die Geschichte

des ganzen großen Reiches — hat er Schlimmeres als dies getan. Er hat nicht nur Hoffnungen erregt. Eine kurze Weile dem ihn umgebenden Strome der öffentlichen Meinung nachgebend, veranlaßte er in ganz Rußland Männer, an die Arbeit zu gehen, den Standpunkt bloßer Hoffnungen und Träume aufzugeben und in praktischer Weise die möglichen Reformen auszuarbeiten. Er ließ sie aufstellen, was sich sofort ausführen ließ, und erkennen, wie leicht die Ausführung war; er verleitete sie, was von ihren Idealen nicht sofort verwirklicht werden konnte, zum Opfer zu bringen und nur das zu fordern, was zur Zeit tatsächlich möglich war. Und als sie ihre Ideen in eine Form gebracht und zu Gesetzentwürfen verdichtet hatten, die zu ihrer Verwirklichung nur seiner Unterschrift bedurften, da verweigerte er diese Unterschrift. Kein Reaktionärer kann behaupten oder hat jemals behauptet, daß die bestehenden Einrichtungen, wie der Zustand der nicht reformierten Gerichte, der Mangel einer städtischen Selbstverwaltung oder das Verbannungssystem — gut und der Erhaltung wert seien; nie hat das einer zu behaupten gewagt. Und doch ließ man, um uns nicht irgend etwas Neues einzuführen, alles beim alten; fünfunddreißig Jahre lang wurden die, welche auf die Notwendigkeit einer Änderung hinzuweisen wagten, als ‚Verdächtige‘ behandelt, und Einrichtungen, die nach einstimmigem Urtheil schlecht waren, ließ man weiter bestehen, nur um nichts mehr von dem verabscheuten Worte ‚Reform‘ zu hören.

Dierzehntes Kapitel.

Annektierung und Bestelung der Amurprovinz. — Auf dem Amur. — Ein Cyphon. — Als Kurier nach Petersburg.

Da ich sah, daß in Tschita für Reformarbeit kein Raum mehr war, nahm ich im Sommer 1863 gern die Einladung zu einem Besuche der Amurprovinz an.

Das ungeheure Gebiet auf dem linken (nördlichen) Ufer des Amur und längs der pacifischen Küste bis hinter zur Bucht Peters des Großen (Wladiwostok) war vom Grafen Murawjew für Rußland, fast gegen den Willen der maßgebenden Stelle in Petersburg und jedenfalls ohne große Unterstützung durch dieselbe, ‚annektiert‘ worden. Als er den kühnen Plan faßte, den mächtigen Strom, dessen südliche Lage und fruchtbare Ländereien seit zweihundert Jahren große Anziehungskraft auf die Sibirier ausgeübt hatten, in Besitz zu nehmen, und als er kurz vor der Erschließung Japans für die Europäer sich entschloß, Rußland am pacifischen Gestade eine starke Stellung zu schaffen und den Vereinigten Staaten die Hände zu reichen, hatte er fast alles in Petersburg gegen sich: das Kriegsministerium, das keine Mannschaften zur Verfügung hatte, das Finanzministerium, weil es kein Geld für annektierte Landesteile hergeben wollte, und besonders das Ministerium des Auswärtigen, das sich beständig von der Furcht vor ‚diplomatischen Verwicklungen‘ leiten ließ. So mußte Murawjew auf seine eigene Verantwortung handeln und sich für sein großes Unternehmen mit den dürftigen Mitteln begnügen, die ihm das dünnbevölkerte Ostsibirien bieten konnte. Dazu

war große Eile geboten, um den sicher nicht ausbleibenden Protesten der westeuropäischen Diplomaten ein ‚fait accompli‘ entgegenhalten zu können.

Eine nur nominelle Besitzergreifung wäre wertlos gewesen, und es bestand daher der Plan, am ganzen langen Strombett des Amur und seines südlichen Nebenflusses, des Usuri, entlang, das heißt auf eine Strecke von vollen 500 Meilen, eine Kette selbständiger Niederlassungen zu gründen und so eine regelmäßige Verbindung zwischen Sibirien und der pacifischen Küste herzustellen. Zu diesen Niederlassungen brauchte man Menschen, und da die spärliche Bevölkerung Ostsibiriens nicht die nötige Zahl abgeben konnte, mußte Murawjew zu ungewöhnlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen. Entlassene Verbrecher, die als Leibeigene in den kaiserlichen Bergwerken arbeiteten, gab man frei und organisierte sie als transbaikalische Kosaken. Sie wurden zum Teil am Amur und Usuri angesiedelt und bildeten zwei neue Kosakenmeinden. Sodann erwirkte Murawjew die Entlassung von tausend zur Zwangsarbeit verurteilten Verbrechern, zumeist Dieben und Mördern, die als freie Männer am untern Amur angesiedelt werden sollten. Er gab ihnen selbst bei ihrem Auszuge das Geleit, und als sie aufbrechen sollten, hielt er am Flußufer eine Ansprache an sie. „Geht, meine Kinder,“ sagte er, „seid dort frei, bestellt das Feld, macht es zu russischem Land, fangt ein neues Leben an,“ und so fort. Die russischen Bauernfrauen folgen fast immer freiwillig ihren Männern, wenn diese zu Zwangsarbeit in Sibirien verurteilt werden, und daher hatten viele von den künftigen Kolonisten ihre Familien bei sich. Aber die

keine Familien hatten, hielten Murawjew entgegen: „Wie soll man Ackerbau treiben, wenn man keine Frau hat! Man sollte uns Weiber geben.“ Darauf befahl Murawjew, alle zu Zwangsarbeit verurteilten Frauen, die sich an dem Plage befanden — es waren ihrer an hundert — zu entlassen, und bot ihnen an, sich einen Mann auszusuchen. Doch die Zeit drängte, das Hochwasser des Flusses ging schnell zurück, und die Flöße mußten abgelassen werden. So ließ Murawjew die Leute paarweise auf dem Ufer antreten, segnete sie und sagte: „Ich vereheliche euch, Kinder. Seid gut zueinander; ihr Männer, mißhandelt eure Weiber nicht — und seid glücklich!“

Ich sah diese Ansiedler sechs Jahre danach. Ihre Dörfer waren arm, denn sie hatten das Land, das man ihnen anwies, erst vom Urwald säubern müssen, aber alles in allem waren diese Kolonien mindestens kein Mißerfolg, und die Murawjewischen Ehen waren nicht weniger glücklich, als es Ehen im Durchschnitt sind. Innocentus, der vortreffliche, einsichtsvolle Bischof der Amurprovinz, erkannte später diese Ehen wie die daraus entsprossenen Kinder als rechtmäßige an und bewirkte ihre Eintragung in die Kirchenbücher.

Weniger Erfolg hatte Murawjew aber mit einer andern Menschensorte, mit der er die Bevölkerung Ostsibiriens bereicherte. In seiner Menschennot hatte er ein paar tausend Mann von den Strafbataillonen genommen. Sie wurden als ‚Adoptivöhne‘ in den Kosakenfamilien untergebracht oder in geschlossenen Haushaltungen in den Dörfern der Sibirier angesiedelt. Aber ein zehner oder

zwanzigjähriges Barackenleben unter der schauerhaften Disziplin der Nikolaitischen Zeit bildete jedenfalls keine rechte Vorbereitung für ein Leben als Ackerbauer. Die ‚Söhne‘ liefen ihren Adoptivvätern davon und gingen in der zu- und abströmenden Bevölkerung der sibirischen Städte auf, wo sie als Tagelöhner von der Hand in den Mund lebten, den Verdienst größtenteils vertranken und dann sorglos wie die Vögel auf eine neu sich bietende Arbeitsgelegenheit warteten.

Das bunte Gemisch von transbaikalischen Kosaken, früheren Sträflingen und ‚Söhnen‘ — die man in solcher Eile oft ohne jede Vorbereitung an den Ufern des Amur angesiedelt hatte — kam jedenfalls zu keinem großen Gedeihen, zumal am untern Laufe des Stromes und am Usuri, wo fast jedes Quadratkilometer Land dem subtropischen Urwald abgewonnen werden mußte, wo die furchtbaren vom Juli-Monsun herbeigeführten Regengüsse, Überschwemmungen im größten Maßstabe, Millionen von Zugvögeln und dergleichen beständig die Ernte vernichteten und schließlich die Bevölkerung mancher Bezirke geradezu zur Verzweiflung und Apathie brachten.

Es mußten daher beträchtliche Mengen von Salz, Mehl, Salzfleisch und so weiter alljährlich für den Unterhalt des ständigen Militärs wie auch der Ansiedler am untern Amur verschifft werden, und man baute zu diesem Zwecke jedes Jahr in Tschita mehr als hundertundfünfzig Barken und ließ sie mit dem ersten Frühjahrshochwasser die Ingoda, die Schilka und den Amur hinunterschwimmen. Die ganze Flottille wurde in Geschwader von zwanzig bis

dreißig Barken geteilt, die man den Befehlen einer Anzahl Kosaken und Beamten unterstellte. Diese verstanden zumeist nicht viel von Schifffahrt, aber man konnte sich bei ihnen wenigstens darauf verlassen, daß sie die Vorräte nicht stehlen und dann als verloren melden würden. Mich hatte man zum Assistenten des Chefs dieser ganzen Flottille — nennen wir ihn Major Marowsky — gemacht.

Bei den ersten Erfahrungen, die ich in meiner neuen Eigenschaft als Schiffsführer machte, war ich nicht durchweg vom Glück begünstigt. Ich sollte zufällig mit ein paar Barken so schnell als möglich bis zu einem bestimmten Punkte des Amur gehen und dort die Fahrzeuge abgeben. Dabei war ich auf Leute gerade aus der Klasse der schon erwähnten ‚Söhne‘ angewiesen. Keiner von ihnen hatte je etwas mit Flußschifffahrt zu tun gehabt, so wenig wie ich selbst. Am Morgen unseres Abfahrtstages mußte meine Mannschaft aus den Wirtshäusern des Ortes zusammengelesen werden, und die meisten waren zu so früher Tagesstunde schon so betrunken, daß sie erst durch ein Bad im Flusse zur Besinnung gebracht werden konnten. Als die Fahrt begonnen hatte, mußte ich sie alles lehren, was zu tun war. Immerhin ging die Sache bei Tage noch ziemlich glatt; die Barken schwammen, von der reißenden Strömung getragen, von selbst den Fluß hinunter, und meine zwar gänzlich unerfahrene Mannschaft hatte doch kein Interesse daran, die Fahrzeuge am Ufer stranden zu lassen, das würde ja eine besondere Anstrengung erfordert haben. Als aber die Dunkelheit heraufzog, und es Zeit wurde, unsere mächtigen, schwerbeladenen Barken ans Ufer zu

bringen und für die Nacht zu befestigen, wurde ein Fahrzeug, das weit vor dem, auf welchem ich mich befand, schwamm, erst angehalten, als es bereits auf einem Felsen aufsaß, am Fuße eines furchtbar hohen, unübersteigbaren Vorsprunges. Da saß es unbeweglich fest, während das Niveau des momentan von Regengüssen geschwellten Flusses reißend schnell fiel. Meine zehn Mann waren offenbar außerstande, das Fahrzeug wieder flott zu machen. Ich ruderte zum nächsten Dorfe, um mir bei den Kosaken Hilfe zu holen, und sandte auch einen Boten nach der etwa vier Meilen entfernten Station eines mir befreundeten Kosakenoffiziers, der in solchen Dingen Erfahrung besaß.

Der Morgen brach an; hundert Kosaken, Männer und Frauen, kamen zu meiner Unterstützung herbei, aber es ließ sich auf keine Weise zum Zwecke der Entladung eine Verbindung zwischen Barke und ebenem Ufer herstellen, so tief lag das Wasser unter dem Felsenvorsprung. Sobald wir aber versuchten, das Fahrzeug vom Felsen abzubringen, brach der Boden ein, das Wasser drang ungehemmt hinein und spülte das Mehl und das Salz, womit die Barke beladen war, fort. Mit großer Bestürzung blickte ich auf die kleinen Fische, die durch das Loch hereindrangen und in großer Zahl in der Barke herumschwammen. Hilflos stand ich da und wußte nicht, was ich tun sollte. Es gibt für solche Fälle ein sehr einfaches und wirksames Mittel: man stopft in das Loch einen Mehlsack, der sich der Form desselben bald anpaßt, während die äußere Brekruste, die sich im Sacke bildet, das Wasser nicht durchs Mehl dringen läßt; aber keiner von uns kannte dieses

Mittel.

Glücklicherweise kam wenige Minuten später eine Barke in Sicht, die flussabwärts auf uns zusteuerte. Das Erscheinen des Schwans, der Lohengrin herbeiführte, wurde von der verzweifeltsten Elsa nicht mit größerer Begeisterung begrüßt als das plumpe Fahrzeug von mir. Der Nebel, der in dieser frühen Morgenstunde auf der schönen Schilka lag, erhöhte noch das Poetische der Erscheinung. Es war mein Freund, der Kosakenoffizier, der aus meiner Schilderung gleich richtig erkannt hatte, daß keine menschliche Kraft imstande sei, meine Barke vom Felsen abzubringen und vor dem Untergange zu bewahren, und der daher eine leere Barke, über die er zufällig verfügte, zur Aufnahme der Ladung aus dem gescheiterten Fahrzeuge mitbrachte.

Nun wurde das Leck verstopft, das Wasser ausgepumpt, und die Ladung in die neue Barke hinüberbefördert, und am nächsten Morgen konnte ich meine Reise fortsetzen. Dieser Zwischenfall und die dabei gewonnene Erfahrung war mir von großem Nutzen, und bald erreichte ich, ohne weitere erwähnenswerte Abenteuer erlebt zu haben, meinen Bestimmungsort am Amur. Jeden Abend fanden wir eine steile, aber verhältnismäßig niedrige Uferstelle, wo wir mit den Barken anlegen konnten, und bald waren unsere Feuer am Gestade des schnellen klaren Flusses inmitten der schönsten Gebirgslandschaft angezündet. Am Tage kann man sich kaum eine angenehmere Reise denken als an Bord einer Barke, die sich leicht und lustig, ohne die lästigen Geräusche eines Dampfers hinabtragen läßt und höchstens hin und wieder eines Schlages mit ihrem mächt-

tigen Ruder am Hinterteil bedarf, um in der Hauptströmung zu bleiben. Für den Naturfreund bieten der Unterlauf der Schilka und der Oberlauf des Amur, wo ein außerordentlich schöner, breiter und schneller Strom inmitten einer gewaltigen Berglandschaft zwischen steil ansteigenden, bewaldeten, sich ein paar tausend Fuß über das Wasser erhebenden Felsen dahinfließt, die entzückendsten Szenerien von der Welt. Aber infolge eben dieser Felsvorsprünge wird ein Ritt am Ufer entlang auf dem schmalen dort verlaufenden Pfade außerordentlich erschwert. Das erfuhr ich noch in jenem Herbst zu meinem eigenen Schaden. In Ostsibirien waren die sieben letzten Stationen an der Schilka (eine Strecke von etwa vierundzwanzig Meilen) als ‚die sieben Todsünden‘ bekannt. Dieser Teil der transsibirischen Eisenbahn wird, wenn er überhaupt je gebaut wird, ungezählte Summen kosten, weit mehr als die Bahnlinie der kanadischen Überlandbahn, soweit sie in den Felsengebirgen im Canon des Fraserflusses verläuft, gekostet hat.

Nachdem ich meine Barken abgeliefert hatte, fuhr ich auf einem der dort verkehrenden Postboote etwa zweihundert Meilen den Amur hinunter. Das Hinterteil des Bootes hatte ein Verdeck, und vorn stand eine mit Erde gefüllte Kiste, auf der ein Feuer zum Kochen der Speisen unterhalten wurde. Meine ganze Mannschaft bestand aus drei Mann. Wir mußten uns beeilen und pflegten daher abwechselnd den ganzen Tag hindurch zu rudern, während das Boot nachts der Strömung überlassen blieb. Auch ich übernahm dann drei oder vier Stunden die Wache, wobei

es galt, das Boot in der Mitte des Stromes zu halten und zu verhindern, daß es in irgend einen Nebenarm hineingetrieben würde. Diese Wachen, bei denen der Vollmond über der glitzernden Fläche schwebte und die dunklen Hügel sich im Wasser widerspiegelten, waren über alle Beschreibung schön. Meine Ruderer gehörten zu den oben erwähnten ‚Söhnen‘, es waren drei Vagabunden, die im Rufe unverbesserlicher Diebe und Räuber standen, und dabei hatte ich einen schweren Sack voll Banknoten, Silber und Kupfer bei mir. In Westeuropa würde man eine solche Reise auf einem verkehrslosen Strome für gefährlich halten, nicht so in Ostsibirien. Ich hatte auf meiner Reise nicht einmal eine alte Pistole bei mir und fand in meinen drei Vagabunden vorzügliche Reisebegleiter. Nur als wir uns Blagowestschensk näherten, wurden sie unruhig. „Der Chanschina“ (chinesischer Branntwein) „ist dort billig,“ klagten sie mit schweren Seufzern; „’s gibt sicher ’n Unglück. Er ist billig, und er schlägt einen um im Augenblick, weil man nicht dran gewöhnt ist!“ Ich schlug ihnen vor, ich wollte das Geld, das sie zu erhalten hatten, einem Freunde geben, der sie mit dem ersten Dampfer fortbringen würde. „Das würde uns nichts helfen,“ erwiderten sie wehmütig. „Man wird uns ein Glas anbieten, billig ist er, und ein Glas schlägt einen um!“ Dabei blieben sie. Sie waren wirklich in Verlegenheit, und als ich nach ein paar Monaten auf meiner Rückreise wieder durch die Stadt kam, erfuhr ich, daß einen von ‚meinen Söhnen‘, wie sie die Leute in der Stadt nannten, wirklich ‚ein Unglück‘ getroffen hatte. Als er das letzte Paar

Stiefel verkauft hatte, um sich das giftige Getränk zu verschaffen, hatte er einen Diebstahl begangen und war ins Gefängnis gekommen. Mein Freund brachte ihn schließlich heraus und sorgte dafür, daß er zurückfuhr.

Nur wer den Amur gesehen hat oder den Mississippi oder den Hang-tse-kiang kennt, kann sich eine Vorstellung davon machen, was für ein ungeheurer Strom der Amur nach seiner Vereinigung mit dem Sungari ist, und hat ein wirkliches Bild davon, was für erschreckliche Wogen bei stürmischem Wetter über seine Wasserfläche rollen. Wenn die Monsune im Juli die Regenzeit bringen, schwellen der Sungari, der Usuri und der Amur vom Zufluß unendlicher Wassermengen an, Tausende niedriger, sonst mit Weidendickicht bestandener Inselchen werden überschwemmt oder fortgespült, und die Weite des Stromspiegels erreicht stellenweise drei, vier, ja sechs Kilometer. Das Wasser stürzt sich in die Seitenarme und die Seen, die sich in den Niederungen neben dem Hauptarme hinziehen, und wenn ein scharfer Ostwind der Strömung entgegenbläst, so rollen gewaltige Wellen, noch höher, als man sie im Mündungsbecken des St. Lorenz zu sehen bekommt, den Hauptstrom wie die Seitenarme hinauf. Noch schlimmer ist es, wenn ein Typhon vom Gelben Meere her bläst und in die Amurgegend einfällt.

Wir erlebten einen solchen Typhon. Ich befand mich damals an Bord eines großen mit einem Verdeck versehenen Bootes zusammen mit Major Marowsky, den ich in Blagowestschensk traf. Er hatte sein Boot so aufgetakelt, daß es dicht am Winde segelte, und als der Sturm

losbrach, konnten wir das Fahrzeug auf die geschützte Seite des Stromes bringen und uns in einen kleinen Nebenarm flüchten. Dort blieben wir zwei Tage, während deren der Sturm mit solcher Wut raste, daß ich mich, als ich ein paar hundert Meter in den nahen Wald gegangen war, wegen der großen Zahl mächtiger Bäume, die um mich herum vom Winde umgestürzt wurden, wieder zurückziehen mußte. Schwere Sorge um unsere Barken befiel uns. Offenbar hatten sie, wenn sie an dem Morgen unterwegs waren, die geschützte Flußseite nicht mehr erreichen können und waren vom Sturme gegen das andere Ufer getrieben und dort zerschellt worden. Ein Unglück schien kaum zweifelhaft.

Sobald die Wut des Sturmes nachgelassen hatte, segelten wir von unserm Zufluchtsort fort. Wir wußten, daß wir zwei Barkenabteilungen bald treffen mußten, aber wir segelten einen Tag, zwei Tage, und keine Spur von Barken war zu sehen. Mein Freund Marowsky konnte nicht mehr schlafen und essen und sah aus, als wäre er eben schwer krank gewesen. Den ganzen Tag saß er regungslos auf dem Deck und murmelte: „Alles ist verloren, alles ist hin.“ Dörfer gibt es nur wenige und in weiten Zwischenräumen in diesem Teile der Amurprovinz, und niemand konnte uns irgend welche Auskunft geben. Es brach von neuem ein Sturm los, und als wir bei Tagesanbruch ein Dorf erreichten, erfuhren wir endlich, es seien keine Barken vorübergekommen, aber große Mengen von Schiffstrümmern habe man am Tage vorher den Strom hinuntertreiben sehen. Es war kein Zweifel, daß wenigstens

vierzig Barken mit einer Ladung von etwa zweitausend Tonnen verloren gegangen waren. Dies bedeutete eine sichere Hungersnot für die untere Amurgegend, wenn nicht vom nächsten Frühjahr noch Lebensmittel herbeigeschafft wurden; aber das Ende der wasserreichen Zeit war schon nahe, die Schifffahrt mußte bald aufhören, und eine Telegraphenlinie gab es damals am Strom entlang noch nicht.

Wir hielten Beratung und kamen zu dem Beschluß, Marowsky sollte mit möglichster Beschleunigung zur Amurmündung segeln und den Versuch machen, in Japan noch vor dem Schluß der Schifffahrt Getreide einzukaufen. Inzwischen sollte ich so schnell als möglich stromaufwärts gehen, den Umfang der erlittenen Verluste feststellen und alles daransetzen, um die 400 Meilen den Amur und die Schilka aufwärts im Boot, zu Pferde oder mit dem Dampfer schnell hinter mich zu bringen. Je eher ich die Tschitaer Behörden benachrichtigen und, was sich von Lebensmitteln zusammenraffen ließ, fortschicken konnte, desto besser. Vielleicht war es zu ermöglichen, daß die Sendung wenigstens zum Teil noch im selben Herbst den oberen Amur erreichte, von wo sie dann im nächsten Frühjahr um so zeitiger nach dem Niederland verschifft werden konnte. Ein Gewinn von wenigen Wochen oder selbst Tagen war vielleicht im Falle einer Hungersnot von ungeheurem Werte.

Den ersten Teil der vierhundert Meilen legte ich im Ruderboot zurück, und nahm in jedem Dorf, das heißt, etwa alle vier Meilen, frische Ruderer. Es ging sehr langsam vorwärts, aber es kam vielleicht in zwei Wochen kein Dampfer den Strom herauf, und inzwischen hoffte ich

bis an die Stelle zu kommen, wo die Barken gescheitert waren, und zu sehen, ob etwas von den Lebensmitteln gerettet war. Dann konnte ich von der Mündung des Usuri (Chabarowsk) möglicherweise einen Dampfer benutzen. Die Kähne, die ich in den Dörfern erhielt, waren jämmerlich, und das Wetter war stürmisch. Wir hielten uns natürlich am Ufer, mußten aber hier und da einen Nebenarm des Amur von beträchtlicher Breite durchschneiden, und die Wellen, die der starke Wind erregte, drohten jeden Augenblick unser kleines Fahrzeug zum Kentern zu bringen. Eines Tages mußten wir über einen 700 Meter breiten Flußarm, auf dem sich kurze stürmische Wellen berghoch erhoben. Meine Ruderer, zwei Bauern, wurden von Schrecken ergriffen, ihre Gesichter wurden weiß wie Papier, und ihre blauen zitternden Lippen murmelten Gebete. Nur ein fünfzehnjähriger Knabe, der das Steuer führte, hielt in voller Ruhe sein wachsames Auge auf die Wellen gerichtet. Wenn sie einen Augenblick um uns herum zu sinken schienen, glitten wir dazwischen hindurch, aber wenn sie sich in bedrohlicher Höhe vor uns anstürmten, gab unser junger Steuermann dem Boote eine kleine Wendung und brachte es sicher durch die Wogen. Jede Welle füllte das Boot mit Wasser, und ich schöpfte es mit einem alten Ruder aus, wobei ich öfters wahrnehmen mußte, daß es schneller stieg, als ich es ausschaufeln konnte. Einmal, als das Boot von zwei solchen mächtigen Wellen Wasser schöpfte, kam ein Moment, wo ich auf ein Zeichen von einem der zitternden Ruderer die schwere, mit Kupfer und Silber gefüllte Tasche, die ich über der Schulter trug, bereits los-

machte . . . Derartige Überfahrten mußten wir mehrere Tage hintereinander durchmachen. Niemals zwang ich die Leute, hinüberzufahren, sondern freiwillig kamen sie, da sie wußten, warum Eile geboten war, im gegebenen Augenblick zu dem Entschluß, es müsse ein Versuch gemacht werden. „Siebenmal kann man nicht sterben, und einmal muß man es doch,“ pflegten sie nach einem alten russischen Sprichwort zu sagen, machten das Zeichen des Kreuzes, griffen zu den Rudern und fuhren hinüber.

So kam ich denn an den Hauptschauplatz des Unglückes. Im ganzen waren vierundvierzig Barken vom Sturme zerschellt worden. Eine Umladung hatte sich nicht ausführen lassen, und daher war nur sehr wenig von den Waren gerettet worden; zweitausend Tonnen Mehl waren verloren gegangen. Mit dieser Kunde setzte ich meine Reise fort.

Nach ein paar Tagen holte mich ein Dampfer ein, der langsam den Fluß hinauffroch, und als ich an Bord kam, erzählten mir die Passagiere, der Kapitän habe sich sinnlos betrunken und sei im Delirium über Bord gesprungen. Doch war er gerettet worden und lag nun krank in seiner Kabine. Sie baten mich, das Kommando zu übernehmen, was ich nicht ablehnen konnte. Bald fand ich aber zu meiner großen Verwunderung, daß alles so ausgezeichnet von selbst ging, daß ich fast gar nichts zu tun hatte, wenn ich auch den ganzen Tag auf der Brücke paradierte. Von ein paar Minuten wirklicher Verantwortlichkeit abgesehen, die eintraten, wenn der Dampfer zur Einnahme des als Heizmaterial dienenden Holzes anlegte,

und außer ein paar aufmunternden Worten an die Heizer, sie möchten ans Werk gehen, sobald nur die Morgendämmerung uns erlaubte, die Umrisse der Ufer ein wenig zu unterscheiden, brauchte ich in keiner Weise einzugreifen. Ein Lotse, der die Karte zu deuten verstand, hätte das Kommando genau so gut führen können.

Mit Hilfe des Dampfers, einen großen Teil des Weges aber auch zu Pferde zurücklegend, erreichte ich schließlich Transbaikalien. Der Gedanke an die Hungersnot, die nächstes Frühjahr am Unterlauf des Amurs auszubrechen drohte, lastete die ganze Zeit über drückend auf mir. Mir ging der kleine Dampfer die reisende Schilka hinauf nicht schnell genug vorwärts, so stieg ich aus und ritt an hundert Meilen mit einem Kosaken den Argun hinauf auf einem der wildesten Bergpfade Sibiriens, und wir machten immer erst um Mitternacht Halt, um unser Lagerfeuer anzuzünden. Auch die zehn oder zwanzig Stunden, die ich durch diese Anstrengung gewinnen konnte, waren nicht zu verachten, denn jeder Tag brachte uns dem Schluß der Schifffahrt näher; schon bildete sich nachts auf dem Flusse Eis. Schließlich traf ich an der Schilka, in der Sträflingskolonie Kara, den Gouverneur von Transbaikalien und meinen Freund, den Obersten Pedaschenko, und der Gouverneur übernahm es, für sofortige Verschiffung aller aufzutreibenden Lebensmittel Sorge zu tragen. Ich dagegen machte mich sofort auf, in Irkutsk ausführlich Bericht zu erstatten.

Die Leute in Irkutsk wunderten sich, daß ich die weite Reise hatte so schnell zurücklegen können, aber ich war auch völlig erschöpft. Ich erholte mich dadurch, daß

ich eine Woche lang täglich so viele Stunden schlief, daß ich mich schämen würde, die Zahl hier mitzuteilen.

„Haben Sie sich zur Genüge ausgeruht?“ fragte mich der Generalgouverneur etwa eine Woche nach meiner Ankunft. „Wären Sie imstande, morgen als Kurier nach Petersburg zu gehen und selbst über den Verlust der Barken Bericht zu erstatten?“

Das hieß so viel als in zwanzig Tagen — nicht einen mehr — eine weitere Entfernung von 640 Meilen zwischen Irkutsk und Nischni Nowgorod durchmessen, denn von hier konnte ich dann mit der Eisenbahn nach Petersburg fahren; es hieß Tag und Nacht im Postkarren, der in jeder Station zu wechseln war, dahinjagen, denn kein Wagen kann auf die Dauer solch eine Eilfahrt über die gefrorenen Straßen aushalten. Aber die Aussicht, meinen Bruder Alexander zu sehen, war zu lockend für mich, als daß ich nicht hätte auf das Anerbieten eingehen sollen, und so brach ich denn am nächsten Abend auf. Als ich die Niederungen Westsibiriens und des Ural erreichte, wurde die Reise eine wahre Qual. An manchen Tagen zerbrachen die Karrenräder in den gefrorenen Geleisen bei jeder Station. Die Flüsse fingen an zuzufrieren, und ich mußte über den Ob in einem Boote mitten durch Treibeis fahren, das jeden Augenblick unser schwaches Fahrzeug zu erdrücken drohte. Als ich am Tom anlangte, auf dem das Treibeis in der Nacht vorher gerade zusammengefroren war, wollten mich zuerst die Bauern nicht übersehen und verlangten dann ‚eine Quittung‘.

„Was für eine Quittung wollt ihr?“

„Nun, Sie schreiben auf ein Papier: ‚Ich, der Unterzeichnete, bezeuge hiermit, daß ich nach Gottes Willen ertrunken bin und nicht durch Schuld der Bauern‘, und dieses Papier geben Sie uns.“

„Mit Vergnügen — drüben, auf der andern Seite.“

Schließlich brachten sie mich hinüber. Ein Knabe — ein mutiger, kluger Knabe, den ich aus der Menge ausgelesen hatte — schritt dem Zuge voraus und prüfte die Stärke des Eises mit einer Stange. Ich folgte ihm mit meiner Depeschentasche auf den Schultern, und wir beide waren an lange Leinen gebunden, die fünf uns in einiger Entfernung folgende Bauern hielten. Einer von diesen trug noch ein Bund Stroh, um es auf das Eis zu werfen, wo es nicht stark genug zu sein schien.

Endlich erreichte ich Moskau, wo ich meinen Bruder auf dem Bahnhofe traf, und von da fuhren wir sofort weiter nach Petersburg.

Es ist doch etwas Großes um die Jugend. Als ich nach einer solchen Reise, die vierundzwanzig Tage und Nächte dauerte, früh in Petersburg ankam, lieferte ich an demselben Tage meine Depeschen ab und verfehlte nicht, auch bei einer Tante oder eigentlich Cousine von mir einen Besuch zu machen. Sie war von entzückender Liebenswürdigkeit. „Wir haben heute abend eine kleine Tanzgesellschaft. Willst du kommen?“ Natürlich wollte ich. Und nicht nur gekommen, sondern auch getanzt bis zum dämmernden Morgen!

Als ich in Petersburg war und mit den vorgesetzten Behörden verkehrte, begriff ich erst, warum man mich zu

mündlicher Berichterstattung geschickt hatte. Kein Mensch wollte an die Möglichkeit eines solchen Unglücksfalles glauben. „Sind Sie an der Stelle gewesen?“ „Haben Sie den Untergang der Barken mit eigenen Augen gesehen?“ „Sind Sie völlig sicher, daß sie nicht einfach die Lebensmittel gestohlen und Ihnen die Trümmer von ein paar Barken gezeigt haben?“ So lauteten die Fragen, die man mir vorlegte.

Die hohen Beamten, die in Petersburg an der Spitze der sibirischen Verwaltung standen, waren geradezu bezaubernd in ihrer unschuldvollen Unkenntnis sibirischer Verhältnisse. „Mais, mon cher,“ sagte einer von ihnen zu mir — er sprach immer französisch — „wie wäre es möglich, daß vierzig Barken auf der Newa zugrunde gingen, ohne daß ihnen jemand zu Hilfe käme?“ „Die Newa?“ rief ich aus, „legen Sie drei — vier Newas nebeneinander, und Sie haben den unteren Amur!“

„Ist er wirklich so gewaltig?“ Und zwei Minuten später schwatzte er in vorzüglichem Französisch über alle möglichen Dinge. „Wann haben Sie den Maler Schwarz zuletzt gesehen? Ist nicht sein ‚Jwan der Schreckliche‘ ein wundervolles Bild? Wissen Sie, warum man Kufel verhaften wollte?“ Und er erzählte mir des langen und breiten von einem an ihn gerichteten Briefe, in dem er um Unterstützung des polnischen Aufstandes angegangen wurde. „Wissen Sie, daß Tschernischewsky verhaftet worden ist? Er ist jetzt in der Festung.“

„Weshalb? Was hat er getan?“ fragte ich.

„Nichts Besonderes, nichts! Aber, mon cher, Sie

wissen — das Staatsinteresse! — So ein kluger, schrecklich kluger Mann! Und er hat solchen Einfluß auf die Jugend gehabt! Sie begreifen, eine Regierung kann das nicht dulden! Intolérable, mon cher, dans un État bien ordonné!“

Graf Ignatiew stellte dergleichen Fragen nicht; er kannte den Amur sehr gut, und er kannte auch Petersburg. Nach verschiedenen scherzhaften Äußerungen und geistreichen Bemerkungen über Sibirien, die er mit erstaunlicher Lebhaftigkeit vorbrachte, sagte er zu mir: „Es trifft sich außerordentlich glücklich, daß Sie dort waren und die Wracke gesehen haben. Und ‚sie‘ waren schlau genug, Sie zum Bericht zu senden. Klug gehandelt! Zuerst wollte niemand etwas von den Barken glauben. ‚Ein neuer Schwindel‘ dachte man. Aber nun sagen die Leute, Sie wären als Page gut bekannt und wären erst ein paar Monate in Sibirien gewesen, Sie würden daher die Leute dort nicht decken, wenn es Schwindel wäre; man verläßt sich auf Sie!“

Der Kriegsminister, Dmitri Miljutin, war der einzige hohe Verwaltungsbeamte in Petersburg, der die Sache mit Ernst anfaßte. Er legte mir viele Fragen vor, die alle den Kern trafen. Sofort beherrschte er den Gegenstand, und unsere ganze Unterhaltung entwickelte sich in kurzen Sätzen, ohne Übereilung und ohne Wortvergeudung: „Die Siedelungen an der Küste sollen zur See Zufuhr erhalten, meinen Sie? Nur die andern von Tschita aus? Ganz recht. Aber wenn es nächstes Jahr wieder einen Sturm gibt — werden da dieselben vernichtenden Folgen eintreten?“ „Nein, wenn die Barken von zwei kleinen

Schleppdampfern gezogen werden.“ „Wird das genügen?“ „Ja, bei einem Dampfer würde der Verlust nicht halb so groß gewesen sein.“ „Sehr wahrscheinlich. Schreiben Sie mir, bitte; bringen Sie alles vor, was sie sagten — ganz einfach — keine Förmlichkeiten!“

Nach kurzem Aufenthalt in Petersburg kehrte ich noch im selben Winter nach Irkutsk zurück, wo ich in wenigen Monaten mit meinem Bruder zusammentreffen sollte, der in das Offizierskorps des Regiments der Irkutsk-Kosaken aufgenommen war.

Im Winter durch Sibirien zu reisen gilt für etwas Schreckliches, während es doch, alles in allem genommen, angenehmer ist als eine Reise daselbst während irgend einer andern Jahreszeit. Die schneebedeckten Wege sind vorzüglich, und wenn die Kälte auch sehr streng ist, kann man sie doch sehr gut aushalten. Lang ausgestreckt im Schlitten liegend, wie es allgemein in Sibirien Sitte ist, in dicke, innen und außen mit Pelz besetzte Decken gehüllt, leidet man auch bei dreißig bis vierzig Grad unter Null wenig von der Kälte. Ich reiste mit Kuriergeschwindigkeit, d. h. ließ bei jeder Station schnell die Pferde wechseln und nahm nur einmal des Tages einen längeren Aufenthalt von einer Stunde, um mein Mittagmahl zu halten; so kam ich nach neunzehn Tagen in Irkutsk an. Vierzig Meilen täglich gilt in solchen Fällen als Normalgeschwindigkeit, und ich erinnere mich, daß ich die letzten 130 Meilen meiner Reise in siebenzig Stunden zurücklegte. Die Kälte war nicht gar streng, die Wege befanden sich in ausge-

zeichnetem Zustande, die Kutscher erhielt ich durch reichliche Spenden von Silbergeld bei guter Laune, und die drei kleinen, leichten Pferde vor unserem Schlitten schienen mit großem Behagen über Berg und Tal, über den stahlharten Eispiegel der Flüsse und durch die Wälder mit ihrem unter den Sonnenstrahlen tausendfach glitzernden Silberkleide dahinzutraben.

Ich wurde jetzt zum Attaché des Generalgouverneurs von Ostsibirien für die Kosakenangelegenheiten ernannt und hatte meinen Wohnsitz in Irkutsk, aber zu tun hatte ich eigentlich nichts Rechtes. Alles seinen gewohnten Schladrian gehen zu lassen und von allen Neuerungen abzusehen, das war jetzt die Lösung, die von Petersburg ausging. Mit Vergnügen ging ich daher auf den Vorschlag ein, eine geographische Forschungsreise nach der Mandchurei zu unternehmen.

Fünfzehntes Kapitel.

Als Händler verkleidet durch die Mandchurei. — Den Sungari hinauf bis Kirin. — Von den Goldminen nach Tschita.

Ein Blick auf die Karte von Asien zeigt, daß die russische Grenze, die in Sibirien im großen und ganzen den fünfzigsten Breitengrad innehält, sich in Transbaikalien plötzlich nach Norden wendet. Sie folgt sechzig Meilen weit dem Argunflusse, wendet sich dann, nachdem sie den Amur

erreicht hat, nach Südosten, so daß Blagowesschensk wieder etwa in der Breitenhöhe des fünfzigsten Grades gelegen ist. Vom südöstlichen Teile Transbaikaliens (Neu-Zuruchaitu) bis Blagowesschensk am Amur beträgt die Entfernung in gerader Linie von West nach Ost hundert Meilen, dagegen den Argun und Amur entlang mehr als das Doppelte. Dazu ist der Verkehr längs des nicht schiffbaren Argun äußerst beschwerlich, im Unterlauf des Flusses wird er nur durch einen Gebirgspfad gefährlichster Art vermittelt.

Transbaikalien ist sehr reich an Vieh, und die in seinem südöstlichen Winkel ansässigen Kosaken, die wohlhabende Viehzüchter sind, wünschten lebhaft eine direkte Verbindung mit dem mittleren Amur, wo ihre Produkte guten Absatz finden konnten. Von den Mongolen, mit denen sie in Handelsverbindung standen, hatten sie erfahren, daß es keine Schwierigkeit machen würde, nach Osten zu über das Große Chingangebirge den Amur zu erreichen. Ginge man gerade nach Osten, hieß es, so käme man auf eine alte Chinesenstraße, die über den Chingan nach der mandschurischen Stadt Mergen am Nonni, einem Zufluß des Sungari, führe, von wo man auf einer vorzüglichen Straße an den mittleren Amur gelange.

Man bot mir an, die Leitung einer Handelskarawane, die die Kosaken zur Auffindung dieses kürzeren Weges aussenden wollten, zu übernehmen, was ich mit Begeisterung annahm. Kein Europäer hatte diese Gegend je besucht, und ein russischer Topograph, der vor wenigen Jahren den Weg einschlug, war getötet worden. Nur

zwei Jesuiten waren noch zur Zeit des Kaisers Kan-si vom Süden aus bis nach Mergen gekommen und hatten die geographische Breite des Ortes bestimmt. Das ganze ungeheure Gebiet nördlich davon, hundert Meilen in der Länge und hundertundvierzig Meilen in der Breite, war völlig unbekannt. Ich schlug in allen Büchern, deren ich habhaft werden konnte, nach, um mich über diese Gegend zu orientieren. Niemand, nicht einmal chinesische Geographen, wußten etwas davon. Außerdem war es von großem Werte, den mittleren Amur mit Transbaikalien in Verbindung zu setzen, wie auch Zuruchaitu im südöstlichen Transbaikalien jetzt der Ausgangspunkt der transmandschurischen Eisenbahn werden soll. So waren wir die Pioniere jenes großen Unternehmens.

Es bestand aber eine Schwierigkeit. Der Vertrag mit China gestand den Russen freien Handel mit dem ‚Kaiserreich China und der Mongolei‘ zu. Die Mandschurei war im Vertrage nicht erwähnt und konnte ebenso gut als ausgeschlossen wie als eingeschlossen gelten. Die chinesischen Grenzbehörden vertraten jene, die Russen diese Deutung. Da überdies in dem Vertrage nur von Handelsverkehr die Rede war, so würde man einen Offizier in die Mandschurei nicht eingelassen haben. Ich mußte daher die Rolle eines Händlers übernehmen, kaufte in Irkutsk verschiedene Waren ein und machte mich, als Kaufmann verkleidet, auf den Weg. Der Generalgouverneur ließ mir einen Paß ausstellen, für den Kaufmann der zweiten Gilde zu Irkutsk, Peter Alexejew, und seine Begleiter und ermahnte mich, wenn die chinesischen Behörden mich ver-

haften und nach Peking und von da durch die Wüste Gobi nach der russischen Grenze bringen sollten — sie pflegten die Gefangenen durch die Mongolei in Käfigen auf Kamelen zu transportieren — ihn durch Nennung meines Namens nicht bloßzustellen. Natürlich ging ich auf alle Bedingungen ein; der Versuchung, ein Land zu betreten, das noch kein Europäer gesehen hatte, konnte mein Forschungseifer unmöglich widerstehen.

Meine Identität in Transbaikalien zu verhehlen, war nicht leicht. Die Kosaken sind ein außerordentlich neugieriges Volk — in dieser Beziehung echte Mongolen — und ein Fremder, der in ein Kosakendorf kommt, wird zwar von dem Hausherrn, bei dem er ein Unterkommen findet, mit größter Gastfreundschaft behandelt, aber dabei auch einem förmlichen Verhör unterworfen.

„Eine unangenehme Reise, wie?“ so leitet er wohl die Unterhaltung ein; „ein weiter Weg von Tschita, nicht wahr? Und vielleicht noch weiter für einen, der noch hinter Tschita zu Hause ist. Etwa in Irkutsk? Treiben da Handel vermutlich. Viele Handelsleute machen diesen Weg. Sie wollen auch nach Nertschinsk, nicht? Ja, Leute in Ihrem Alter sind gewöhnlich verheiratet, und ich denke, Sie haben auch eine Familie daheim gelassen. Viel Kinder? Nicht lauter Knaben, denk' ich?“ Und so geht's eine ganze halbe Stunde fort.

Der dortige Chef der Kosaken, Hauptmann Burghöwden, kannte seine Leute, und wir hatten dementsprechend unsere Maßregeln getroffen. In Tschita und Irkutsk hatten wir uns oft mit theatralischen Aufführungen vergnügt und zu-

meist Stücke von Ostrowsky dargestellt, deren Stoffe fast durchweg dem Leben des Kaufmannsstandes entnommen sind. Ich spielte in solchen Stücken mehrmals mit und fand an der schauspielerischen Tätigkeit solches Gefallen, daß ich sogar einmal an meinen Bruder einen begeisterten Brief schrieb, in dem ich ihm meinen leidenschaftlichen Wunsch gestand, die militärische Laufbahn aufzugeben und zur Bühne zu gehen. Meist stellte ich junge Kaufleute dar und hatte ihre Art zu reden und sich zu bewegen und aus der Untertasse Tee zu trinken — die ich damals bei meinen Nikolskojer volkswirtschaftlichen Studien kennen zu lernen, gute Gelegenheit gehabt hatte — so ziemlich heraus. Jetzt konnte ich diese meine Fertigkeit zu einem guten Zwecke verwenden.

„Nehmen Sie Platz, Peter Alexejewitsch,“ sagte Hauptmann Burghöwden zu mir, wenn der kochende Teekessel Dampfvolken aussendend, auf dem Tische stand.

„Danke ergebenst, wir wollen hier bleiben,“ erwiderte ich, setzte mich in gehöriger Entfernung auf eine Stuhllecke und fing an, meinen Tee in der unverfälschten Art eines Moskauer Kaufmanns zu schlürfen, während Burghöwden fast bersten wollte vor Lachen, wenn ich ‚mit stieren Augen‘ auf meine Untertasse blies und in ganz besonderer Weise mikroskopische Stückchen von einem kleinen Zuckerwürfel abbis, der für ein halbes Duzend Tassen reichen sollte.

Wir wußten, daß die Kosaken bald die Wahrheit betreffs meiner Person herausbringen würden, aber es war von Wichtigkeit, ein paar Tage zu gewinnen, damit ich noch unerkannt die Grenze überschreiten konnte. Ich muß

meine Rolle nicht übel gespielt haben, denn die Kosaken behandelten mich wie einen kleinen Kaufmann. In einem Dorfe winkte mir, als ich vorüberging, eine alte Frau und fragte mich: „Kommen noch mehr Leute hinter Ihnen auf der Straße, mein Lieber?“

„Niemand, Großmutter, soviel ich weiß.“

„Es heißt, ein Fürst, Kapotsky, wird kommen. Kommt er?“

„Ach, so; Ihr habt recht, Großmutter; Seine Hoheit wollten auch von Irkutsk kommen. Aber wie können sie? So eine Reise! Paßt nicht für Sr. Gnaden. So sind Sr. Gnaden geblieben, wo sie gewesen sind.“

„Freilich, freilich, wie kann er?“

Kurz, wir kamen ohne Schwierigkeit über die Grenze. Wir waren elf Kosaken, ein Tunguse und ich selbst, alle zu Pferde. Wir führten vierzig Pferde zum Verkaufen mit, sowie zwei Karren, von denen einer, ein zweiräderiger, mir gehörte und das Tuch, den Falbel und anderes, was ich in meiner Eigenschaft als Kaufmann mitgenommen hatte, enthielt. Ich besorgte meine Pferde selbst und sah nach meinem Karren. Den einen Kosaken hatten wir zum ‚Ältesten‘ der Karawane bestimmt, und als solcher hatte er allein mit den chinesischen Behörden zu verkehren. Alle Kosaken sprachen mongolisch, und der Tunguse verstand mandschurisch. Natürlich wußte jeder von den elf Kosaken, wer ich war — einer von ihnen kannte mich von Irkutsk her — aber keiner verriet mich, da sie wohl begriffen, daß der Erfolg des Unternehmens davon abhing. Ich trug wie alle andern ein langes blaues baumwollenes

Gewand, und die Chinesen schenkten mir keine Beachtung, so daß ich unbemerkt die Kompaßaufnahmen machen konnte. Am ersten Tage, als noch alle möglichen chinesischen Soldaten in der Hoffnung auf ein Glas Brantwein sich an uns drängten, konnte ich oft nur einen verstohlenen Blick auf meinen Kompaß werfen und mußte die Höhe und Entfernungen in meiner Tasche hinfrikeln, ohne mein Papier herauszunehmen. Waffen führten wir gar nicht. Nur unser Tunguse, der auf Freiersfüßen ging, hatte seine Luntenschloßflinte mitgenommen und erlegte damit Damwild, dessen Fleisch wir verzehrten, während er die Pelze als Kaufpreis für seine Zukünftige behielt.

Als sie keinen Brantwein mehr bekamen, ließen uns die chinesischen Soldaten allein. Nun schlugen wir eine rein östliche Richtung ein, suchten uns einen Weg, so gut es ging, über Berg und Tal und stießen wirklich nach vier oder fünf Tagen auf die chinesische Straße, die uns über den Chingan nach Mergen führen sollte.

Zu unserem Erstaunen fanden wir, daß der große Höhenrücken, der sich auf unseren Karten so schwarz und schrecklich erhebt, sehr leicht zu überschreiten war. Wir holten auf dem Wege einen alten, ganz erbärmlich aussehenden chinesischen Beamten ein, der in einem zweiräderigen Karren reiste. In den letzten zwei Tagen ging die Straße bergauf, und man erkannte auch aus der Beschaffenheit des Landes die beträchtliche Höhenlage. Der Boden wurde sumpfig und der Weg kotig; der Graswuchs war dürrig, und die Bäume zeigten einen dünnen, unentwickelten Wuchs und waren oft verkrüppelt und mit Flechten bedeckt. Wald-

lose Berge erhoben sich rechts und links, und schon malten wir uns aus, welche Mühsale uns die Übersteigung der Wasserscheide bereiten würde, als wir sahen, wie der alte chinesische Würdenträger vor einem ‚Obo‘, das heißt, einem Haufen von Steinen und Baumzweigen, an denen Bündel von Pferdehaaren und kleine Stücke Stoff hingen, ausstieg. Er zog Haare aus der Mähne seines Pferdes und befestigte sie an den Zweigen. „Was ist das?“ fragten wir. „Der Obo; das Wasser vor uns fließt jetzt zum Amur.“ „Und der Chingan?“ „Den haben wir nun hinter uns. Vom Amur trennen uns keine Berge mehr, nur noch Hügel.“

Unserer Karawane bemächtigte sich eine beträchtliche Aufregung. „Die Flüsse gehen zum Amur, zum Amur!“ rief einer dem andern zu. Als ihre Lebtag hatten die alten Kosaken von dem großen Strome sprechen hören, wo die Weinrebe wild wächst, wo die Wiesen sich an hundert Meilen weit ausdehnen und Millionen von Menschen Reichtum geben könnten. Als dann der Amur von Rußland annektiert war, hörten sie von der langen Reise dahin, von den Schwierigkeiten für die ersten Ansiedler und von dem gedeihlichen Zustande, dessen sich ihre Verwandten am oberen Amur erfreuten, und nun hatten wir einen kurzen Weg dahin gefunden! Vor uns lag ein steiler Abfall, und im Zickzack führte die Straße hinunter zu einem kleinen Flusse, der sich durch ein wirres Meer von Bergen seinen Lauf bahnte und zum Amur floß. Kein Hindernis gab es mehr zwischen uns und dem großen Strome. Ein Reisender wird mein Entzücken bei dieser unerwarteten geographischen Entdeckung verstehen. Was

die Kosaken betrifft, so sprangen sie eiligst ab und hängten auch ihrerseits Büschel von den Haaren ihrer Pferde an die auf den Obo geworfenen Zweige. Die Sibirier empfinden allgemein eine gewisse Scheu vor den Götzen der Heiden. Sie achten sie nicht sehr hoch, „aber,“ sagen sie, „diese Götter sind bössartige Geschöpfe, die auf Unheil sinnen, und es tut nimmer gut, mit ihnen auf schlechtem Fuße zu stehen. Es ist weit vorteilhafter, durch kleine Ehrfurchtsbezeigungen ihre Gunst zu erkaufen.“

„Schau, hier ist ein sonderbarer Baum, das muß eine Eiche sein!“ riefen sie, als wir den Abhang hinunterritten. Die Eiche gedeiht in Sibirien überhaupt nicht und findet sich erst am Ostabhang der großen Hochebene. „Sieh nur, Rußbäume!“ rief der nächste. „Und was für ein Baum ist das?“ sagten sie, wenn sie eine Linde oder andere in Sibirien nicht vorkommende Bäume sahen, die mir als zur mandschurischen Flora gehörig bekannt waren. Die Nordländer, die so lange von wärmeren Ländern geträumt hatten und sie nun vor sich sahen, waren entzückt. Sie warfen sich auf den mit üppigem Graswuchs bedeckten Boden und betrachteten ihn mit verliebten Blicken, am liebsten hätten sie ihn geküßt. Nun brannten sie vor Verlangen, den Amur so schnell wie möglich zu erreichen, und als wir vierzehn Tage später vier Meilen vom Flusse entfernt unser letztes Lagerfeuer anzündeten, ergriff sie eine kindliche Ungeduld. Bald nach Mitternacht fingen sie an, ihre Rosse zu satteln, lange vor der Morgendämmerung ließ ich auf ihren Wunsch aufbrechen, und als wir schließlich von einer Anhöhe den gewaltigen Strom zu Gesicht

bekamen, da glänzten die Augen dieser sonst so gleichgültigen, poetischen Stimmungen wenig zugänglichen Sibirier beim Anblick der blauen Gewässer des majestätischen Amur von poetischem Feuer. Zweifellos kam es früher oder später mit oder ohne den Beistand der russischen Regierung, vielleicht sogar gegen ihren Wunsch, zu einer Besiedelung der jetzt so öden, aber einer reichen Entwicklung fähigen Landstrecken auf beiden Seiten des Flusses durch russische Ansiedler und stand dasselbe Los dem ungeheuren menschenleeren Gebiete der nördlichen Mandschurei bevor in der gleichen Weise, wie die Ufer des Mississippi von den kanadischen „voyageurs“ kolonisiert wurden.

Übrigens hatte uns, wie ich noch erwähnen muß, der halbblinde chinesische Beamte, mit dem wir den Chingan überschritten, nach Anlegung seines blauen Mantels und seines Würdenhutes mit einem Glasknopf an der Spitze am nächsten Morgen erklärt, er würde uns nicht weiter gehen lassen. Unser Ältester hatte ihn und seinen Gehilfen in unserm Zelte empfangen, und der Alte erhob gegen unsere Weiterreise alle möglichen Einwendungen, die ihm sein Begleiter zuflüsterte. Wir sollten an der Stelle bleiben, er werde unsern Paß nach Peking schicken, um weitere Befehle einzuholen, worauf wir uns aber in keinem Falle einlassen wollten. Dann nahm er wieder Anstoß an unserm Paß.

„Was ist das für ein Legitimationspapier?“ sagte er, verächtlich auf unsern Paß blickend, der aus wenigen auf einen gewöhnlichen Bogen Papier in russischer und mongolischer Sprache geschriebenen Zeilen bestand und nur ein

einfaches Siegel trug. „Das können Sie selbst geschrieben und mittels einer Kupfermünze untersiegelt haben,“ bemerkte er. „Sehen Sie meinen Paß, der sieht doch nach etwas aus;“ und dabei entrollte er vor unsern Augen ein zwei Fuß langes mit chinesischen Schriftzeichen bedecktes Papier.

Ich saß während dieser Konferenz ruhig daneben und packte etwas in meinen Koffer. Da fiel mir eine Nummer der ‚Moskauer Zeitung‘ in die Hände. Dieses Blatt, Eigentum der Moskauer Universität, hatte am Kopfe der ersten Seite einen Adler aufgedruckt. „Zeige ihm dies,“ sagte ich zu unserem Ältesten. Er entfaltete das mächtige Blatt und zeigte auf den Adler. „Den andern Paß haben wir zum Vorweisen,“ sagte unser Ältester, „aber diesen haben wir für uns selbst.“ „Wie, ist das alles über euch geschrieben?“ fragte der Alte erschreckt. „Alles über uns,“ erwiderte unser Ältester, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

Der Chineser — eine echte Beamtenseele — schaute ganz betäubt auf solche Fülle von Schriftwerk. Er musterte uns alle, den Kopf schüttelnd. Aber sein Begleiter flüsterte ihm wieder ins Ohr, worauf er erklärte, er werde uns die Reise nicht fortsetzen lassen.

„Genug geredet,“ sagte ich zum Ältesten, „gib den Befehl zum Aufsitzen.“ Die Kosaken waren derselben Meinung, und im Augenblick brach unsere Karawane auf, doch versprachen wir dem alten Beamten noch, als wir uns von ihm verabschiedeten, wir würden in unserm Bericht erklären, er habe, abgesehen von der Anwendung von Gewalt, die unter den Umständen unmöglich war,

alles getan, was in seiner Macht stand, uns vom Eindringen in die Mandschurei abzuhalten, und es sei nicht seine Schuld, wenn wir doch hineingekommen seien.

Wenige Tage darauf waren wir in Mergen, wo wir ein paar unbedeutende Handelsgeschäfte abschlossen, und bald erreichten wir die chinesische Stadt Nigun auf dem rechten Ufer des Amur und auf dem linken die russische Stadt Blagowestschensk. Wir hatten den direkten Verbindungsweg und sonst noch manches Interessante entdeckt, wie den Randgebirgscharakter des Chingan, seine leichte Überschreitbarkeit, die Lage der tertiären Vulkane in der Gegend von Ujun Choldontsi, die in der geographischen Literatur so lange rätselhaft waren, und anderes. Daß ich mich als ein geriebener Handelsmann bewährt hätte, kann ich nicht behaupten, denn in Mergen forderte ich (in gebrochenem Chinesisch) für eine Uhr hartnäckig fünf- unddreißig Rubel, als mir der chinesische Käufer schon fünf- undvierzig geboten hatte; aber die Kosaken verstanden das Handeln um so besser. Sie verkauften alle ihre Pferde sehr gut, und als sie auch meine Pferde, meine Waren und alles übrige verhandelt hatten, stellte es sich heraus, daß das ganze Unternehmen die russische Regierung die bescheidene Summe von ganzen zwei- undzwanzig Rubeln — fünf- undvierzig Mark — gekostet hatte.

Diesen ganzen Sommer brachte ich mit Fahrten auf den Amur hin. Ich kam bis an seine Mündung oder vielmehr sein Ästuarium, bis Nikolajewsk, wo ich mit dem Generalgouverneur zusammentraf, in dessen Begleitung ich

dann im Dampfer den Usuri hinauffuhr. Im Herbste machte ich aber eine noch interessantere Reise den Sungari hinauf, mitten in das Herz der Mandschurei, bis nach Girin oder — nach der südlichen Aussprache — Kirin.

Viele asiatischen Ströme entstehen durch die Vereinigung zweier gleich mächtigen Flüsse, so daß der Geograph in Verlegenheit gerät, welchen er als Hauptstrom und welchen als Nebenfluß ansehen soll. Ingoda und Onon bilden vereinigt die Schilka, aus der Vereinigung von Schilka und Argun entsteht der Amur, und Amur und Sungari zusammen bilden wieder den mächtigen Strom, der nach Nordosten fließt und in den unwirklichen Breiten der tartarischen Straße sich in den Stillen Ozean ergießt.

Bis zum Jahre 1864 war der große mandschurische Strom, der Sungari, kaum bekannt. Das Wenige, das wir von ihm wußten, stammte noch von den Jesuiten her. Jetzt, wo die Erforschung der Mongolei und Mandschurei von neuem in Angriff genommen werden sollte und sich die bis dahin in Rußland herrschende Furcht vor China als übertrieben herausstellte, drangen wir Jüngeren sämtlich in den Generalgouverneur, den Sungari erforschen zu lassen. Gerade vor den Toren der Amurprovinz ein ungeheures Gebiet zu haben, das kaum besser bekannt war als die afrikanische Wüste, erschien uns wie eine Herausforderung. Wirklich entschloß sich auch General Korsakow, einen Dampfer den Sungari hinaufgehen zu lassen und zwar unter dem Vorwand, er wolle dem Statthalter der Giriner Provinz eine Freundschaftsbotschaft senden. Ein russischer Konsul aus Urga sollte diese Bot-

schaft überbringen. Ein Arzt, ein Astronom und meine Person, sämtlich unter dem Kommando des Obersten Tschernjajew, wurden auf einem kleinen Dampfer, dem Usuri, der noch außerdem eine Barke voll Kohlen im Schlepptau führte, auf die Expedition ausgesandt. Es begleiteten uns auf unserer Fahrt noch fünfundzwanzig Soldaten, die ihre Gewehre sorgfältig in den Kohlen versteckt hatten.

Da die Vorbereitungen zu dem ganzen Unternehmen in größter Eile erfolgten, war der kleine Dampfer in keiner Weise für eine so zahlreiche Gesellschaft eingerichtet, aber wir waren alle voll Begeisterung und nisteten uns, so gut es eben ging, in den winzigen Kabinen ein. Freilich mußte einer von uns auf einem Tische schlafen, und es stellte sich nach der Abfahrt heraus, daß nicht einmal Messer und Gabeln für uns alle da waren, von andern Bedürfnissen nicht zu reden. Einer bediente sich daher beim Essen seines Federmessers, und mein chinesisches Messer mit zwei Stäbchen, das die Stelle einer Gabel vertrat, bildete eine willkommene Ergänzung unserer Ausstattung.

Die Fahrt den Sungari aufwärts war keine leichte Aufgabe. In seinem Unterlauf, wo er dasselbe Tiefland wie der Amur durchfließt, ist er sehr flach, und obwohl unser Dampfer nur drei Fuß Tiefgang hatte, reichte die Flußrinne nicht einmal hierfür aus. An manchen Tagen rückten wir nur acht Meilen vorwärts und strichen nicht selten mit dem Kiel über das sandige Flußbett, so daß wir immer wieder mit einem Ruderboot nach tieferen Stellen des Flußbettes suchen mußten. Aber unser junger

Kapitän hatte sich fest vorgenommen, noch in diesem Herbst bis Girin zu kommen, und wir rückten diesem Ziele täglich näher, wenn auch nur um eine kleine Strecke. Je höher wir den Fluß hinaufkamen, desto schöner fanden wir seine Ufer und desto leichter wurde die Schifffahrt; und als wir erst die Sandwüsten bei seiner Vereinigung mit seinem Bruderfluß, dem Nonni, hinter uns hatten, wurde unsere Fahrt bequem und angenehm. In wenigen Wochen erreichten wir so die Hauptstadt jener mandschurischen Provinz. Die Topographen hatten während der Fahrt eine vorzügliche Karte vom Flusse aufgenommen. Da leider keine Zeit zu verlieren war, landeten wir selten in einem Dorfe oder einer Stadt. Es fanden sich nur wenige weit voneinander liegende Ortschaften an den Ufern. Denn im Unterlauf durchschneidet der Sungari, wie wir gesehen haben, Tiefland, das regelmäßigen Überschwemmungen ausgesetzt ist, und bei der weiteren Fahrt segelten wir etwa zwanzig Meilen weit zwischen Sanddünen dahin. Erst am Oberlauf und als wir Girin näher kamen, fanden wir eine dichte Bevölkerung.

Hätten wir das Ziel verfolgt, freundliche Beziehungen mit der Bevölkerung der Mandchurei anzuknüpfen, und nicht nur den Sungari zu erforschen, so hätte man unser Unternehmen für einen völligen Fehlschlag erklären können. Die mandschurischen Behörden hatten es noch frisch im Gedächtnis, wie acht Jahre früher Murawjews ‚Besuch‘ zur Einverleibung des Amur und des Usuri führte, sie konnten daher nicht ohne Argwohn auf diese neuen und ungeladenen Gäste blicken. Die fünfundzwanzig unter den

Kohlen versteckten Gewehre, deren Vorhandensein man den chinesischen Behörden vor unserer Abreise pflichtgemäß gemeldet hatte, erregte ihren Verdacht noch mehr, und als unser Dampfer vor der volkreichen Stadt Girin vor Anker ging, hatten sich, wie wir fanden, alle Kaufleute daselbst mit verrosteten Schwertern aus irgend einem Arsenal versehen. Man hinderte uns zwar nicht, die Straßen zu betreten, aber sobald wir landeten, wurden alle Läden geschlossen, und die Kaufleute durften uns nichts verkaufen. Lebensmittel wurden an Bord unseres Dampfers als Geschenk geschickt und keine Bezahlung dafür angenommen.

Der Herbst näherte sich schnell seinem Ende, schon hatte der Frost eingesetzt, und wir mußten eilends umkehren, da wir am Sungari nicht überwintern konnten. Kurz, wir bekamen wohl Girin zu sehen, sprachen aber mit niemand als den beiden Dolmetschern, die jeden Morgen zu uns an Bord kamen. Doch unser Zweck war erfüllt: wir hatten festgestellt, daß der Fluß schiffbar ist, und von seinem Laufe von der Mündung bis Girin eine vorzügliche Karte entworfen, die es uns ermöglichte, den Rückweg unter Vollampf glatt zurückzulegen. Nur einmal lief unser Fahrzeug auf eine Sandbank. Aber die Giriner Behörden, die vor allem unsere Überwinterung auf dem Flusse zu vermeiden wünschten, schickten zweihundert Chinesen, mit deren Hilfe wir bald wieder flott wurden. Als ich ins Wasser sprang, einen Stock ergriff und unser Flußlied ‚Dubinuschka‘ anstimmte, nach dessen Weise alle tattgemäß auf einmal angreifen können, machte dies den Chinesen ungeheuren Spaß, und nach verschiedenen solchen Rucken

war unser Dampfer wieder im Fahrwasser. Durch dieses unbedeutende Ereignis wurden die herzlichsten Beziehungen zwischen uns und den Chinesen hergestellt; ich meine natürlich die Masse der Bevölkerung, die den anmaßenden mandschurischen Beamten nichts weniger als geneigt zu sein schien.

Wir legten bei verschiedenen von Verbannten des himmlischen Reiches bewohnten Dörfern an und fanden die herzlichste Aufnahme. Insbesondere hat sich ein Abend meinem Gedächtnis eingepägt. Wir kamen, als es schon dunkel wurde, zu einem malerisch gelegenen Dorfe. Ein paar von uns gingen an Land, und ich wanderte allein durch den Ort. Eine dichte Schar von etwa hundert Chinesen sammelte sich um mich, und obgleich ich kein Wort von ihrer Sprache verstand, so wenig, wie sie von der meinen, so unterhielten wir uns doch höchst freundschaftlich durch Gebärden und Handbewegungen. Einem zum Zeichen der Freundschaft die Hand leicht auf die Schulter zu legen, ist sicher ein internationales Verständigungsmittel und sich gegenseitig Tabak anzubieten und ein Licht angeboten zu erhalten, sind ebenfalls internationale Ausdrucksweisen freundschaftlicher Gesinnung. Eines interessierte sie vor allem: warum hatte ich trotz meiner Jugend einen Bart, den sie erst mit sechzig trugen? Als ich ihnen aber durch Zeichen zu verstehen gab, daß ich ihn, wenn ich weiter nichts zu essen hätte, verzehrte, ging der Scherz von Mund zu Mund. Sie wieherten vor Lachen und wiederholten ihre Liebesungen, indem sie mir die Hände auf die Schultern legten, noch häufiger. Sie führten mich herum und

zeigten mir ihre Häuser; jeder bot mir seine Pfeife an, und der ganze Haufen gab mir ein freundschaftliches Geleite zum Dampfer. Ich muß bemerken, daß es in diesem Dorfe keinen einzigen Boshko (Polizisten) gab. Auch in anderen Dörfern wurden unsere Soldaten und ich selbst schnell gut Freund mit den Chinesen; sobald sich aber ein Boshko zeigte, war alles vorbei. Dafür hätte man auch die ‚Gesichter‘ sehen sollen, die sie hinter dem Boshko zu schneiden pflegten. Offenbar haßten sie diese Vertreter der Obrigkeit.

Die Expedition ist seitdem in Vergessenheit geraten. Der Astronom Th. Usoltsew und ich haben darüber in den Mitteilungen der Sibirischen Geographischen Gesellschaft berichtet; aber ein paar Jahre später gingen bei einem furchtbaren Brande in Irkutsk alle noch vorhandenen Exemplare der Mitteilungen, sowie die Originalkarte des Sungari in Flammen auf, und erst im Jahre 1898, als die Arbeiten an der transmandschurischen Bahn begannen, gruben russische Geographen unsere Berichte wieder aus und ersahen aus ihnen, daß der große Fluß schon vor fünfundzwanzig Jahren durch unsere Expedition erforscht war.

Da die Zeit der Reformen vorüber war, versuchte ich wenigstens so viel zu tun, als unter den gegebenen Verhältnissen noch ausführbar schien, mußte mich aber bald von der völligen Nutzlosigkeit derartiger Bemühungen überzeugen. In meiner neuen Eigenschaft als Attaché des Generalgouverneurs für die Kosakenangelegenheiten

untersuchte ich zum Beispiel aufs gründlichste die wirtschaftliche Lage der Usuri-Kosaken, deren Ernten jedes Jahr mißrieten, so daß sie die Regierung, um sie vor einer Hungersnot zu retten, jeden Winter füttern mußte. Als ich mit meinem Berichte vom Usuri eintraf, beglückwünschte man mich allerseits, Beförderung und besondere Anerkennung wurden mir zuteil. Alle von mir empfohlenen Maßregeln wurden gutgeheißen und spezielle Summen zur Unterstützung der Auswanderung wie zur Anschaffung von Vieh für die Bleibenden meinen Vorschlägen gemäß ausgeworfen. Aber die praktische Ausführung der Maßregeln legte man in die Hände eines alten Trunkenbolds, der das Geld vergeudete und die armen Kosaken dadurch zu guten Ackerbauern machen wollte, daß er sie unbarmherzig peitschen ließ. Und so ging es allenthalben, vom Winterpalast in Petersburg an bis zum Usuri und Kamtschatka.

Die sibirischen höheren Verwaltungsbehörden waren von den besten Absichten beseelt, und ich kann nur wiederholen, daß die dortige Verwaltung, alles in allem genommen, viel besser und aufgeklärter war und viel mehr die Wohlfahrt des Landes im Auge hatte als die Verwaltung irgend einer andern russischen Provinz. Aber es war eben doch eine Verwaltung, ein Zweig des in Petersburg wurzelnden Baumes, und das genügte völlig, die besten Absichten zu vereiteln und alle Regungen eines eigenen regionalen Lebens und Fortschritts lahmzulegen. Was von Persönlichkeiten des Bezirkes zum Besten des Landes in die Wege geleitet wurde, erregte Mißtrauen und stieß sofort auf zahlreiche unüberwindliche Schwierig-

keiten, die nicht sowohl in dem bösen Willen der maßgebenden Personen ihren Grund hatten, — die Personen sind meist besser als die Einrichtungen — sondern bloß darin, daß diese Personen einer pyramidenförmigen, zentralisierten Verwaltung angehörten. Gerade der Umstand, daß die sibirische Regierung ihre Quelle in einer fernen Hauptstadt hatte, veranlaßte sie, alles vom Gesichtspunkt eines Beamten anzusehen, der zuerst daran denkt, was seine Vorgesetzten sagen werden, und wie sich alles in die Verwaltungsmaschine einfügt, nicht aber an die Interessen des Landes.

Immer mehr wandte sich daher meine Tatkraft wissenschaftlicher Erforschung zu. 1865 richtete ich meine Aufmerksamkeit auf den westlichen Teil des Sajangebirges, wo ich einen neuen Einblick in den Aufbau des sibirischen Hochlands gewann und eine zweite ausgedehnte vulkanische Gegend an der chinesischen Grenze entdeckte. Das Jahr darauf unternahm ich zuletzt noch eine lange Reise, um eine direkte Verbindung zwischen den Goldminen der Provinz Jakutsk (am Vitim und an der Olokma) und Transbaikalien ausfindig zu machen. Während der Jahre von 1860 bis 1864 hatten die Mitglieder der sibirischen Expedition eine solche Verbindung auffinden wollen und den Versuch gemacht, die verschiedenen äußerst wilden und steinigen, einander parallelen Höhenrücken, welche die Minen von Transbaikalien trennen, quer zu überschreiten. Als sie aber vom Süden her in diese Gegend kamen und die öden, anscheinend sich an hundert Meilen nordwärts erstreckenden Bergreihen vor sich sahen, kehrten sie außer

einem um, und dieser eine wurde von den Eingeborenen getötet. Offenbar mußte die Expedition, um erfolgreich zu sein, die Richtung von Norden nach Süden einschlagen und so von der traurigen, unbekanntem Ode zu wärmeren und bevölkerten Gegenden hinüberführen. Zufällig wurde mir auch während der Vorbereitungen für unsere Reise eine Karte gezeigt, die ein Eingeborener mit seinem Messer auf ein Stück Rinde gezeichnet hatte. Diese kleine Karte — nebenbei, ein glänzender Beweis von dem Nutzen, den der Sinn für Geometrie auch auf den tiefsten Stufen der Gesittung gewährt, — kam mir so überraschend naturähnlich vor, daß ich mich völlig darauf verließ und meine Reise nach ihren Angaben ins Werk setzte. Mit einem jungen vielversprechenden Naturforscher, Polakow, und einem Topographen ging ich zuerst die Lena hinunter zu den nördlichen Goldminen. Hier rüsteten wir die Expedition aus, indem wir uns mit Vorräten auf drei Monate versahen, und brachen dann nach Süden auf. Ein alter jakutischer Jäger, der einmal vor zwanzig Jahren den auf der tungusischen Karte verzeichneten Weg zurückgelegt hatte, übernahm unsere Führung durch das volle fünfzig Meilen breite Bergland längs den Flußtälern und Schluchten, wie sie das Messer des Tungusen in die Birkenrinde geschnitten hatte. Und er führte uns wirklich glücklich hinüber, obwohl es keinen Pfad gab, dem man folgen konnte, und alle die zahlreichen, sämtlich mit Wald bestandenen Täler, in die man von der Höhe eines Bergpasses schaute, dem ungeübten Auge völlig gleich erschienen.

Diesmal also wurde der Weg gefunden. Nachdem

wir drei Monate lang in den fast unbewohnten Bergwüsten und über sumpfige Hochebenen gewandert waren, erreichten wir endlich unser Ziel, Tschita. Wie ich höre, ist dieser Weg jetzt von Nutzen, indem man auf ihm Vieh von Sünden nach den Goldminen transportiert. Für mich persönlich war die Reise insofern von größtem Werte, weil sie mich allein später befähigt hat, den Schlüssel zu dem geographischen Aufbau der sibirischen Gebirge und Hochebenen zu finden — doch dies Buch will keine ausführlichen Reisebeschreibungen bieten, und so muß ich abbrechen.

Sechzehntes Kapitel.

Was mich der Aufenthalt in Sibirien gelehrt hat; — Polnische Verbannte in Ostsibirien. — Ihr Aufstand. — Austritt aus dem Militärdienst.

Die Jahre, die ich in Sibirien verlebte, lehrten mich vieles, das ich schwerlich wo anders hätte lernen können. Es wurde mir bald klar, daß es völlig unmöglich sei, für die große Masse des Volkes auf dem gewöhnlichen Wege der Verwaltung etwas wirklich Heilsames zu schaffen. Dieser Illusion entsagte ich ein für allemal. Sodann ging mir ein Verständnis nicht nur für die Menschen und den menschlichen Charakter, sondern auch für die inneren Triebfedern des sozialen Lebens auf. Die konstruktive Arbeit, die von der namenlosen Menge getan wird, aber so selten in Büchern Erwähnung findet, und die große Bedeutung dieser konstruktiven Arbeit für die Entwicklung sozialer

Formen trat mir überzeugend vor Augen. Wenn ich zum Beispiel beobachten konnte, wie sich die Duchoborengemeinden in der Amurgegend ansiedelten, wenn ich sah, welchen ungeheuren Vorteil ihnen ihre halbkommunistische, brüderliche Organisation gewährte, wenn ich erkannte, wie wunderbar ihre Ansiedlungen, im Gegensatz zu all den Mißerfolgen der staatlichen Kolonien ringsumher, in Blüte standen, so lernte ich damit etwas, das sich aus Büchern nimmer lernen läßt. Wenn ich ferner unter den Eingeborenen lebte und die keineswegs einfachen Formen der sozialen Organisation, die sie weitab vom Einflusse jeder Zivilisation ausgearbeitet haben, in ihrer Wirkung beobachtete, so hieß das Lichtwellen über Lichtwellen sammeln, die auf das, was ich später las, ihren aufhellenden Schein warfen. Es war ein Anschauungsunterricht, der mich klar erkennen ließ, welchen Anteil die ungenannten Massen an allen wichtigen historischen Geschehnissen, selbst den kriegerischen, haben, und meine Auffassung entsprach etwa der, wie sie Tolstoi in seinem denkwürdigen Werke ‚Krieg und Frieden‘ über das Verhältnis zwischen den Führern und den Massen zum Ausdruck bringt.

Aufgewachsen in der Familie eines über ein Heer von Leibeigenen herrschenden Grundherrn, trat ich wie alle jungen Leute damals mit der festen Überzeugung ins praktische Leben, Befehlen, Anordnen, Schelten, Strafen und so weiter sei ganz unerläßlich. Als ich aber sehr bald ernsthafte Unternehmungen ausführen und mit den Menschen mich auseinandersetzen mußte, wobei jeder falsche Schritt sofort bedenkliche Folgen nach sich zog, da wurde mir der

ganze Unterschied klar, der zwischen einem auf Befehl und Disziplin beruhenden Verfahren und einem auf den Grundsatz des allgemeinen Verständnisses sich stützenden beruht. Das erstere ergibt wunderbare Resultate bei einer militärischen Parade, aber es versagt im wirklichen Leben völlig, wo das erstrebte Ziel nur durch die Anstrengung vieler gleichgerichteten Willen erreicht werden kann. Wenn ich auch damals meine Wahrnehmungen noch nicht in den Schlagworten, wie sie sich im Parteikampfe ausgebildet haben, formulierte, so kann ich doch jetzt sagen, daß mir in Sibirien der vorher von mir gehegte Glauben an die Staatsdisziplin völlig verloren ging. So wurde ich dazu vorbereitet, ein Anarchist zu werden.

Zwischen meinem neunzehnten und fünfundzwanzigsten Lebensjahre hatte ich wichtige Reformpläne auszuarbeiten, mit Hunderten von Menschen auf dem Amur zusammen tätig zu sein, mit lächerlich geringen Mitteln gefährliche Expeditionen vorzubereiten und auszuführen und so fort, und wenn ich hierbei regelmäßig mehr oder minder Erfolg hatte, so schreibe ich dies nur dem Umstande zu, daß ich bald erkannte, von wie geringem Werte Befehlen und Disziplin bei ernster Arbeit sind. Männer der Initiative braucht man überall; ist aber einmal der Anstoß gegeben, so muß das Unternehmen, besonders in Rußland, nicht in militärischer Weise, sondern sozusagen auf kommunalem Wege, vermittels gemeinsamen Einvernehmens ausgeführt werden. Ich wünschte, alle, die Pläne im Sinne der Staatsordnung entwerfen, könnten erst die Schule des wirklichen Lebens durchmachen, bevor sie ihren Staatsutopien

nachzujagen beginnen. Dann bekämen wir weit weniger, als es jetzt der Fall ist, von Plänen einer pyramidenförmigen und militärischen Organisation der Gesellschaft zu hören.

Bei alledem verlor das Leben in Sibirien für mich immer mehr an Anziehungskraft, obwohl mein Bruder Alexander im Jahre 1864 zu mir nach Irkutsk kam, wo er Chef einer Kosaken Schwadron war. Wir freuten uns unseres Beisammenseins, lasen viel und disputierten über alle philosophischen, wissenschaftlichen und soziologischen Tagesfragen, sehnten uns aber beide nach geistig anregendem Verkehr, den es in Sibirien nicht gab. Die gelegentliche Durchreise Rafael Pumpellys oder Adolf Bastians — der einzigen beiden Männer der Wissenschaft, die Irkutsk während meines dortigen Aufenthalts besuchten — war für uns beide ein Ereignis. Das wissenschaftliche und insbesondere das politische Leben Westeuropas, von dem uns die Zeitungen Kunde brachten, zog uns an, und in unserer Unterhaltung kamen wir immer wieder auf unsere Rückkehr nach Rußland zurück. Endlich öffnete uns der Aufstand der polnischen Verbannten im Jahre 1866 die Augen über die falsche Stellung, die wir beide als russische Offiziere einnahmen.

Ich selbst befand mich weit entfernt im Witingebirge, als die polnischen Verbannten, die in den Felsen längs des Baikalsees eine neue Straße bauen mußten, einen verzweifelten Versuch machten, ihre Ketten zu brechen und sich durch die Mongolei nach China durchzuschlagen. Man schickte Truppen gegen sie, und ein russischer Offizier —

ich will ihn Potalow nennen — wurde von den Aufständischen getötet. Auf meinem Rückwege nach Irkutsk, wo etwa fünfzig Polen vor das Kriegsgericht kommen sollten, hörte ich erst davon. Da die kriegsgerichtlichen Verhandlungen in Rußland öffentlich stattfinden, so wohnte ich den Irkutsker Sitzungen bei und schickte ausführliche Berichte an ein Petersburger Blatt, das sie zum großen Ärger des Generalgouverneurs unverkürzt veröffentlichte.

Elftausend Polen, Männer und Frauen, hatte man nach dem Aufstande von 1863 allein nach Ostsibirien geschleppt. Es waren zumeist Studenten, Künstler, frühere Offiziere, Edelleute und besonders Handwerker aus der intelligenten und hochentwickelten Arbeiterbevölkerung Warschaus und anderer polnischen Städte. Zum großen Teil mußten sie schwere Arbeit verrichten, während der Rest im ganzen Lande zerstreut in Dörfern lebte, wo es keine Arbeit für sie gab und sie nicht einmal genug verdienten, ihren Hunger zu stillen. Die zur Zwangsarbeit Verurteilten hatten entweder in Tschita die Amurbarken zu bauen — und diese waren noch am besten daran — oder sie arbeiteten in den kaiserlichen Eisen- oder in den Salzwerken. Ich sah sie in einer Hütte an der Lena halbnaakt um einen ungeheuren mit Salzsole gefüllten Kessel stehen und die dicke kochende Sole mit langen Schaufeln umrühren; in der Hütte herrschte eine höllische Temperatur, während durch die weitgeöffneten Türen ein heftiger eisiger Luftstrom hereindrang. Nach zwei Jahren solcher Arbeit waren diese Märtyrer zweifellos der Auszehrung erlegen.

Später verwendete man die polnischen Verbannten in

beträchtlicher Zahl als Erdarbeiter beim Bau einer Straße längs der Südküste des Baikalsees. Dieser schmale achtzig Meilen lange von schönen 3000 bis 5000 Fuß über seinen Spiegel sich erhebenden Bergen eingeschlossene See trennt Transbaikalien und den Amur von Irkutsk. Im Winter kann man auf dem Eise und im Sommer mittels Dampfer über ihn gelangen, aber sechs Wochen im Frühjahr und ebenso lange im Herbst erreicht man Tschita und Kjachta (auf dem Wege nach Peking) von Irkutsk nur zu Pferde auf einem weiten Umwege über 7000 bis 8000 Fuß hohe Berge. Als ich einmal diesen Weg zurücklegte, bereitete mir der Anblick der noch im Mai schneebedeckten Berglandschaft hohen Genuß, aber sonst war die Reise wahrhaft fürchterlich. Um nur 12 Kilometer auf die Höhe des Hauptpasses, Chamardaban, zu kommen, brauchte ich einen vollen Tag von drei Uhr morgens bis acht Uhr abends. Beständig sanken unsere Pferde durch den tauenden Schnee und gerieten wiederholt mit ihren Reitern tief in das eisige Wasser, das unter der Schneekruste floß. Man beschloß daher, eine dauernde Straße am Südufer des Sees zu bauen und zu diesem Zwecke innerhalb der steilen, fast senkrecht aufsteigenden Felsen einen Weg am Seegefade herauszusprennen und hundert reißende Gießbäche, die von den Bergen in den See hinabstürzen, zu überbrücken. Zu dieser schweren Arbeit wurden polnische Verbannte kommandiert.

Verschiedentlich sind russische politische Verbannte im Laufe des letzten Jahrhunderts in großen Haufen nach Sibirien verschickt worden, aber sie trugen ihr Los mit

der den Russen eigenen Ergebung, ohne je einen Empörungsversuch zu machen, sie ließen sich Zoll für Zoll ohne Widerstand vernichten. Dagegen zeigten die Polen — zu ihrer Ehre sei es gesagt — niemals einen solchen Grad von Unterwürfigkeit, und diesmal kam es zu offenem Aufstand. Offenbar hatten sie keine Aussicht auf Erfolg, aber trotzdem empörten sie sich. Vor ihnen lag der große See, in ihrem Rücken ein Gürtel völlig unzugänglicher Berge, hinter denen sich die Wüsten der nördlichen Mongolei ausdehnten. Nichtsdestoweniger faßten sie den Entschluß, mit Hilfe der furchtbaren Waffen, die aus dem polnischen Aufstande bekannt sind, — der an langen Stangen lanzenähnlich befestigten Sensen — ihre Wachen zu überwältigen, über die Berge und durch die Mongolei sich nach China einen Weg zu bahnen, und dort auf englischen Schiffen eine Zuflucht zu finden. Eines Tages kam nach Irkutsk die Nachricht, die an der Baikalsee arbeitenden Polen hätten ein Duzend Soldaten entwaffnet und wären in offene Empörung ausgebrochen. Nur achtzig Mann konnte man aus Irkutsk gegen sie schicken, diese fuhren im Dampfschiff über den Baikal, um den Aufständern auf der andern Seite des Sees entgegenzutreten.

Der Winter des Jahres 1866 war in Irkutsk ausnahmsweise langweilig verlaufen. In der sibirischen Hauptstadt macht man nicht solche Standesunterschiede wie in den russischen Provinzialstädten, und der Irkutsker ‚Gesellschaft‘, die im Winter jeden Donnerstag zusammen kam, gehörten außer den zahlreichen Offizieren und Beamten auch die Frauen und Töchter der Handelsleute und sogar die Priester-

familien an. Aber diesen Winter wollten die Abendgesellschaften gar nicht ‚ziehen‘. Nicht einmal Liebhabervorstellungen hatten Erfolg, und selbst das Spiel, das sonst in Irkutsk in großartigem Maßstabe betrieben wurde, wollte nicht recht in Flor kommen; bei den Beamten herrschte eine bedenkliche Geldknappheit, und auch die Minenbeamten, die nach Irkutsk kamen, erfreuten sich diesmal nicht der Banknotenfülle, mit der diese bevorzugten Sterblichen sonst den edlen Rittern vom grünen Tische frisches Lebensblut zuführten. Die ‚Saison‘ war entschieden langweilig, gerade so recht geeignet, für spiritistische Sitzungen mit redenden Tischen und redenden Geistern Stimmung zu machen. Ein Herr, der im Winter vorher durch volkstümliche Erzählungen, die er mit großem Talent vortrug, die Gunst der Irkutsker Gesellschaft gewonnen hatte, wandte sich nun, als er merkte, daß das Interesse für ihn und seine Geschichten abnahm, dem Spiritismus als einer neuen Unterhaltungsquelle zu. Bei seiner Geschicklichkeit gelang es ihm innerhalb einer Woche, ganz Irkutsk durch redende Geister in die höchste Aufregung zu versetzen. Die da nicht wußten, wie sie die Zeit totschlagen sollten, fühlten sich zu neuem Leben erweckt. In jedem Gesellschaftszimmer erschienen klopfende Tische, und Liebeleien gingen mit Geisterbeschwörungen Hand in Hand. Leutnant Potalow gab sich beidem mit tödlichem Ernste hin, dem Tischrücken wie der Liebe. Vielleicht hatte er mit der letzteren nicht solches Glück wie mit den Klopfgeistern, jedenfalls suchte er, als die Nachricht von der Empörung der Polen ankam, um die Erlaubnis nach, die achtzig Soldaten an Ort und Stelle begleiten zu

dürfen, von der Hoffnung beseelt, mit dem Strahlenkranz kriegerischen Ruhmes zurückzukehren.

„Ich marschiere gegen die Polen,“ schrieb er in sein Tagebuch; „es wäre so interessant, eine leichte Verwundung davonzutragen.“

Er fand den Tod. Als die ‚Schlacht mit den Empörern‘, deren glanzvolle Beschreibung man in den Annalen des Generalstabs nachlesen kann, begann, ritt er neben dem Obersten, der die Soldaten kommandierte. Langsam rückten die Soldaten vor, als sie auf einige fünfzig Polen stießen, von denen fünf oder sechs Gewehre trugen, während die übrigen mit Stöcken und Sensen bewaffnet waren. Sie standen im Walde und schossen von Zeit zu Zeit ihre Gewehre ab. Die Soldaten erwiderten das Feuer. Potalow hat den Obersten zweimal, absteigen und einen Vorstoß in den Wald machen zu dürfen. Ärgerlich hieß ihn der Oberst bleiben, wo er wäre. Trotzdem war der Leutnant im nächsten Augenblicke verschwunden. Man hörte im Walde mehrere Schüsse hintereinander, worauf ein wildes Geschrei ertönte; die Soldaten stürzten nach der Stelle hin und fanden den Leutnant auf dem Gras in seinem Blute. Die Polen feuerten ihre letzten Schüsse ab und ergaben sich; die ‚Schlacht‘ war vorüber, und Potalow war tot. Mit dem Revolver in der Hand war er in das Dickicht gestürzt, wo er mehrere mit Sensen bewaffnete Polen fand. Blindlings feuerte er alle seine Schüsse auf sie ab und verwundete einen leicht, worauf die andern mit ihren Sensen auf ihn losstürzten.

Am andern Ende der Straße diesseits des Sees ver-

fuhren zwei russische Offiziere aufs abscheulichste gegen die Polen, die dort am Straßenbau beschäftigt waren, aber an dem Aufstand nicht teilnahmen. Einer von den beiden Offizieren drang sogar unter Flüchen in das Zelt der Polen und schoß seinen Revolver auf die nichts ahnenden Insassen ab, wobei er zwei schwer verwundete.

Jetzt verlangte die Logik der sibirischen Militärbehörden, daß nunmehr, da ein russischer Offizier getötet wäre, mehrere Polen zum Opfer fallen müßten. Das Kriegsgericht verurteilte fünf zum Tode: Szaramowicz, einen schönen dreißigjährigen Pianisten, den Führer der Aufständischen, Celinski, einen Mann von sechzig Jahren, der früher Offizier im russischen Heere gewesen war, und drei andere, deren Namen mir entfallen sind.

Der Generalgouverneur suchte in Petersburg telegraphisch um die Erlaubnis zum Aufschub der Urteilsvollstreckung an den Insurgenten nach, erhielt aber keine Antwort. Er hatte uns versprochen, sie nicht erschießen zu lassen. Als er aber ein paar Tage vergeblich auf ein Telegramm gewartet hatte, ließ er das Urteil heimlich früh am Morgen ausführen. Vier Wochen später brachte die Post den Bescheid aus Petersburg, wonach dem Gouverneur anheimgegeben wurde, ‚nach seinem besten Ermessen‘ zu handeln. Inzwischen waren fünf tapfere Männer erschossen.

Nach allgemeinem Urteil war die Empörung eine Narrheit. Und doch hatte diese tapfere kleine Schar etwas erreicht. Die Bluturteile und die Roheiten der beiden Offiziere, die durch die Gerichtsverhandlungen bekannt

wurden, verursachten in Oesterreich Aufsehen und Aufregung, und diese Macht unternahm diplomatische Schritte zugunsten der Galizier, die an dem Aufstand von 1863 teilgenommen hatten und nach Sibirien geschickt worden waren. Bald nach der Revolte wurde das Los der polnischen Verbannten in Sibirien wesentlich gebessert, und das hatten sie den Insurgenten zu verdanken, jenen fünf Tapferen, die in Irkutsk erschossen wurden, und ihren Kameraden.

Für meinen Bruder und mich brachte dieser Aufruhr eine große Lehre. Wir erkannten klar, was die Zugehörigkeit zum Heere bedeutete. Ich selbst war, wie ich bereits berichtet habe, damals weit entfernt, aber mein Bruder befand sich in Irkutsk, und seine Schwadron wurde gegen die Aufrührer entsandt. Glücklicherweise kannte der Chef des Regiments, dem mein Bruder angehörte, seine Gesinnung und beauftragte unter irgend einem Vorwand einen andern Offizier mit dem Kommando über den mobilisirten Teil der Schwadron.

Wäre dies nicht geschehen, so würde Alexander natürlich den Gehorsam verweigert haben; und ich hätte es gleichfalls getan, wenn ich in Irkutsk gewesen wäre.

Wir beschlossen daher, die militärische Laufbahn ohne weitere Verzögerung aufzugeben und nach Rußland zurückzukehren. Dies war keine so einfache Sache, zumal da Alexander in Sibirien geheiratet hatte; doch schließlich waren alle Schwierigkeiten überwunden, und im Anfang des Jahres 1867 befanden wir uns auf dem Wege nach Petersburg.

Schluß des ersten Bandes.